Binnen der rothen Tonne.

Dritter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke in Berlin**, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in den meisten Leihbibliotheken vorräthig zu finden sind:

Alexis, Wilibald, Der Roland von Berlin. 3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1½ Thlr.

Alexis, Wilibald, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, oder. Vor fünfzig Jahren. Vaterl. Roman. 2. Aufl: 5 Bde. Geh. 2½ Thlr.

Alexis, Wilibald, Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländ. Roman. Dritte Volks-Ausgabe. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Alexis, Wilibald, Der Wärwolf. Vaterländischer Roman. (Fortsetzung von: „Die Hosen des Herrn von Bredow.") Zweite Volks-Ausgabe. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Alexis, Wilibald, Der falsche Woldemar. Zweite Volks-Ausgabe. 3 Bde. Geh. 1½ Thlr.

Alexis, Wilibald, Dorothe. Ein Roman aus der Brandenburgischen Geschichte. 3 Bde. Geh. 1½ Thlr.

Douai, Adolph, Land und Leute in der Union. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Goltz, Bogumil, Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Zweite Aufl. in eleg. farb. Umschlag geh. 1 Thlr

Goltz, Bogumil, Physiognomie und Charakteristik des Volkes. Geh. 1 Thlr.

Goltz, Bogumil, Zur Charakteristik und Naturgeschichte des deutschen Genius. Zweite Ausgabe von „Die Deutschen." 2 Theile in 1 Band. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Goltz, Bogumil, Typen der Gesellschaft. Ein Complimentirbuch ohne Complimente Dritte Ausgabe. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr.

Goltz, Bogumil, Die Bildung und die Gebildeten. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr.

Harrer, M., Der arme Tom. Roman. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Maron, Dr. H., Japan und China. Reiseskizzen, entworfen während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Binnen

der rothen Tonne.

Novellenbuch der Niederelbe.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Ein Admiralitätslootse.

Von hüben nach drüben 153
Die Deichschau 241

Ein Admiralitätslootse.

Junges, lediges Volk war von Hamburg und aus See in Cuxhafen angekommen, das wollte sich einen lustigen Tag machen. Darum gingen sie nach der Schenke zum Engelsmann, die nun längst verschollen ist, und sagten zum Wirth:

„Heute Abend laßt aufspielen und laßt alle Dirnen holen, die Beine haben, wir wollen flott tanzen und trinken.

Da rieb sich der Wirth vergnügt die Hände. Er schickte nach dem lahmen Geiger und dem blinden Flötenbläser, steckte lange Talglichter auf die eisernen Wandleuchter und sperrte die Thüren weit auf.

Die Gäste kamen nach und nach. Die Dirnen von der nächsten Nähe; die Matrosen aus der Havannah, aus der Mittellandssee und wer weiß, woher noch. Lauter wurde es mit jedem Augenblicke und als der abgedankte Postillon mit der rothen Nase sein Horn vor der Thür blies und dann nach dem

Musikantentisch hinkte, kannte die Lust keine Gränzen mehr.

„Anfangen!“ rief der Wirth und schlug die Hände zusammen. Das Orchester gehorchte.

„Da sind sie Alle!“ schrie ein lustiger Matrose. „Die Liesbeth, die Trina, die Grete! Aber ...“

Er hielt inne und sah sich nach rechts und links um:

„Sie ist nicht da!“ setzte er seine Rede fort, und die Andern, die ihn verstanden, fragten laut den Wirth:

„Engelsmann, wo ist die Janna?“

Ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, fragte ein hierorts nicht heimischer Matrose:

„Wer ist die Janna?“

Die Schönste von allen Dirnen zehn Meilen in der Runde!“ war die Antwort. „Eine Dirne, wie Milch und Blut; süß wie Honig und resolut wie ein Hochbootsmann nach dem ersten steifen Glase.“

Die Liesbeth zupfte der Grete am Rock und flüsterte ihr zu:

„Nun höre Den da! Sollte man nicht glauben, die Janna sei vom Amtmannshofe, oder gar eine Capitains-tochter! Und ist doch nur eines Jollenführers Waisen-

kind mit einer großen Aussteuerkiste, worin drittehalb Hemden liegen."

„Anderthalb nur!" entgegnete die Grete. „Sie ist arm, wie eine Kirchenmaus. Alles will sie mit ihrem schönen Gesicht zwingen. Als ob wir ..."

Die Grete stockte, denn die Liesbeth sagte:

„Ich weise Alle ab, die zu mir kommen, weil sie die Janna nicht haben können. Wollen auch zeigen, daß wir unsern Kopf für uns haben."

„Heda, Liesbeth!" rief der Matrose, der vorhin nach der Janna fragte. „Willst 'nen Hopser?"

„Einen Hopser? Den habe ich lange nicht getanzt!" sagte sie, einschlagend. „Da ist meine Hand. Aber nicht zu langsam!"

Die Lust war im vollen Gange. Die Luft wurde heißer; die Lichter brannten trüber. Die Matrosen tranken die Gläser leer und der Wirth schenkte sie wieder voll. Einer that es dem Andern zum Schabernack und das Spiel wollte nicht enden.

Da trat eine zierliche Rundjacke ein; das ostindische Seidentuch leicht um den Hals geschlungen und den Strohhut auf das linke Ohr. Die vergoldeten Knöpfe an der Jacke leuchteten hell, aber noch heller lachte das ganze Gesicht, als er auf das schöne Mädchen blickte, welches er am Arm hatte.

„Hollah Ahoi!" rief er eintretend. „Schwenkt Euch einen halben Strich Backbord ab, damit wir vollbrassen und in die Linie hineinschießen können. Das will es thun! Vorwärts mit der Musik!"

„Trara! Trara!" blies der Postillon und lustigen Sinnes flog das neu hinzugekommene Paar allen Andern voran.

„Nun kann ich mich zusammen nehmen!" sagte der Wirth zu einem Nachbar, der ihm öfters hülfreiche Hand leistete. „Das ist der junge Franz Meiners mit der Janna. Dem ist Nichts gut genug und er will immer aufgewartet sein, als ob er der Capitain eines Dreideckers wäre. Nun, er hat es ja dazu. Da ist er schon. Guten Abend, Steuermann Meiners. Was steht zu Diensten?"

„Negus von Portwein, Engelsmann, und für meine Tänzerin ein Glas vom süßen. Du hast doch süßen?"

„Alten Malaga, Steuermann Meiners," antwortete dieser und brachte die vollen Gläser. „Wohl bekomme es Euch!"

Nun trinke, Janna, und lasse es Dir schmecken! Nachher machen wir einen Galop!" sagte Franz Meiners, ihr das Glas darreichend. „Denke, daß der Jürgen Wulff nichts dagegen hat."

„Was geht Den mein Tanzen an?“ fragte sie schnippisch und wies den Wein zurück.

„Nun, ich dachte! Weil Ihr denn doch von Kindesbeinen an zusammen gewesen seid und weil er halb und halb Dein Bräutigam ist . . .“

„Wer hat das gesagt?“

„Die alten Muhmen und Basen tragen es von Haus zu Haus. Eigentlich ist es ein lustiges Stück von einer Dirne, ohne den Bräutigam zum Tanze zu gehen. Sie werden Dir wieder Eins anhängen.“

„Ich frage nichts nach den losen Mäulern der neidischen Dirnen!“ sagte Janna erregt. „Ich bin frei und kann gehen, wohin es mir beliebt. Dich habe ich durchaus nicht zum Tänzer verlangt, sondern Du hast vor der Thür auf mich gelauert und mich bei'm Arm genommen, ohne mich zu fragen. Jetzt lasse ich Dich stehen mit sammt Deinem Wein und wenn Du zehen Mal der Steuermann Meiners bist, der noch durch das Examen muß, so gut, als der dumme Jürgen.“

„Der dumme Jürgen!“ lachte Franz Meiners laut auf. „Ein Kerl, der von seinem Mädchen der dumme Jürgen genannt wird, ist mir nicht gefährlich. Lasse Du den Jürgen Wulff laufen, Janna. Wir Beiden

passen weit eher zusammen und Frau Capitainin klingt besser, als Frau Lootsin, oder so etwas dergleichen."

Die Augen des Mädchens leuchteten hell. „Ist das Dein Ernst, Franz Meiners?"

„Warum denn nicht? Ich habe hierorts das schönste Haus und bekomme das schönste Schiff, warum soll ich nicht auch die schönste Frau haben? Aber nun fängt der Galop an! Laßt uns allstunds vollbrassen."

Und dahin flog das jugendlich-schöne Paar in das dichteste Gedränge. Die Uebrigen flogen hintendrein und die Lust war im Steigen.

An demselben Abend, wo es in der Engelsmannsschenke lustig herging, war es draußen trübe und naßkalt. Der südliche Wind kam über den Deich und warf sich auf die wogende Elbe, die grollend und tollend eine Welle über die andere hinwarf.

Ein alter Mann, der in seiner engen Stube am Webestuhl saß, horchte einige Male auf und sagte vor sich hin:

„Ich glaube, der Wind geht noch mehr nach Süden. Spüre es an dem Zuge vom Fenster her. Das ist nicht gut. Südwind am Michaelistage bedeutet nichts Gutes. Als mein armer Bruder Niklas am

Michaelistage in die weite Welt ging, blies auch der Wind aus Süden. He! Jürgen! Jürgen Wulff! Der Junge hört mich gar nicht! Ich glaube, er ist eingeschlafen."

„Nein, Wulff-Ohm!" erscholl es aus der einen Ecke her. „Ich habe beide Augen weit aufgerissen."

„Warum sitzest Du denn da und fängst Grillen?" Der Tanz in der Engelsmannsschenke hat gewiß längst angefangen und Du bist noch immer hier."

„Ist mir nicht tanzlustig zu Sinn, Wulff-Ohm!" sagte der junge Mann aufstehend und zum Webestuhl tretend. „Die Janna würde mich wieder von oben bis unten ansehen, bevor sie mir aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie es nennt, einen Tanz zusagte, oder sie läßt mich ganz und gar stehen und schilt mich wieder den dummen Jürgen. Lieber bleibe ich hier."

„Dann fasse Dir ein Herz und gieb sie ganz und gar auf, Jürgen Wulff!" sagte der Alte. „Die Janna hat Dir schon so vieles Herzeleid bereitet, daß es nicht auszusprechen ist, und außerdem würdet Ihr ein Hungerleben führen, denn arm seid Ihr Beide. Wenn aber ein hochmüthiges Weib darben soll, ist sie ein doppelter Teufel und der Mann hat die Hölle auf Erden. Nimm guten Rath an, Junge, und lasse sie laufen."

„Kann ich denn?“ fuhr Jürgen Wulff auf. „Tausend Mal habe ich mir gesagt, Du bist ein jammervoller Weiberknecht und verdienst es, daß sie Dich den dummen Jürgen nennen. Dann steigt mir das Blut zu Kopfe. Ich verschwöre Seele und Seligkeit, daß ich sie nicht wiedersehen will, und renne deichlängs bis an den Strand von Duhnen, oder sonst wohin. Wenn es dann aber ruhiger in mir wird, treibt es mich heimwärts und ich gehe zu ihr, lasse mich von Neuem necken und hänseln und gebe noch gute Worte obenein. Sie hat mich vollständig in ihren Banden; ich kann nicht los von ihr. Ach, Wulff-Ohm, es ist ein jämmerliches, erbärmliches Leben.“

Der junge starke Mann war von den Empfindungen, die in ihm wogten, so erschüttert, daß er zitterte. Er hielt sich am Webestuhl aufrecht und sah vor sich nieder. Eine Thräne rollte ihm über die Backen:

„Die Janna ist mein Unglück, Wulff-Ohm. Ich weiß es und kann doch nicht von ihr lassen. Und wenn ich ihre alte Muhme, die Mieken-Möhm, ansehe, kommt es über mich, wie Hexenkunst. Ich glaube, sie haben es mir angethan ...“

Der Alte fuhr erschrocken auf: „Junge! Was sprichst Du da? Gestern vor Mitternacht fing unser

schwarzer Hahn an zu krähen und schlug so laut mit den Flügeln, daß die Hühner zu gackern anfingen. Ist das ein natürliches Ding? Wenn die Hähne vor Mitternacht krähen und alte Weiber die Karten dazu legen, ist ein Unglück im Anzuge. Und Mieken-Möhm hat gestern Abend spät die Karten gelegt, das weiß ich. Als mein Bruder Niklas in die weite Welt ging, hatte auch am Abend vorher in unserm Hause eine alte Magd spät die Karten gelegt und im ganzen Orte krähten die Hähne vor Mitternacht. Es war eine gräßliche Begebenheit."

Wulff-Ohm schwieg und brütete über das Unglück, welches krähende Hähne und kartenlegende Weiber anrichten können. Er war stets böse auf die Muhme, und suchte sie doch stets auf, weil er von ihr nicht lassen konnte. In diesen beiden Alten verschmolzen sich das Kartenschlagen und der Aberglaube auf eine wunderbare Weise."

Jürgen Wulff hatte sich bei ihm niedergelassen und in der Meinung, der Alte höre ihm zu, sprach er zu diesem:

„Und manchmal kann sie wieder so freundlich und so lieb sein, daß man glauben möchte, sie denke an keinen Menschen auf der Welt, als nur an mich allein. Sie sieht mich an, daß es mir in das Herz hinein

geht und ich weinen muß, ich weiß selbst nicht warum. Dann giebt sie mir die Hand und es ist gerade so, wie an jenem Tage, da sie mit uns hinaus zum Fischen war und ich sie vor dem Ertrinken schützte, als die Nordwestbö unsere Jolle kenterte. Das war ein Tag! Leere Netze, aber ein Herz, voll zum Ueberlaufen. Wißt Ihr es noch, Wulff-Ohm? Ihr war't auch dabei."

Aber Wulff-Ohm antwortete nicht. Er saß in Gedanken am Webestuhl und die vergangenen Tage zogen in einzelnen Bildern an ihm vorüber. Es war ein wirres Durcheinander, das zuletzt wie ein falsches Luftgebilde sich auflöste und den Alten emporschreckte.

„Will noch 'nen Gang weggehen!" sagte er vor sich hin und fuhr in die abgetragene Friesjacke, die neben seinem Sitze lag. „Muß hören, was die alte Frau mit den Kartenblättern sagt, und will dann von dem Meinigen dazu thun, was ich weiß. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß ein Unglück im Anzuge ist. Zeichen und Wunder geschehen aller Orten und man muß thun, soviel man kann, um es zu verhindern."

Der Wind rüttelte an das Fenster, das nur schwach in seinen Angeln hing. Eine Scheibe fiel klirrend zu Boden und Jürgen Wulff fragte aufspringend:

„Wo wollt Ihr hin?"

„Komme bald wieder!" lautete die abweisende Antwort. „Und wenn Du doch nicht weggehst, sieh' im Hause nach dem Rechten. Sorge, daß das Feuer gut gelöscht wird auf dem Herde, denn es giebt eine stürmische Nacht und mit Feuer und Wasser ist nicht zu spaßen."

Der Oheim entfernte sich und Jürgen Wulff blieb bei der trüben Lampe sitzen, einen scharfen Dorn im Herzen.

Die Schiffer Hannes Brunswiek und Peter Wulff waren gute Freunde gewesen. Eigentlich war der Letztere bei dem Brunswieker in Lohn und Brod, allein dieser hatte die Schulfreundschaft nie vergessen und hielt treulich zu ihm. Hatte selbst nicht viel der Hannes Brunswiek, allein er theilte redlich mit dem bewährten Freunde und sprach ihm guten Muth ein, so oft Jener an die alten Tage dachte, und wie es mit seinem Jungen, dem Jürgen, werden sollte, wenn er einmal auf und davon müßte, bei Sturm und Regen, bei Nacht und Nebel, wie es den armen Küstenschiffern auf den Banken und Untiefen wohl zu gehen pflegt.

Und Hannes Brunswiek löste dieses Wort. Als

sein Freund Peter Wulff in einer Herbstnacht von den brandenden Wellen über Bord gerissen wurde und nicht wieder zum Vorschein kam, nahm er den Jürgen bei der Hand und sagte: „Hier ist fortan Dein Haus und so lange noch ein Stück Brod darin zu finden ist, bekommst Du Deinen Theil davon.“ Das ist redlich gehalten worden, bis der Hannes Brunswiek das Zeitliche gesegnete. Da kam der Mann, den das Amt der Janna als Vormund gesetzt hatte, und sagte: „Unnütze Mitesser kann ich hier nicht dulden. Du hast noch einen Ohm, der sein Haus und seinen Webestuhl hat; bei dem wirst Du nicht verhungern.“ Die Janna hörte es. Sie war ein eigensinniges, trotziges Kind und hatte dem Jürgen, der sich in seiner Gutmüthigkeit Vieles gefallen ließ, oft hart mitgespielt. Als sie nun aber den armen Jungen sah, mit dem Bündel in der Hand, laut schluchzend und keines Wortes mächtig, flog sie auf ihn zu, hielt ihn mit beiden Armen fest und sagte: „Er soll hier bleiben! Er soll! Der Vater hat es gewollt und ich will es auch!“ Der Vormund lachte und machte der Geschichte dadurch ein Ende, daß er den Jungen bei der Hand nahm und zu dem Oheim brachte. Die Janna war nicht zu beruhigen und wollte ihn wiederholen; aber, als sie anderen Tages in das Haus des Wulff-Ohm

trat und gewahr wurde, wie der Jürgen am Webestuhle saß und sich nicht zu helfen wußte, nannte sie ihn den dummen Jürgen und lief davon.

Der Jürgen paßte nicht für den Webestuhl. Der Oheim sah es ein und ließ ihm die Wahl. Da ging der Bursche hinaus mit den Lootsen und Fischern um magern Lohn und geringe Kost. Er war unverdrossen zu jeder Zeit, hatte ein gutes Auge für Wind und Wetter und ein glückliches Gedächtniß für alle Zeichen und Marken, für die Tiefen des Wassers, für die Lage der Sande und Alles, was sonst einem Manne zu wissen nöthig ist, der einen tüchtigen Lootsen abgeben will.

In seinem Kopfe durchlebte er in der einsamen Stube noch einmal alle die Jahre der Mühsal und der Entbehrungen. Seine Phantasie wurde angeregt und unwillkührlich lieh er den Gedanken Worte:

„Das glaube ich! Wenn ich erst auf einem Halbdecke stehe und mein erstes Schiff binnen lootse. Dann wird sie mich nicht mehr über die Achseln ansehen. Ich bin dann ein Mann bei der Stadt und kann mir etwas einbilden. Und dann bringe ich auch etwas vor mich. Ich weiß, daß ich zu etwas Tüchtigem komme. Aber wenn ich die Janna nicht kriege, muß ich verkümmern, wie ein Baum, dem man die

Wurzel absägt. Es gönnt mir auch Jedermann die Dirne, weil sie wissen, daß wir von Kindesbeinen an zusammen gewesen sind, und nur Einer ist mir im Wege! Einer!"

Er hielt inne; aber der zornige Ausdruck seines Gesichtes gab Kunde von der Aufregung in seinem Innern:

„Wie hochmüthig mich der Kerl ansieht, wenn er bei mir vorbeigeht! Und die alberne Dirne, die Janna, läßt sich von ihm beschwatzen und glaubt an seine Ehrlichkeit. Ich habe es ihr gesagt, daß dieser Franz Meiners ihr böser Geist ist, der sie in's Unglück bringt; aber sie lacht mich aus und hinterher befiehlt sie mir, kein solches Wort zu sprechen, oder ihr nie mehr vor die Augen zu kommen. Bislang habe ich es gethan, aber länger halte ich es nicht aus, und wenn mir der junge Uebermuth noch einmal quer über den Weg gelaufen kommt, wie in der vorigen Woche, stelle ich ihm ein Bein. Mag er dann niederstürzen, meinetwegen kopfüber von dem Deich in die Elbe; bin ich ihn doch los."

Es entstand eine Pause. Das Bild, welches er eben entwarf, trat in den grellsten Farben vor sein inneres Auge und er sagte, sich schüttelnd:

„Sein Tod wäre auch der meinige. Es würde

an den Tag kommen und ich müßte dafür mit meinem Kopfe büßen. Pah! Was frage ich nach dem Leben, wenn sie es mir täglich verbittert? Ich mag es nicht und werfe es hin für den Genuß, mich gerächt zu haben. Was ist mir die Welt?"

Der Platz am Webestuhl, wo der Oheim zu sitzen pflegte, fiel ihm in die Augen. Die Bitterkeit verlor an Ausdruck und nachdenklich sagte er:

„Aber der schwache, hülflose Mann, der mir viele Jahre ein treuer Vater war und der sich nun auf meine starken Schultern stützen will? Er kann mich nicht missen, und würde im Elend umkommen, wenn er mich nicht mehr hätte. Armer Wulff-Ohm! Ich bin eine morsche Stütze; sie wird zusammenbrechen, ehe es Jemand denkt."

Den Kopf in die Hand gestützt, saß der Träumer da. Der Wind frischte immer mehr auf. Die großen Regentropfen schlugen auf das hölzerne Dach:

„Eine böse Nacht wird es geben. Der alte Mann kann in der Dunkelheit irre gehen. Ich will ihm nach. Zur Stunde sind diese Arme noch stark genug, ihn zu halten. Weiß, wo er sitzt. Er hat die Mieken-Möhm aufgesucht, die sich von dem schwarzen Hahn erzählen läßt und ihm die Karten dazu legt. Und mitten in all' dem Spuk erscheint ihm dann sein

Bruder Niklas, der nun schon viele, viele Jahre fort ist und gewiß lange in fremden Landen begraben liegt. Muß ein seltsamer Bursche gewesen sein, dieser Niklas. Ruhig und geduldig zur Winterszeit. Fleißig und unverdrossen von dem frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht; von Niemandem Etwas fordernd und Jedermann gefällig. Aber wenn der Herbst und das Frühjahr in's Land kamen, wurde es lebendig in ihm. Wenn die Störche und die Schwalben weit weg von uns zogen, wer weiß, wohin, dann konnte er keine Ruhe finden. Er mußte fort und kein Gewalt hielt ihn zurück. Meilenweit lief er in das Land hinein und kam oft erst nach mehreren Tagen wieder heim. So trieb er es alljährlich, worauf Keiner mehr achtete, bis er von der letzten Wanderung nicht wiederkehrte. Hin ist hin! Aber dem Wulff-Ohm macht es noch immer viel zu schaffen."

Eine scharfe Regenbö zog über den Deich hin, und prasselte auf das Dach nieder. Jürgen Wulff schüttelte sich und, die Jacke zusammen ziehend, sagte er:

„Da stehe ich und schwatze und träume von Dingen, die mich nichts angehen, während der alte Mann draußen auf den schlüpfrigen Wegen ein Unglück haben kann. Zum Tanz in die Engelmannsschenke mochte ich nicht, aber um dem alten Mann zu stützen,

kann ich wohl noch nach dem Brunswiek'schen Hause gehen."

Er schritt zu, so rasch, als es die Dunkelheit gestatten wollte. Er hatte noch einen andern Grund, der ihn vorwärts trieb, wenn er ihn auch nicht auszusprechen wagte. Es war die Hoffnung, die Janna zu sehen, wenn sie vom Tanze heim käme; die schöne, störrische, eigensinnige Dirne, an die er mit tausend unsichtbaren Banden gekettet war.

Einstöckig war das Haus der Janna Brunswiek und hatte ein hohes, spitzes Dach. Man hätte es eher eine Kathe nennen können, wenn es nicht mitten in Cuxhafen stand, wo sie keine Kathen, sondern nur Häuser haben wollen, und wo das Wort: „Dein Haus ist eine Kathe!" ein Schimpfwort ist. Ein Ueberfluß an Räumlichkeiten war nicht vorhanden, und die große dunkle Stube, die da anfing, wo die Hausdiele endete, diente nicht nur zu allen häuslichen Zwecken, sondern war zugleich „die beste Dönse," wohin man die Gäste führte, und worin der alte Hannes Brunswiek seine Freunde bewirthete, wenn sein Hochzeitstag, oder ein sonstiges Fest begangen wurde.

Mitten in der Stube stand der schwere Eichentisch. Auf demselben befand sich ein eiserner Drahtleuchter

mit einem trübe brennenden Talglicht, und daran saßen sich gegenüber Wulff-Ohm und die Muhme Marie, welche von Jung und Alt Mieken-Möhm genannt wurde.

Wulff-Ohm saß mit vorgebeugtem Leibe da, den Kopf in beide Hände gestützt, und sah unverwandt auf die alte Frau im schwarzen Jäckchen und mit dem blendend weißen Kopfzeuge, unter welchem einzelne graue Haare hervorsahen. Vor ihr lagen mehrere Kartenblätter bunt durcheinander, welchen sie eine große Aufmerksamkeit schenkte.

„Was sagt Sie nun, Mieken-Möhm?" fragte Wulff-Ohm. „Sie hat noch den König mit der großen Perrücke dazu bekommen. Den König mit dem spitzen Gesicht hat Sie schon zur linken Hand. Zwei Könige zu gleicher Zeit . . ."

„Zwei Könige sind zwei Freiwerber, Wulff-Ohm," antwortete die alte Frau mit eintöniger Stimme. Sieht Er hier die Dame mit der Blume in der Hand? Das ist die Braut."

„Die Janna Brunswiek!" sprach der Alte vor sich hin. „Die Dirne mit dem glatten Gesicht und dem eisernen Kopf."

„Ich habe es nicht gesagt, daß es die Janna ist!" fuhr die Muhme auf. „Aber wenn es Gottes Wille

ist, daß sie die Braut wird, welche jene bunte Dame vorstellt, werden wir nichts dagegen thun können und wollen es auch nicht. Die Janna ist eine aparte Dirne, die ihren eigenen Weg geht."

„Weiber, die ihren eigenen Weg gehen, kommen öfters zu Fall," sagte er. „Je höher man gestiegen ist, je tiefer muß man herunter. Hat Sie nicht gehört, daß der schwarze Hahn schon wieder vor Mitternacht krähte?"

Die Muhme war so sehr mit ihren Karten beschäftigt, daß sie auf die Frage des Alten nicht achtete. Sie legte die Karten rechts und links und schrie dann plötzlich laut auf:

„Da sind sie alle Beide!"

„Wer denn?" fragte Wulff-Ohm hastig und beugte sich noch mehr vorne über.

„Die beiden Freier! Zwei Buben mit trotzigen Gesichtern und einer blanken Axt in der Hand. Es wird Blut geben, Nachbar."

„Mein Jürgen und der Franz Meiners sind ein paar grimmige Gesellen und Beide darauf versessen, die Janna zum Weibe zu bekommen," sprach Wulff-Ohm. „Sage Sie mir, was die Dirne eigentlich denkt? Ich traue ihr nicht. Sie meint es mit Keinem von Beiden ehrlich. Die wilden Enten kamen

heute aus dem Dänischen herüber geflogen, und Sie weiß, daß es eine schwere Zeit bedeutet, wenn die Enten schnattern und mit den Flügeln das Wasser schlagen. Sie schwammen in einem dichten Haufen zusammen, und ein Tummler, der aus dem Strome tauchte, sprang darüber weg. Fisch und Vogel im Kampf. Es ist nichts Natürliches damit, Mieken-Möhm. Die Freier tragen eine Axt in der Hand und zwischen ihnen liegt das Herzen-Daus. Zwei Kerle und ein Herz. Was wird die Folge sein?"

„Das Herz muß brechen!" war die Antwort der Alten, und der Ton, womit sie diese Worte sprach, klang dumpf und hohl.

„Es wird brechen!" wiederholte der Oheim. „Und wenn es bricht, wird es die Andern, die es gebrochen haben, verfluchen und verdammen. Sage Sie mir, Mieken-Möhm, wer es ist, dessen Herz brechen muß?"

Die Alte war im Begriff, zu antworten, als die Thür aufgerissen wurde und Jürgen Wulff mit dem Ausrufe eintrat:

„Guten Abend beisammen!"

„Jesus, der Jürgen!" schrie Wulff-Ohm laut auf und die Muhme fügte hinzu:

„Ich wollte es nicht sagen; aber der eine Bube liegt verkehrt, und er ist es, der daran glauben muß."

„Nun freilich bin ich es!“ entgegnete Jürgen Wulff, vollends eintretend. „Wer soll es auch anders sein? Die Janna kommt so zeitig nicht, denn in der Engelmannsschenke geht es noch lustig her. Es wird dort gefiedelt und trompetet nach Herzenslust und der Franz Meiners hat eine ganze Tonne Bier zum Besten gegeben.“

„Was willst Du hier, Junge?“ fragte der Oheim mit einem tiefen Athemzuge nicht ohne Verlegenheit.

„Was ich hier will?“ fragte Jener zurück. „Hört Ihr denn nicht, wie der Sturm das Dach schüttelt und der Regen gegen die Fenster schlägt? Es ist eine böse Nacht geworden und Ihr wäret nicht auf den eigenen Beinen nach Hause gekommen. Nun rüstet Euch; es ist die höchste Zeit.“

„Ich kann nicht, Jürgen Wulff!“ sagte der Oheim leise. „Da liegt das blutende Herz und die Freier haben eine blinkende Axt in der Hand. Es ist mir in die Beine gefahren. Mußt einen Augenblick Geduld mit mir haben.“

„Ihr macht mir den alten Mann ganz verwirrt mit Euern Karten!“ sagte der junge Lootse unwirsch zu der Muhme. „Laßt ihn in Ruhe und treibt Euern Spuk, wenn Ihr allein seid. Kommt, Ohm, kommt!

Das Wetter wird immer ärger und ich bringe Euch dann nicht von der Stelle."

Mieken-Möhm hatte sich erhoben und sah mit zornfunkelnden Augen auf den jungen Mann, der diesen Blick nicht zu ertragen vermochte:

„Unterstehst Du Dich, eine alte Frau zur Rede zu stellen und ihr zu befehlen, was sie thun und lassen soll? Treibst Du Deinen Spott mit Dingen, von denen Du nichts verstehst, und lachst, wenn uns Andern vor Schrecken die Haut schaudert? Siehe zu, daß es nicht über Dich kommt, wie ein feueriger Regen, der vom Himmel herabstürzt, und daß die Axt, die durch die Luft fliegt, Dir nicht die Stirn zerschmettert."

Die Alte schien, während sie im hellen Zorn diese Worte sprach, aus der Erde empor zu wachsen und stand mit einer furchtbaren Drohgebehrde vor dem erschrockenen jungen Mann. Wulff-Ohm hatte sich mit einiger Anstrengung erhoben und, sich an seinen Neffen anklammernd, sagte er:

„Ich kann gehen, Jürgen. Laß uns machen, daß wir fortkommen. Das Haar kriecht mir auf dem Kopfe. Ist das eine Nacht."

„Was geht hier vor?" erklang plötzlich die helle Stimme der Janna, und diese trat mitten in die Stube. Sie warf die wollene Decke, welche sie, um

sich vor dem Wetter zu schützen, als einen Mantel umgeschlagen hatte, von sich und ging auf ihre Muhme zu, die sich bei dem Anblick der jungen Dirne, welche sie fürchtete, scheu zurückzog.

„Du hast wieder Dein Spiel mit den Karten getrieben, obgleich ich es Dir verboten habe. Ich will Dein Prophezeihen und Dein Predigen vor den Leuten nicht länger geduldig anhören. Du machst mir alle alten und jungen Narren im Orte rebellisch und bringst nichts als Unheil zu Wege."

„Das ist ein schlechtes Wort, Janna Brunswiek!" sagte Wulff-Ohm, der sich etwas gesammelt hatte. „Soll ein so junges Ding einen Mann, wie mich, einen alten Narren schelten?"

„Warum gebt Ihr Euch mit Narrenwerk ab?" entgegnete sie rasch. „Aber der Eine ist, wie die Andere. Ihr und die Muhme solltet eigentlich zusammen eine Wirthschaft führen. Ihr würdet eine gute Kundschaft bekommen."

Der Alte war nahe daran, Etwas zu erwiedern, aber der Jürgen legte ihm die Hand beschwichtigend auf den Arm, und sagte zu dem Mädchen:

„Laß es gut sein, Janna! Du siehst, wir sind eben daran, nach Hause zu gehen, und morgen früh

ist Alles vergessen. Wir wollen nicht in Unfrieden scheiden."

„Bist Du auch da?" fragte sie mit aufgeworfenen Lippen. „Zum Tanze bist Du nicht gekommen. Hast Dich wohl vor den Andern gefürchtet, denen Du aufsässig bist, weil ich mit ihnen tanze und Du das leere Nachsehen hast? Ja, es sind resolute Bursche dabei, die sich nicht die Butter vom Brode nehmen lassen."

„Das thue ich auch nicht!" sagte er aufwallend. „Soll es Keiner versuchen, und mir Etwas nehmen wollen, was ich nicht freiwillig geben will. Und Dich, Janna, Dich bitte ich, soviel ich nur bitten kann, sage mir kein solches Wort wieder. Ich habe Vieles von Dir hingenommen, und werde es auch noch länger thun, um der Liebe willen, die ich für Dich im Herzen trage, und von der Du gar nicht weißt, wie tief sie darin sitzt. Aber von Furcht mußt Du nicht reden, und daß ich vor den Andern davon laufe, mußt Du auch nicht sagen. Und wenn Du meinen Namen nennst und setzest das böse Wort hinzu, das meine Galle aufregt und worüber die Andern lachen . . . . Höre, Janna, das thut nimmer gut."

„Willst Du mir drohen?" rief sie aus, und Zornesröthe brannte auf ihren Wangen. „Sage es,

daß Du es thust, und ich werde Schutz zu finden wissen.“

„Du hast ihn schon gefunden, Janna Brunswiek,“ sagte Franz Meiners. Er war gleich nach ihr auf der Schwelle erschienen und trat jetzt vollends ein.

„Jesus! Da sind sie Beide!“ schrie Mieken-Möhm entsetzt. „Die beiden Buben mit den Aexten, und die Janna zwischen ihnen ist das blutende Herz.“

Sie klammerte sich in ihrer Angst fest an Wulff-Ohm, der den Eintretenden fest anblickte und zu seinem Neffen, der eben losbrechen wollte, sagte:

„Was kümmerst Du Dich um eine Dirne, bei der das Jungvolk hinter den Thüren lauert und gleich zur Hand ist, wenn sie mit dem Finger winkt. Geh' mit mir, Jürgen Wulff. Es ist nicht passend für Dich, daß Du länger hier bleibst.“

Janna Brunswiek hatte sich von ihrem Staunen noch nicht gesammelt. Sie blickte unverwandt nach dem eingetretenen Franz Meiners, der eine herausfordernde Stellung annahm, und erst, als sie die letzten Worte des Oheims hörte, faßte sie einen Entschluß. Sie rief dem Jürgen Wulff zu, der Miene machte, sich zu entfernen:

„Du sollst bleiben! Ich will es haben, daß Du bleiben sollst!“ und sagte darauf zu dem Andern:

„Wie kommst Du hierher? Schon vor der Thür der Engelmannsschenke hieß ich Dich gehen und draußen vor unserm Heck gab ich Dir nochmals den Abschied. Und jetzt bist Du doch da?“

„Gieb es nur gnädig, Janna Brunswiek!“ entgegnete Franz Meiners, gezwungen lachend, denn es ärgerte ihn, daß er in Gegenwart von Fremden so kurz abgefertigt wurde. „Der Bursche bringt die Dirne, mit welcher er tanzte, nach Hause; das ist sein Recht.“

„Mein Recht ist,“ sagte sie gereizt, „daß ich Dich gehen heiße und Dir verbiete, auf eine solche Weise bei mir einzusprechen. Wenn irgend ein Mann überhaupt das Recht hätte, hierher zu kommen, ohne daß ich ihn rufe, so wäre es der Jürgen Wulff, der noch von meines Vaters wegen hierher gehört, und dem ich es nicht vergessen habe, daß er mich vom Ertrinken rettete.“

„Das Wort gab Dir ein guter Geist ein!“ rief Jürgen Wulff ihr zu. „Es macht alle bösen Worte quitt, die Du gesprochen hast.“

„Thue Dir nicht zu viel darauf zu Gute!“ fuhr sie in ihrer gereizten Stimmung fort. „Ihr maßet Euch Beide Etwas an, wozu Ihr kein Recht habt. Ein Mann, der um eine Dirne freit, muß Etwas

vorstellen in der Welt. Er muß ein Geschäft, eine Hanthierung, eine Wirthschaft haben, worin er eine Frau hineinsetzen und zu ihr sagen kann: Jetzt thue Deine Schuldigkeit. Ihr aber sollt Beide erst noch Etwas werden. Der Eine ist ein Steuermann, der Andere ein Admiralitätslootse in Hoffnung. Jetzt habt Ihr es leicht, groß zu sprechen und in der Schenke das Wort zu führen, als wäret Ihr, wer weiß, was für Helden. Aber noch seid Ihr nicht aus dem Examen heraus, und dann erst wird es sich finden, wie sich die großen Worte erfüllen. Bis dahin faßt Euch in Geduld. Wenn es so weit ist, sollt Ihr meine Meinung erfahren."

„Es ist gut," sagte Jürgen Wulff. „In einigen Tagen kommt es zur Entscheidung."

Franz Meiners, der bemerkt haben wollte, daß Janna Brunswiek ihn bei den letzten Worten besonders angesehen, wollte ihr in die Rede fallen; sie aber litt es nicht, sondern sagte:

„Noch Eins, ehe Ihr geht. Ihr sollt mir Etwas versprechen."

„Was ist es?" fragten Beide.

„Das sage ich nicht eher, als bis Ihr mir gelobt habt, daß Ihr das Versprechen auch halten wollt. Ihr braucht Euch nicht zu besinnen. Es ist nichts

Unmögliches und auch nichts Ehrenrühriges, was ich von Euch verlange. Gebt mir die Hand darauf, daß Ihr haltet, was Ihr mir versprechen sollt."

Sie reichte Jedem eine Hand, und die beiden jungen Männer schlugen ein.

„Ich halte Euer Wort, wie Euere Hand, und Schande komme über Den, der sein gegebenes Wort bricht."

Sie ließ die Hände ihrer Freier fahren und sagte ernst:

„Ihr seid ein paar rasche, heißköpfige Bursche. Zwei Freier um eine Dirne, die sich mit den Augen todtschlügen, wenn sie könnten. Damit wir kein Unglück erleben, fordere ich von Euch, daß Ihr weit von einander bleibt. Ihr sollt nie Beide zugleich in der Schenke sein, und wenn Ihr Euch auf offner Straße begegnet, sollt Ihr Euch aus dem Wege gehen. Weder im Ernste, noch im Scherze sollt Ihr Worte wechseln, und wenn Euch von dienstwilligen Zwischenträgern Etwas zugetragen wird, sollt Ihr Euer Ohr verschließen. Das ist es, was ich von Euch fordere und was Ihr mit einem Handschlage zu halten versprochen habt. Und hiermit gute Nacht; gönnt mir die Ruhe."

Die Männer entfernten sich und gingen ohne einen Laut in die stürmische Nacht hinaus. Janna

Brunswiek sah sich in der leeren Stube um. Micken-Möhm hatte sich, um dem Ausbruche eines neuen Sturmes zu entgehen, bereits in ihre Kammer zurückgezogen.

Das junge Mädchen stand voll Bewußtsein ihrer Schönheit und der Macht, welche ihr diese verlieh, triumphirend da. Ein stolzes Lächeln spielte um die aufgeworfenen Lippen.

Es giebt mancherlei Ereignisse im Leben, welche das junge Volk in Bewegung bringen und das Blut in den Adern rascher kreisen machen. Keine aber läßt das Herz höher schlagen, als die Stunde der Prüfung, wo es sich um Wissen und Nichtwissen handelt, und wo das Thor des Lebens vor uns aufgethan, oder vor uns geschlossen wird, um sich, wer weiß, wann erst, wieder zu öffnen.

In feierlicher Sitzung war der Navigations-Director mit den zugeordneten Schiffscapitainen versammelt, um die jungen Seeleute zu prüfen, ob sie fähig wären, ein Schiff selbstständig zu führen und alle Pflichten zu erfüllen, welche einem Schiffsführer dieses Ranges obliegen. Der Sitz dieses Collegiums war in der großen Mutterstadt Hamburg, und Franz Meiners reisete dahin ab, begleitet von den lauten Wünschen

seiner Verwandten und Freunde, und von den unausgesprochenen Hoffnungen, die in der Brust einer jungen, schönen Dirne erwachten und ihr Herz höher schlagen ließen.

Hier in Cuxhaven berief der Lootscommandeur die jungen Männer, welche sich dem beschwerlichen Dienste eines Admiralitäts-Lootsen widmen wollten und zu dem Ende bereits Jahre lang bei Tag und Nacht, zur Frühlings- und Herbsteszeit, in Sturm und Unwetter die Mündung der Elbe nach allen Richtungen hin befuhren; die stromauf, stromab, von Fluth und Ebbe getragen, die Art und Zusammensetzung der Grunde untersucht, die Untiefen gemessen hatten. Alle standen sie da, mit versetztem Athem der Fragen harrend, mit zögerndem Munde antwortend, der eigenen Sache gewiß, oder auf gut Glück, dem blinden Ungefähr vertrauend, wenn das Gedächtniß untreu zu werden drohte.

Vor dem Hause des Lootscommandeurs waren viele Leute versammelt und dennoch hörte man nicht den geringsten Lärmen. Es war die Stille der Erwartung, welche die Harrenden beherrschte. Mancherlei Leute waren es, die umher standen. Nahe Verwandte der jungen Männer, die aus erster Hand die Gewißheit ihres Schicksals haben wollten; geschämige Dirnen, die erröthend versicherten, nur ganz zufällig hierher

gekommen und eben so zufällig aufgehalten zu sein. Sie betheuerten, nicht einen Augenblick zögern zu dürfen, und standen doch bei der nächsten Gruppe wieder still. Und Müssiggänger gab es auch, die hier umher lungerten aus Lust zum Gaffen und weil sich gerade nichts Anderes vorfinden wollte, die Zeit todt zu schlagen. Von diesen Burschen war es Einer, der seinem Maaten zurief:

„Da ist auch die alte Muhme Brunswiek. Gieb Acht, die ist von der hochmüthigen Janna abgeschickt, um zu hören, wie die Glocken läuten. He, hollah! Mieken-Möhm! Was habt Ihr ausspintisirt? Ist der dumme Jürgen glücklich über alle Sande weg? Oder sitzt er auf Scharhörn und da irgendwo herum fest? Mieken-Möhm! Wißt Ihr etwas Neues? Ich habe ein Spiel Karten bei mir und Ihr könntet mir ein Bischen wahrsagen."

Die Alte sah den Schreier mit einem bitterbösen Blick an und ging auf die Seite. Der Maat des schreienden Gesellen zog ihn zurück und sagte:

„Laß' sie in Ruhe! Dergleichen alte Weiber können oft mehr als Brod essen, und ehe man es sich versieht, hexen sie Einem Etwas an den Hals. Sieh' Dich lieber einmal nach dem alten Weber Wulff um, der auch kein allzufreundliches Gesicht macht. Was kann

ihm der Helgoländer Fischer, mit dem er spricht, für eine Nachricht gebracht haben?"

„Wollen näher gehen und zuhören."

Sie thaten es, und langten bei ihnen an, als der Wulff-Ohm sagte:

„Ist es denn ganz gewiß?"

„Könnt das Abendmahl darauf nehmen," betheuerte Jener, und als er sah, daß sich mehrere Zuhörer eingefunden hatten, wiederholte er seinen Bericht:

„Ich lag zum Abfahren bereit am Baumhause, als ein junger Seemann herangesprungen kam und rief, ob er für Geld und gute Worte bis Cuxhafen mitfahren könne? Ich sagte ja, und bald darauf kam er an Bord mit allen seinen Habseligkeiten, den Flaschenkeller nicht zu vergessen. Unterweges wurden wir gute Bekannte. Es gab ein Wort das andere, und er sagte mir, daß er Franz Meiners heiße, daß er glücklich durch das Examen gekommen sei und eine Probereise als Steuermann machen werde. Nun wolle er sich noch schnell vor dieser Reise mit der schönsten Dirne verloben, die zehn Meilen in der Runde zu finden sei, und über Jahr und Tag bekomme er das Commando des schönsten Barkschiffes, das von Hamburg fahre. Er habe es schriftlich bei sich und kein Teufel könne es ihm nehmen."

„Und wo habt Ihr diesen Ausbund von einem Glückskinde?“ fragte Einer.

„Was weiß ich?“ entgegnete der Fischer. Als ich bei der alten Liebe anlegte, war er mit einem Sprunge auf der Brücke und mir aus den Augen.“

Wulff-Ohm ging seitwärts und sagte: „Der Glückspilz hat es wieder durchgesetzt, und wie ich die Janna kenne, macht er es wahr, daß er zu dem schönsten Hause und dem schönsten Schiffe auch die schönste Frau kriegt. Der arme Jürgen hat bisher wenig mehr als Ungemach davon getragen und kommt auch jetzt wieder in die Hinterhand. Und er hat sie doch so lieb, daß er gern sein Leben für die Dirne ließe, die einen so treuen Burschen gar nicht verdient. Ich dachte es wohl, als vorige Nacht das Entenvolk wieder unruhig wurde.“

In dem Augenblicke wurde die Thür der Hauses, worin der Lootsen-Commandeur wohnte, weit aufgerissen und ein halbes Dutzend junger Seeleute in der Sonntagsjacke, mit strahlenden Augen und gerötheten Backen stürzte auf die Straße hinaus. Allen voran war Jürgen Wulff. Er machte sich Bahn durch das Gedränge und rief mit lauter Stimme:

„Wulff-Ohm! Wo seid Ihr, Wulff-Ohm?“

„Hier, mein Junge!“ entgegnete dieser. „Hättest

mich in Deinem Eifer bald über den Haufen gerannt. Sehe Dir an, daß es Dir gut gegangen ist.“

„Ja, Wulff-Ohm! Ich habe Alles gut gewußt, und kann nun von der rothen Tonne an bis nach der Bösch zu die Elbe aufwärts lootsen, so viel ich nur will. Diesmal habe ich das Glück doch eingeholt.“

„Andere Leute haben es auch bezwungen,“ entgegnete der Ohm und sah seinen Neffen mitleidig an. „Komm' mit mir heim. Wir wollen es in aller Ordnung besprechen, was zu thun ist.“

„Was zu thun ist?“ fragte Jürgen Wulff verwundert. „Sollte meinen, daß das nicht so schwer zu begreifen ist. Stelle von heute ab Etwas in der Welt vor und kann mich vor den Leuten sehen lassen. Jetzt muß es biegen oder brechen, und Ihr müßt bei der Janna mein Freiwerber sein.“

„Denkst Du noch immer daran, das Ding zum Weibe zu nehmen?“ fragte der Alte. „Laß' die hochmüthige Dirne fahren und nimm eine Andere. Sie hält es mit dem Franz Meiners und thut Dir nicht gut.“

„Franz Meiners?“ grollte Jürgen Wulff. „Ich mache ihm nicht Platz. Jetzt gewiß nicht. Die Janna soll es laut vor den Leuten sagen, daß sie mich auf-

giebt und sich dem neuen Freier an den Hals wirft, wenn sie das Herz dazu hat."

„Er ist vor einer Stunde aus Hamburg hier angekommen, der Franz Meiners, und hat es in der Tasche mitgebracht, daß er ein funkelnagelneues Schiff bekommt, wenn er eine Probereise als Steuermann gemacht hat. Ich kenne die hochfahrende Janna Brunswiek. Sie greift mit beiden Händen zu."

„Soll es offen thun vor den Leuten, Wulff-Ohm! Dazu hat sie das Herz nicht. Von Kindesbeinen an weiß Jedermann im Orte, daß wir Beide zusammen gehören, und wenn sie es mit dem Franz Meiners hielt, geschah es mehr, um mich zu ärgern, als weil sie ihr Herz an ihn hing. Kommt es aber zum Ernst, wird sie anders sprechen."

„Das glaube ich nicht, Jürgen Wulff. Und Du glaubst es auch nicht. Ich sehe es Dir an, daß Du es nicht glaubst. Stehe ab, mein Junge, und reiße Dich mit einem herzhaften Ruck von ihr los. Es wird Anfangs wehe thun, sehr wehe, aber Dir wird dann besser werden."

„Nein, Wulff-Ohm, ich kann nicht. Ob ich von meinem Leben, oder von der Janna lassen muß, gilt gleich. So oder so! Ihr sollt sehen, daß ich Recht habe. Wenn das entscheidende Wort fallen soll, wird

wird sie sich besinnen. Darum geht Ihr morgen früh nach der Brunswieks-Kathe, und ich folge Euch gleich darauf nach, um das Jawort von ihr zu erhalten. Wulff-Ohm! Ihr werdet sehen! Morgen bin ich ein glücklicher Bräutigam."

„Und wenn nicht?" fragte der Ohm, und Jürgen Wulff sah ihn lange starr in das Gesicht:

„Dann . . ."

Er sprach nicht weiter, sondern entfernte sich rasch, beide Hände gegen die heftig arbeitende Brust gedrückt.

Am andern Morgen stand die Janna Brunswiek vor dem Spiegel. Sie hatte schon in der Frühe ihren Sonntagsstaat angelegt, sie wußte selbst nicht, warum und war so sehr mit sich beschäftigt, daß sie ihren Gedanken Worte lieh und nicht auf ihre alte Muhme achtete, die an ihrem gewohnten Platze saß, die Karten vor sich auf dem Tische.

„Das steht mir gut!" sprach sie vor sich hin. „Wenn der Franz mich so sieht, verliert er ganz und gar den Kopf. Er ist hier und sein Vetter, der reiche Friedrich Meiners, wird den Freiwerber machen. Er wird mein Jawort für den Franz verlangen. Und ich? Was werde ich sagen? Wenn nur der Jürgen nicht

wäre! — Er sieht so wild und verwegen aus und läßt kein Auge von mir; nicht einmal Sonntags in der Kirche. Eigentlich hat er ein Recht auf mich. Ich habe es ihm so halb und halb versprochen, seine Frau zu werden. Aber das war früher, als ich den Franz noch nicht kannte. Jetzt weiß ich es besser. Und was für ein Leben hätte ich an seiner Seite? Ich habe Nichts und er hat noch weniger. Man könnte vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht arbeiten für das liebe Brod, während .... Es muß sich gut wohnen lassen in dem Meiners'schen Hause, das so stattlich über den Deich wegsieht."

„Ach, Du gerechter Gott!" fuhr Mieken-Möhm auf und ließ die Karten aus der Hand fallen. „Da sind sie wieder."

„Wer? Wer?" schrie Janna erschreckt und fuhr von dem Spiegel zurück.

„Die beiden Buben mit der Axt in der Hand und das blutige Herz liegt in der Mitte. Ach Gott, was für ein Unglück wird es geben."

„Sie ist es?" sagte Janna, sich mühsam erholend. „Habe ich Ihr nicht verboten, die Karten anzurühren? Und nun obenein am hellen Tage und am lieben Sonntagmorgen."

„Schilt nicht mit einer alten Frau, die Etwas

thut, was sie nicht lassen kann!" entgegnete Mieken-Möhm, indem sie die Karten zusammen schob. „Sei gut mit mir, Janna, um Deines Vaters willen, der große Stücke auf mich hielt. Ich will Dich auch warnen, Kind. Warnen, so viel ich kann, damit Du nicht in Dein Unglück rennst. Du mußt nicht mehr mit dem guten Jürgen Dein böses Spiel treiben. Dein Vater wollte, daß ihre Beiden Mann und Frau werden solltet . . ."

„Spare Sie Ihre Worte, Mieken-Möhm!" sagte Janna hochfahrend. „Wenn ich einen Rath von Ihr bedarf, will ich ihn mir holen. Sie ist wohl von dem alten Wulff aufgehetzt, für den dummen Jürgen das Wort zu führen? Das kann Sie bleiben lassen. Besser ist es, Sie sieht nach dem Rechten, damit wir uns nicht vor den Leuten zu schämen brauchen, denn es ist Sonntag und nach der Kirche spricht wohl Dieser oder Jener von unsern Bekannten vor."

Die alte Frau war von dem resoluten Tone des Mädchens so sehr eingeschüchtert, daß sie still beiseite schlich. Die Janna warf noch einen letzten Blick in den Spiegel und setzte sich dann zum Spinnrade, denn es läßt schön, wenn eine junge Dirne die Hände nicht müssig in den Schooß legt. Fleißige Finger rühren sich auch am Sonntage. Sie war so

eifrig bei ihrer Arbeit, daß sie, den Tritt des alten Wulff nicht hörte und zusammenfuhr, als er sie mit einem „Guten Morgen“ begrüßte.

„Was wollt Ihr?“ fragte sie, nicht in der besten Laune und ohne den Gruß zu erwiedern. Ihre Augen blickten finster auf den alten Mann, der sich auf das Beste herausgeputzt hatte, und sie bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

„Habe mit Dir zu reden, Kind,“ sagte er sanft „Und ich will Dich bitten, recht aufmerksam zu sein.“

„Ist es gar so wichtig?“ fragte sie mit einem Anfluge von Spott.

„Ich für mein Theil weiß nichts Wichtigeres,“ entgegnete er ernsthaft. „Und da jedes Werk in Gottes Namen angegriffen werden soll, habe ich mich zuerst in die Kirche begeben und mein Herz ausgeschüttet. Nun komme ich zu Dir, damit Du mich anhörst und mich, wenn es Gottes Wille ist, mit einer freundlichen Antwort entläßest.“

Janna war in sichtliche Verlegenheit gerathen. Sie wußte wohl, was der Alte ihr mitzutheilen hatte; allein sie wollte es nicht hören und sagte deshalb:

„Kann es mir denken, was Ihr mich fragen und welche Antwort Ihr von mir haben wollt. Aber ich

kann Euch jetzt keine solche Antwort geben und darum müßt Ihr mich nicht erst fragen."

„Ich glaube Dir, daß Du eräthst, was ich bei Dir will, und wenn Du keine Antwort hast, sehe ich ein, daß es in Erfüllung geht, was ich vorausgesagt habe. Aber ich habe dem Jürgen mein Wort gegeben und darum muß ich reden und will es auch, und Du mußt mich anhören, wie es Sitte und Brauch ist, Janna Brunswiek."

„Wenn Ihr so sehr darauf besteht, daß Nichts geschieht, als was Brauch und Sitte ist, wißt Ihr auch, daß ein solches Gewerbe, als das ist, was Ihr mir zu bestellen habt, nicht ausgerichtet werden kann, bevor nicht Zeugen da sind, die es mit anhören. Ich habe keine Aeltern, die für mich das Wort nehmen könnten; aber ganz schutzlos bin ich doch nicht, und es wird wohl mit Eurer Bestellung nicht solche Eile haben, daß sie nicht unterbleiben könnte, bis meine Muhme von einem Gange nach Ritzebüttel zurück kommt."

Wulff-Ohm, der nicht gewohnt war, solche schroffe Worte zu vernehmen, verhielt sich still. Er überlegte noch, ob er gehen oder bleiben solle, als die Thür aufging und ein stattlicher Mann auf der Schwelle erschien.

Dieser Mann war Herr Friedrich Meiners, ein Verwandter des Steuermann Franz, ein wohlhabender Kaufherr und Schiffsrheder, der bei den Leuten in großem Ansehen stand. Er war Einer, der sich nicht zu geringe anschlug und den Werth des Geldes bei sich und Andern zu schätzen wußte. Er hielt sich strenge abgeschlossen von Allen, die ihm nicht gleichstanden. Aber er war ein Mann von durchaus rechtlicher Gesinnung, der mit der Hülfe nicht kargte, wenn sie noth that, und festhielt am gegebenen Wort, wenn auch noch so viele Nachtheile damit verbunden waren.

„Guten Morgen beisammen!“ sagte Herr Friedrich Meiners, vollends eintretend. „Ich bin hier doch recht in dem Hause der Brunswiek? Und wenn ich nicht irre, ist Sie die Tochter des ehemaligen Schiffers Brunswiek, den ich seiner Zeit wohl kannte und ihm manche gute Fracht gönnte?“

„Ich bin die Janna Brunswiek, Herr Meiners,“ entgegnete sie mit einiger Beklemmung. „Was verschafft mir die Ehre, einen solchen Herrn hier zu sehen? Aber vor allen Dingen bitte ich, Platz zu nehmen und mir nicht die Ruhe weg zu tragen. Bitte, Herr Meiners.“

Sie schob ihm mit großer Dienstfertigkeit einen Stuhl hin. Wulff-Ohm sah es und sprach vor sich: „Mir hat sie keinen Stuhl angeboten."

„Wohl mag es Ihr wunderlich erscheinen, daß ich hierher gekommen bin," sagte Herr Friedrich Meiners, nachdem er mit aller Bequemlichkeit Platz genommen hatte. „Will es auch gestehen, daß ich eigentlich nicht gern kam, und mich erst sehr nöthigen ließ ..."

„Herr Meiners," stotterte die Janna und ihre Wangen brannten.

„Sie braucht keine Angst zu haben, Jungfer Brunswiek. Ich bin stets gewohnt, die Wahrheit zu sagen, frisch von der Leber weg. Der alte Mann da gehört ja wohl zu Ihrer Verwandtschaft? So sind wir denn vollzählig beisammen und ich will Ihr reinen Wein einschenken. Mein Vetter Franz, der sein Examen glücklich bestand, hat sich in Sie verliebt und begehrt Sie zur christlichen Hausfrau. Ich habe ihm das Anfangs ausreden wollen, denn nur Gleich und Gleich gehört zusammen und zwischen Ihr und dem Franz ist vieles Ungleiche, wie Sie wohl selbst weiß, wenn ich es Ihr auch nicht vorrechne, weil Ihr das wehe thun muß. Aus diesem Grunde suchte ich meinen Vetter von seinem Vorhaben abzubringen. Allein er

glaubt darin sein Glück zu finden und darum gab ich nach. Ich sagte Ihr offen und ehrlich, Jungfer Brunswiek, was ich in dieser Sache dachte. Aber eben so ehrlich sage ich Ihr, daß ich Sie von ganzem Herzen in unsere Verwandtschaft aufnehme, wenn Sie die Frau meines Vetters wird, und Sie sieht mich hier, um für ihn das Jawort zu holen. Was für eine Antwort giebt Sie mir mit?"

Janna Brunswiek, obgleich sie wußte, was der Besuch bedeuten sollte, war doch von dem eigenthümlichen Wesen des Brautwerbers und von der unerwarteten Wendung des Gesprächs so überrascht, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Ihre Wangen brannten wie Feuer, die Augen füllten sich mit Thränen und bewältigt von dem Gefühl, sich mit einem Male an dem Ziel ihrer Wünsche zu sehen, fiel sie vor dem stattlichen Freiwerber in die Kniee und drückte dessen Hand an ihre Lippen.

Herr Friedrich Meiners, an solche leidenschaftliche Ausbrüche nicht gewöhnt, zog die Hand zurück und sagte nicht ohne einige Bestürzung:

„Ei! Ei! Jungfer Brunswiek, lasse Sie das. Der Abstand zwischen uns ist gehoben, sobald Sie mir das Jawort giebt und dadurch meines Vetters Braut ist. Und da ich diese Thränen wohl für ein

laut gesprochenes Wort nehmen darf, ist Sie jetzt meine Jungfer Nichte und ich stecke diesen Ring im Namen Ihres Bräutigams an Ihren Finger. Er verlobt sich Ihr mit demselben, und wenn ich ihn recht kenne, wird er nicht lange auf sich warten lassen, um es Ihr selbst zu sagen."

„Hier ist er schon!" rief Franz Meiners fröhlich und stand mit einem Sprunge mitten in der Stube. „Nun, Janna? Habe ich es recht gemacht und giebst Du mir den Verlobungskuß?"

Der alte Wulff-Ohm stand da wie ein verzaubertes Bild. Er sah und hörte, was um ihn her vorging, und war von dem Allen so ergriffen, daß er sich nicht vom Platze bewegen konnte. Erst als der Franz eintrat und die Janna jubelnd in seine Arme schloß, fühlte er die geschwundene Kraft zurückkehren und die Worte vor sich hin murmelnd: „Armer Jürgen!" verließ er leise und unbemerkt die Stube.

Herr Friedrich Meiners erhob sich und sagte, indem er sich verabschiedete:

„Junges Volk, in Eurer Lage hat sich Mancherlei zu sagen und zu vertrauen, wobei jeder Dritte überflüssig ist; darum gehe ich. Und zum Abschiede noch ein Wort zu Dir, Vetter Franz. Du weißt, daß ich mich gesträubt habe, mein Wort zu dieser Ehe zu

geben, und warum ich dies that. Aber ich konnte Deinen Bitten nicht widerstehen und gab meine Einwilligung. Nun stehe aber auch fest bei Deinem Worte. Bleibe treu Deinem Eide und wanke und weiche nicht, sonst ist es mit uns Beiden aus. Dir ist bekannt, daß ich Wort halte. Bevor man sich bindet, soll man sich wohl bedenken; ist es aber einmal geschehen, muß keine Macht der Welt stark genug sein, das geknüpfte Band zu zerreißen. Das ist genug für eine Predigt und nun laßt Euch die Zeit nicht lang währen."

Während Wulff-Ohm auf einem Nebenwege trübselig nach Hause schlich und Herr Friedrich Meiners die große breite Straße rüstig entlang schritt, ging Jürgen Wulff von einer andern Seite her der Brunswieks-Kathe zu. Es stürmte und wogte in ihm ohne Unterlaß; sein Herz klopfte in mächtigen Schlägen. Es war die längst ersehnte und gefürchtete Stunde. Jede Angst war von ihm gewichen. Er griff mit beiden Händen in das Blaue hinein, weil er das Glück zu erhaschen glaubte, das auf einer Nadelspitze vor ihm her gaukelte. Seine Gedanken drehten sich im Kreise und seine Lippen sprudelten über:

„Was gilt's? Der Wulff-Ohm hat schon das Jawort in der Tasche und er wartet ungeduldig auf mich, um es mir von Weitem zuzurufen. Ich komme

schon mit dem Loots-Patent in der Tasche, das ich der Janna zum Brautgeschenk mitbringe. Nun ist alle Trübsal vergessen. Die Dirne war mir eigentlich von Herzen immer gut und wenn sie mich neckte und mich auslachte, geschah es im reinen Uebermuth. Jetzt, wo es Ernst wird, sind diese Kindereien vergessen. Sie hat eingesehen, daß ich es treu und ehrlich meine. Sie muß fühlen, daß die Arme, welche sie aus der brausenden Elbe auffischten, auch stark genug sind, sie durch das Leben zu tragen. So muß es sein. Das Gegentheil ist unmöglich und wenn es geschähe, wäre es mein Tod."

Als er in das Haus trat, fuhr Mieken-Möhm, die auf der Diele stand, erschrocken zurück und rief: „Da ist der zweite Bube und die Janna ist das blutende Herz."

Janna und Franz Meiners hatten abwechselnd ernste Worte gesprochen und heiter gescherzt. Sie drückten sich die Hände und tauschten Kuß um Kuß.

„Und hast Du mich gern?" rief er ihr zu.

„Lieber, als die ganze Welt!" entgegnete sie, ihn an sich ziehend. „Du bist mein lieber Franz, mein goldener Capitain und ich bin Deine Capitainin."

„Dachte schon, Du würdest nein sagen, als mein Vetter um Dich anhielt!" sagte er muthwillig. „Ich

hatte einen schlimmen Nebenbuhler und habe mich eigentlich vor einer abschlägigen Antwort gefürchtet. Wenn ich nicht irre, schlich der alte Wulff hier um das Haus herum."

„Ach!" rief sie schmollend. „Wie Du garstig bist. Wer denkt nur noch an den dummen Jürgen?"

Ein herzzerschneidendes Aufkreischen machte Beide verstummen.

Da stand Jürgen Wulff, barhäuptig, mit todesbleichem Angesicht. Die Augen traten aus ihren Höhlen. Seine Lippen bebten, aber kein Wort trat über dieselben. Er wollte sich auf Franz stürzen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst und mit einem zweiten, Grausen erregenden Schrei stürzte er zusammen.

Zwei Häuser standen im Orte, klein und unansehnlich, von Leuten gleichen Standes bewohnt, bislang von Allen betrachtet, als zwei Dinge, die nothwendig zu einander gehörten und immer näher zusammen kommen müßten. Und nun lagen sie mit einem Male meilenweit auseinander. Die Bewohner waren sich so fremd, oder mußten es sein, als hätten sie sich in ihrem ganzen Leben nicht gesehen.

Bei dem Wulff-Ohm lag der Jürgen hart dar-

nieder. Aus der Stube der Janna hatten sie ihn dahin getragen, ohne daß er zur Besinnung gekommen wäre, und noch war das Bewußtsein nicht zurückgekehrt. Drei Tage und drei Nächte saß der alte Mann nun schon an dem Bette des Kranken. Er befolgte pünktlich jede Weisung des Doctors, brach in laute Klagen aus über das Unglück, das ihn in seinem Alter treffe, und verwünschte die böse Dirne, die das Alles verschuldete. Es war eine trübe Zeit hereingebrochen. Eine finstere Wolkenschicht lagerte auf dem Dache des armen Webers. Sie hatte sich so dicht zusammen gezogen, daß auch nicht der kleinste Lichtstrahl durch dieselbe wie ein milder Trost zu dringen vermochte.

Aber die Brunswiekskathe lag im hellen, fröhlichen Sonnenglanz. Das Erscheinen des Jürgen Wulff hatte zwar den Verlobungstag etwas verfinstert; aber als am Abend desselben Herr Friedrich Meiners selbst erschien und die Braut abholte, um sie der gesammten Familie vorzustellen, schwand der letzte Schatten und nirgends war etwas Anderes zu sehen, als rosiges, goldenes Licht.

Im Fluge eilten Stunden und Tage dahin. Die Feste, welche Muhmen und Oheime nacheinander veranstalteten, nahmen ein Ende und an den jungen

Steuermann erging der Mahnruf: „An Bord! An Bord!“

Die Abschiedsstunde war da. Janna war tief erschüttert, denn sie hatte sich mit ihrer jungen Liebe fest und innig an den Freund geschlossen. Franz nahm es leichthin und mit einem fast lustig klingenden Lebewohl sprang er in die Fährjolle und rief der Janna, die weinend auf der alten Liebe stand, zu:

„In drei Monaten bin ich wieder da und dann geht es auf die Capitainschaft los.“

Er hielt Wort. Als die drei Monate verstrichen waren, kehrte er von seiner Mittellandsseefahrt zurück und der Capitain gab seinem jungen Steuermann das beste Zeugniß. Nach dem geschlossenen Vertrage stand nun Nichts der Capitainschaft und der Uebernahme des neuen Schiffes entgegen. Es war ein glücklicher Tag, als Capitain Franz Meiners am Bord des „Palmbaum“ mit eigener Hand die Flagge hißte, die lustig von der Gaffel abwehte, und die glückliche Braut mit strahlenden Augen an seiner Seite stand.

Die Fahrt ging nach den westindischen Inseln. Es handelte sich nicht blos darum, eine Ladung nach irgend einem der dortigen Häfen zu bringen und eine andere von dort nach Europa überzuführen. Der Capitain sollte vielmehr verschiedene Plätze besuchen

um die bereits auf Jamaika, Portorico und Sanct Thomas eingeleiteten Verbindungen fester zu knüpfen suchen. Darnach konnte die Reise eine ziemlich lange dauernde werden. Dem Bräutigam mochte wenig damit gedient sein und die Braut sagte es offen und ehrlich, als sie zum zweiten Male von dem Freunde Abschied nahm. Dafür sollte aber auch das Wiedersehen ein desto heitereres werden und die Hochzeit so glänzend ausfallen, wie man in Cuxhafen eine solche noch niemals sah.

Mit diesem Versprechen fuhr Franz Meiners auf die Rhede hinaus, wo das befrachtete Schiff seiner harrte. Und als er in das Boot stieg, um die fröhliche Fahrt anzutreten, hatte Jürgen Wulff, der von einer schweren Krankheit langsam genas, am Arm des Oheims zum ersten Male den Deich erstiegen und blickte auf die schäumende, wogende Elbe, welcher er zum Dienst verpflichtet war.

In der Behausung der Janna Brunswiek herrschte große Thätigkeit. Franz Meiners hatte es seiner Braut an Nichts fehlen lassen, um eine Aussteuer zu beschaffen, so bedeutend, wie solche nur in den wohlhabendsten Häusern ausgerichtet wird. Da war ein stetes Kommen und Gehen, ein Bringen und Holen, ein Loben und Bewundern, ein Handschlagen und Nase-

rümpfen, ein Bekritteln und Beneiden, wie es bei solchen Gelegenheiten herkömmlich ist in der Welt und erst mit dieser selbst aufhören wird.

Aber die Anfertigung einer Aussteuer, wie bedeutend sie immer sein mag, erreicht ihr Ende. Schränke und Kisten waren gefüllt. Die Nätherinnen, mitsammt ihren Anhängseln, verschwanden. Die Freunde und Nachbarn hatten sich satt gesehen und geärgert; kein Mensch bekümmerte sich weiter darum. Herr Friedrich Meiners war in Handelsgeschäften auf Reisen und die übrige Sippschaft, denen die arme Schifferstochter eigentlich nicht recht war, bekümmerte sich um dieselbe nicht. So saß Janna manchen Tag allein in ihrer Stube, nur auf die alte Muhme beschränkt. Die früheren Bekannten hatten sich ganz von ihr abgewendet; die neu erworbenen sahen sie über die Achseln an. Es war ein nicht beneidenswerthes Loos, von welchem die junge Capitainsbraut betroffen ward.

Aber ihr Stolz ließ sie den Kummer nicht merken, den sie empfand. Sie trug den Kopf hochaufrecht und zahlte mit gleicher Münze. Nur einmal traf es sie, wie ein Stich, der mitten durch das Herz ging, als sie dem Jürgen Wulff begegnete und in dies todtenbleiche Gesicht, in diese starren, glanzlosen Augen schaute. Als der junge Lootse sich dem Mädchen un-

erwartet gegenüber sah, gerieth er in eine fieberhafte Aufregung, die sich durch ein krampfhaftes Schluchzen Luft machte.

Unterdessen bereitete sich allmählich ein seltsames Ereigniß vor, woran kein Mensch dachte und was Viele auch dann noch nicht begriffen, als es beinahe vollendet war. Erst kam es leise, wie ein schüchternes Kind, das sich bettelnd an die Vorübergehenden wagt; aber bald trat es festeren Schrittes auf, bis es im Echo wiederhallte und in die Ohren der Menschen drang, die laut aufschrieen vor Staunen und sich nicht darein finden konnten.

Es waren mit dem Capitain Franz Meiners zugleich mehrere Schiffe nach Westindien unter Segel gegangen, die von dort zurückkamen und Nachrichten mitbrachten, an die kein Mensch glaubte, die aber Jeder weiter erzählte. Und als Jürgen Wulff an Bord des Lootsgaliots ging, das zur Station beordert war, um das draußen liegende abzulösen, flüsterte ihm einer der Jollenführer, die stets an der Brücke herumlungerten, zu:

„Du kriegst bald Gelegenheit, Dich an der hochmüthigen Janna Brunswiek zu rächen, denn das steht nun so gut, als fest, daß der Franz Meiners nicht wiederkommt“

Diese Worte veränderten das Wesen des Jürgen Wulff ganz und gar. Er fuhr rasch auf und schrie:

„Ist er todt?“

„Gott bewahre! Der lebt und wird erst recht in Pracht und Wohlleben seine Tage hinbringen.“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Jürgen Wulff, fieberhaft erregt. „Was ist es mit dem Manne, dessen Namen ich nicht aussprechen kann?“

„Er hat sich in Westindien eine andere Braut angeschafft; eine Negerin, oder Mulattin, oder Creolin, oder so etwas dergleichen. Der kommt nicht wieder.“

Jürgen Wulff, der von dieser Nachricht seltsam ergriffen wurde, klammerte sich fest an den Jollenführer an, der sich nur mit Mühe auf den Beinen hielt, und schrie ihm zu:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was sagst Du und von wem hast Du es gehört?“

Aber ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, klang die Mahnung, an Bord zu kommen, so dringend und laut, daß Jürgen derselben folgen mußte. Er ward von einer innern Unruhe so sehr hin und her gejagt, daß alle seine Schiffsmaaten nicht wußten, wie sie mit ihm daran waren, und ihm scheu aus dem Wege gingen.

Hinaus in die wogende Elbe flog das Lootsgaliot

mit vollen Segeln; aber die verwundersame Kunde von den westindischen Inseln her, die in dem Kopfe des jungen Admiralitätslootsen eine solche Verwirrung anrichtete, setzte ihre Wanderung am Lande fort.

„Ich sagte es Euch, Mieken-Möhm!" sprach Wulff-Ohm, indem er von der Straße aus durch das geöffnete Fenster zu ihr redete. „Etwas Schlimmes mußte kommen nach dem erschrecklichen Ereigniß auf dem Vogelsand, wo die Tummler zu Hunderten gegen die Robben aufsprangen, die sich bei tiefer Ebbe auf dem weißen Sande sonnten. Das ist ein unnatürliches Ding, wenn die Bewohner des Wassers ihren Kampf auf dem Trocknen ausführen. Und das Schiff, welches die Nachricht zuerst hierher brachte, hat auch keinen Segen davon gehabt. Drei Nächte saß eine Krähe auf dem großen Topp desselben und ließ sich durch kein Geräusch verjagen und als am vierten Morgen das schwere Gewitter ausbrach, riß der Blitz das ganze Stängen- und Takelwerk in tausend Stücke."

„Das sind die drei Frauenbilder, die sich gestern in einer Reihe zusammenfanden, als ich für mich in aller Stille die Karten legte," entgegnete Mieken-Möhm. „Die Dinger sahen mich so starr an, daß es mir kalt über den Rücken lief und ich drei böse Hexen vor

mir zu sehen glaubte, die uns alles mögliche Unglück in's Haus bringen. Vor Entsetzen sprang ich auf und als ich nach einiger Zeit zurück kam, um zu sehen, ob ich mich auch nicht geirrt hatte, waren die Karten verschwunden und ich konnte sie nirgends finden."

„Weil ich sie in das Feuer geworfen hatte!" sagte Janna Brunswiek, die hinter ihr stand. „Ich will dies Teufelswerk in meinem Hause nicht mehr dulden und wer nicht davon lassen kann, mag gehen, wohin es ihm beliebt; meine Thür bleibt ihm verschlossen. Daß Ihr es wißt, alter Mann! Euere gespenstischen Robben und Tummler sind keine Gesellschaft für mich und Ihr werdet wohl thun, ein Haus weiter zu gehen."

„Ich gehe schon!" sagte Wulff-Ohm und knöpfte die Jacke fester, wie er immer that, wenn er in Aufregung gerieth. „Hochmuth kommt vor dem Fall, mein stolzes Jüngferchen, und es kann leicht eine Zeit hereinbrechen, da Ihr vor meinem Hause steht und ich Euch von meiner Schwelle weise, wie Ihr mich jetzt von der Eurigen wegschickt. Es wird Jedem nach der Würdigkeit das Seinige zugemessen, und Ihr werdet es ausbaden müssen, was Ihr an dem armen Jungen, dem Jürgen, gefrevelt habt."

Der Alte ging und die Muhme hatte sich erschreckt

in den fernsten Winkel der Kathe zurückgezogen. Janna war allein. Sie kam, ehe sie das Gespräch der beiden alten Leute belauschte, von einem Gange nach Ritzebüttel zurück, bis wohin das Gerücht von der Verlobung des Capitains Franz Meiners bereits gedrungen war. Unter der Maske des Bedauerns und des Mitleids kamen die sogenannten Freundinnen herbei. Sie konnten des Staunens und Entsetzens kein Ende finden, wünschten dem treulosen, abscheulichen Menschen alles nur erdenkliche Unglück, beklagten die verlassene Braut, deren junge Liebe so schändlich mit Füßen getreten werde, und drückten mit jedem Worte den vergifteten Pfeil tiefer in das angstvoll klopfende Herz. Ihre Augen schwammen in Thränen; die stürmischen Empfindungen, die in ihr auf- und abwogten, preßten ihr die Brust zusammen und bange stöhnte sie:

„Ihr lügt! Und Eure Zunge wird an dieser Lüge erstarren. Nur Neid und Bosheit sprechen aus Euch, und Ihr möchtet das Glück, das mir geworden ist und wonach Ihr vergebens die Hände ausstrecktet, unter Eure Füße treten. Aber ich lache über Euch und höhne Euch, wie Ihr mich höhnt. Mein Bräutigam wird wiederkommen. Dann werdet Ihr

vor Schande und Schaam vergehen und an Eurer eigenen Lüge ersticken."

Sie ließ die Weiber, welche sich um sie gesammelt hatten, stehen und kehrte nach Hause zurück. „Ihr lügt!" hatte sie denselben zugerufen, aber die Stimme in ihrem Innern flüsterte ihr unaufhörlich zu: „Es ist! Es ist!" Und der Ton dieser Stimme, unhörbar für Alle, gellte ihr wie ein Grabesruf in die Ohren.

Und es war. Der Capitain, welcher die Nachricht nach Europa brachte, erzählte es bald nach seiner Ankunft auf dem Baumhause in Hamburg an einen Freund und achtete nicht darauf, daß unfern von ihm ein Mann saß, auf den diese Mittheilung einen ganz besondern Eindruck machte. Kaum hatte er geendet, als Jener aufstand und zu ihm sagte:

„Ihr mögt entschuldigen, Herr, daß ich Euch ohne Weiteres anrede, allein die Mittheilung, welche Ihr eben machtet, verlangt es als eine Pflicht von mir. Es ist mein Verwandter, von dem Ihr sprecht, Herr, und ich muß Euch dringend bitten, mir eine nähere Erklärung zu geben."

„Dazu bin ich bereit," entgegnete Jener. „Allein hier ist wohl nicht der dazu geeignete Ort. Muth-

maße ich recht, so seid Ihr Herr Friedrich Meiners, ansässig in Cuxhaven, und für den Fall habe ich Briefe für Euch, die ich acht Tage nach meiner Ankunft an Euch abschicken sollte. Es wird aber wohl nichts ausmachen, wenn ich sie Euch früher einhändige, und da ich gerade im Begriff bin, an Bord zu fahren, will ich Euch bitten, mich zu begleiten."

Nicht lange darauf saßen sich beide Männer in der Kajüte einander gegenüber und der Capitain reichte dem Kaufmanne zwei Briefe, indem er sagte:

„Dies sind sie. Ihr werdet Euch durch den Anblick sofort überzeugen, daß es die Handschrift Eures Vetters, des Capitains Franz Meiners, ist."

Der Kaufmann betrachtete die ihm vorgelegten beiden Briefe. Der eine war an ihn selbst, der zweite an die Jungfer Johanna Brunswiek gerichtet. Er nahm sie an sich und sagte:

„Entschuldigt mein Mißtrauen, allein die ganze Angelegenheit kam mir so unerwartet, daß ich zweifeln mußte. Sehr verbinden würdet Ihr mich, wenn Ihr mir einige nähere Auskunft zu Theil werden ließet."

„Das Wenige, was ich weiß, steht zu Euern Diensten, Herr!" entgegnete der Capitain. „Ich lernte Euern Vetter zu Port au Prince kennen, wo wir uns in dem Hause meines Befrachters trafen.

Capitain Franz Meiners schien dort ganz heimisch zu sein, und ich bemerkte bald, daß er zu einer jungen, schönen Creolin in zarter Beziehung stand. Mademoiselle Louise Mecourt ist eine Schönheit, die zugleich ein ziemlich bedeutendes Vermögen besitzt, welches zur freien Disposition steht. Das sind zwei schätzbare Dinge und sehr dazu angethan, einem jungen Manne den Kopf zu verrücken. Der kräftige Nordländer mit dem blonden Lockenkopf und den blauen Augen machte einen tiefen Eindruck auf die feurige Creolin, und darum war auch Keiner sonderlich überrascht, als eines Tages an der Mittagstafel die Verlobung der beiden jungen Leute verkündet ward."

„Das ist ja geradezu unmöglich!" rief Herr Friedrich Meiners aus und der Capitain entgegnete ziemlich ernst:

„Ich bemerkte Euch schon einmal, daß es die volle Wahrheit ist. Euere Aufregung finde ich übrigens natürlich, da ich später erfuhr, daß Euer Vetter eigentlich schon gebunden ist . . . ."

„Feierlich verlobt hat er sich mit meiner Bewilligung und in meinem Hause! Laßt mich Alles wissen. Alles!"

„Ich bin am Ende," sagte der Capitain. „Als Euer Vetter hörte, daß ich demnächst nach Hamburg

abgehen werde, bat er mich, ihm die Briefe zu besorgen, die Ihr bereits erhieltet. Als er sie brachte und wir von Diesem und Jenem sprachen, wollte er außer sich gerathen, als ich ihm mittheilte, daß die Ladung meines Schiffes, woran ich einen kleinen Antheil habe, für eine bedeutende Summe versichert sei. Das hieße die Assecuranzen reich machen, rief er aus. Er würde es nicht thun, wenn er auch Millionen an Bord hätte. Man müsse der eigenen Kraft und dem Glücke vertrauen. Sagt mir, Herr, ist der junge Mann so sehr vom Glücke bisher verwöhnt, daß sich ein solcher Uebermuth erklären läßt?"

„Das muß ich bejahen!" antwortete Herr Meiners. „Was er unternahm, glückte ihm, und selbst das, wonach er kaum eine Hand ausstreckte, fiel ihm zu. So ist er sicher geworden und es gilt bei ihm für eine ausgemachte Sache, daß ihm Nichts fehlschlagen kann. Aber dies Letztere ist so waghalsig, daß es alle menschlichen Begriffe übersteigt."

Herr Friedrich Meiners war mit ganzer Seele Kaufmann; daher wurde es erklärlich, daß diese zweite Nachricht die erste ganz und gar, wenigstens für den Augenblick, in den Hintergrund drängte. Der Capitain, der diesen Wechsel der Empfindungen ganz natürlich fand, fügte hinzu:

„Franz Meiners ist tollkühn genug, sein rasch hingeworfenes Wort wahr zu machen. Die Hochzeit sollte bald nach meiner Abreise stattfinden. Mit einem Theile des Vermögens seiner Braut kaufte er werthvolle Güter, die in Europa bedeutende Abnehmer finden. Den Rest der Summe wollte er in Contanten an Bord nehmen. Wie er es sich merken ließ, ist es seine Absicht, sich später in Hamburg niederzulassen und dort eine erste Rolle zu spielen. Um dort Alles rein zu finden, hat er wohl die an Euch gerichteten Briefe geschrieben, und er wird Euch zur Mittelsperson ausersehen haben, um die Unannehmlichkeiten zu beseitigen, die ihn sonst erwarten könnten."

„Niemals!" entgegnete Herr Friedrich Meiners rasch, indem er sich erhob. „Niemals werde ich die Hand zu einer Sache bieten, die ich für ein Bubenstück erklären muß. Verzeiht mir, Capitain, diese Aufregung, die Ihr erklärlich finden werdet, wenn Ihr Euch in meine Lage denkt. Gestattet, daß ich mich entferne. Ich bedarf der Einsamkeit, um mich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen. Ein großer Theil meines Eigenthums befindet sich in und an jenem Schiffe, das der unselige Mensch befehligt, und wenn er ohne jegliche Assecuranz die Reise nach Europa antritt, wo

er bei den schweren Herbstwettern hier eintreffen muß, bin ich mit ihm ruinirt."

Herr Friedrich Meiners kehrte nach diesen Worten an das Land und bald darauf nach Cuxhaven zurück.

Janna saß in ihrer Stube, bleich und abgehärmt. Niemand war um sie. Nachdem die weissagenden Karten ein Raub der Flammen wurden, flüchtete die Muhme zu einer Bekannten nach Döse und war noch nicht wieder zurück gekehrt. Janna vermißte sie nicht. Sie vermißte Niemand. Der schwere Verlust, den sie erlitt, beschäftigte sie ganz allein. Ihre junge Liebe war treulos verrathen; ihr Stolz gedemüthigt. Dieser Wurm nagte an ihrem Herzen. Nur manchmal flammte die Hoffnung auf in ihrer dunklen Nacht; freilich nur auf Augenblicke, aber dann auch um so leuchtender. Gleich nachher war es das alte Chaos.

Der Vetter des Treulosen trat bei ihr ein. Sie hatte ihn kaum erkannt, als sie ihm entgegen eilte und seine Hand ergriff:

„Ist es denn wahr? Gewiß und wahrhaftig? Oder ist es eine schändliche Lüge und Ihr kommt, um es mir zu sagen?"

„Es ist wahr, Jungfer Brunswiek," sagte Friedrich Meiners. „Was hilft es, um den Brei herumzugehen. Es würde Euch nachher um so härter treffen. Franz

hat wie ein Schurke an Euch gehandelt und sich mit einer Creolin verheirathet. Diesen Brief hat er für Euch hierher gesandt. Und nachdem ich Euch denselben gebracht, sage ich Euch von meinetwegen, daß ich minder wankelmüthig bin. Wenn Ihr eines Freundes bedürftig seid und Euch an mich wendet, werdet Ihr das erfahren. Mit meinem Vetter hebe ich die Freundschaft auf. Der Mann, der ein gegebenes Wort bricht, wie er es that, ist mein Freund nicht mehr. Wir sind einander von dieser Stunde ab fremd geworden."

Er ging. Janna blieb zurück; starr, regungslos, die glanzlosen Augen auf den vor ihr liegenden Brief gerichtet. Endlich griff sie darnach. Sie schlug ihn auseinander und fuhr zusammen, als aus demselben etwas Glänzendes in ihren Schooß fiel. Es war der Verlobungsring, den er von ihr empfing. Ein banger Schmerzensschrei entwand sich ihrer Brust:

„Weggestoßen! Mit Füßen getreten, wie eine feile Dirne! Vergessen seine Eide! Nun stehe ich da, ein Gegenstand des Spottes und des Hohnes für Alle, die in der kurzen Zeit meines Glückes meine Uebermacht fühlten. Nun werden sie über mich lachen, mit Fingern auf mich zeigen und sich zurufen: „Da geht sie!" Aber ehe ich das geduldig ertrage; ehe ich mich beuge

und die Hände flehend nach ihnen ausstrecke und ihnen zurufe: Vergebt und vergeßt! Uebt Barmherzigkeit an mir Armen! Ehe ich das über meine Lippen bringe . . ."

Die Rede stockte. Sie sank krampfhaft zuckend auf den Stuhl, mit geschlossenen Augen.

So fand sie eine mitleidige Nachbarin, welche sie seit längerer Zeit vermißte.

Der Herbst kam in das Land mit seinen Nebeln und Böen. Das Wasser färbte sich dunkler und die Wellen mit ihren schaumbedeckten Häuptern rollten mit zwiefachem Getöse über die Banken.

Das Lootsgaliot ritt vor seinen Ankern. Die Mannschaft hielt einen scharfen Lugaus. Unter den am Bord befindlichen Lootsen war auch Jürgen Wulff, der bereits mehrfach bei unsicherm oder schwerem Wetter bewiesen hatte, daß er sein Werk verstehe. Dennoch stand er unter der Genossenschaft ziemlich allein. Sein verschlossenes, schweigsames Wesen gefiel den Leuten nicht. Keiner schloß sich ihm an und er war der Letzte, wenn es galt, sich der Gesammtheit mitzutheilen, oder gar einen Scherz zu treiben, oder einer gemeinsamen Fröhlichkeit beizuwohnen.

„Laßt ihn nur gehen," sagte Einer zu Demjenigen

seiner Maaten, der den Jürgen Wulff zu einem Extraglase einladen wollte. „Wozu braucht Der solche Herzstärkung? Sie hilft ihm nichts, denn er bleibt mit derselben und ohne sie der dumme Jürgen.“

„Wie man sich nur um einer Dirne willen so herunter bringen lassen kann!“ sprach der Maat. „Mir ist es unbegreiflich.“

„Darum ist er eben der dumme Jürgen!“ entgegnete Jener. „Besser, als ihm die Kehle zu schmieren, wäre es, ihm einen Possen zu spielen und Du könntest mir dabei helfen.“

„Will es thun. Was soll es geben?“

„Muthmaße, daß heute noch ein oder das andere Schiff in Sicht kommt. Ich habe die nächste Nummer und es könnte sein, daß ich fort müßte, wenn wir gerade im besten Trinken sind. Da wäre es gut, wenn wir dem Jürgen Wulff einreden könnten, die Reihe wäre an ihm. So haben wir Zeit zum Zechen und werden ihn los, was ein doppelter Vortheil ist.“

„Glaube nicht, daß der Capitain das zugiebt. Er ist strenge im Dienst.“

„Wird es thun, Maat. Er kann den Jürgen Wulff auch nicht leiden und wird froh sein, wenn er ihn los ist. Will in die Kajüte gehen und den

Capitain darum bitten. Kannst immer den Kessel an das Feuer rücken, damit das Wasser heiß werde."

Der Maat that, wie er sagte, und kehrte bald darauf mit freudestrahlendem Gesicht zurück. Er ging mit einem bedeutungsvollen Wink an dem Maaten vorüber und rief dem Jürgen Wulff zu, der an der Ankerwinde stand:

„He! Hollah, Meister Jürgen!"

„Was giebt es?"

„Schiff in Sicht und der Turnus ist an Dir. Kannst Dich immer klar machen und Dein Bündel schnüren. Der Capitain läßt Dich besonders auffordern."

„Es ist gut!" sagte Jürgen Wulff und richtete seinen Blick auf den Horizont, an dessen äußerstem Rande ein Segel sichtbar wurde. Es kam nur langsam näher, denn der Nordwest war ihm entgegen und die Wellen gingen hoch.

Es kam von weither das Schiff, welches Jürgen Wulff binnen lootsen sollte, und hatte eine schlimme Reise gehabt. Die letzte Nacht war stürmischer, als eine der vorhergehenden. Durch trübe Regenwolken leuchtete das Feuer von Borkum unheimlich zu ihnen herüber. Oder war es ein anderes? Der Capitain

und seine Offiziere waren nicht sicher in ihrer Berechnung.

Der Untersteuermann betrat das Halbdeck und sagte zu dem Capitain:

„Entschuldigt, Herr. Die Nancy hat mich gerufen.“

„Zum Teufel mit der Dirne! Was will sie?“

„Euere Frau schickt sie. Das arme Ding, die Nancy meine ich — konnte sich kaum auf den Füßen halten und ich mußte sie stützen.“

„Geschwätz ohne Ende. Was ist es mit meiner Frau? He! Was will Madame?“

„Euch sprechen, Herr. Sie leidet furchtbar und glaubt, daß sie sterben muß.“

„Man stirbt nicht von der Seekrankheit! Es ist der Nebel, der ihr den Kopf benimmt. — Gebt Ihr auf das Steuer Acht, während ich unten nachsehe. Laßt die Segel gut voll fallen. — Verdammt die Nacht, die kein Ende nehmen will.“

„Mit diesen letzten Worten war er schon unten an der Treppe und trat in die Kajüte ein:

„Nun, was giebt es hier? — Louise! He, Louise! Wo bist Du?“

„Hier!“ wimmerte es in einer Ecke. „Komm' zu mir, François! Ich sterbe!“

„Warum nicht gar! Du wirst noch lange leben und fröhlich sein.“

„Nein, nein, François! Ich sterbe! Ich fühle es. O, dieser Norden! Wie mich friert! Wie ich zittere! Lege Deine Hand hierher, François. Das Herz ist kalt und todt. Weh' mir! Warum bin ich Dir gefolgt?“

„Du hast es selbst gewollt, Louise. Ich habe Dir Alles vorgestellt und Dich gewarnt. Es ist Dein eigener Wille, daß Du hier bist; darum verschone mich mit Vorwürfen.“

„Ach, Du Undankbarer! Du schiltst mich noch in meinem Elend!“ wimmerte sie und barg das Gesicht in die Kissen.

„Herrin! Theuere Herrin!“ rief Nancy und warf sich über sie. „Warum verließen wir unsere Palmen und den goldenen Himmel, der sich darüber ausspannt.“

„Jammere nicht, Weibsbild!“ fuhr der Capitain sie an und ward durch einen furchtbaren Schlag unterbrochen. Die kurzen, knappen Wellen, die dicht aufeinander über die Elbbanken laufen, schlugen über das Deck hin.

„Ich muß hinauf!“ sagte der Capitain. „Nimm Dich zusammen, Louise, und halte aus, wie es einer

Seemannsfrau geziemt. Heute Abend liegen wir vor unsern sichern Ankern."

Mit einem Sprunge war er nach oben. Der Tag begann zu dämmern. Man sah vom Verdecke aus die Umrisse des Lootsgaliots vor sich und das Boot, welches sich von demselben loslösete.

Es gab kaum einen schlimmeren Moment, um einem Schiffe seitlängs zu legen, als diesen. Der Wind hatte sich gedreht und ohne an Heftigkeit nachzulassen, wehte er gerade aus der Mündung in die See hinein. Dazu war Hochwasser und die Ebbe begann mit voller Gewalt zu laufen. Ein Schiff, welches in See ging, eilte, mit dem Fluge des Adlers wetteifernd, an ihnen vorüber.

Das Boot, welches den Lootsen an Bord bringen sollte, gelangte nur langsam vorwärts. Die Männer, welche in demselben waren, machten verschiedene Zeichen, die aber an Bord nicht genau verstanden wurden.

„Haltet Alles bereit!" befahl der Capitain. „Das Boot kann mit der nächsten Wendung seitlängs kommen. Das Steuer nach Lee!"

„Nur mit Mühe gehorchte das Schiff. Die Segel begannen zu flattern. Die Fahrt hörte auf und Schiff und Boot lagen einander mit den Bugen gegenüber.

Das hatten die Lootsen gewollt, die nun mit vollem Winde heranschossen.

Nach einer Viertelstunde lagen sie sich seitlängs. Vom Deck aus warf man ein Tau, woran sich eine Schlinge befand, dem Boote zu. Der Lootse, der den Dienst hatte, warf sich die Schlinge um den Leib und mit dem Ausrufe: „Im Namen Gottes und des Herrn Jesus Christ!“ sprang er in die schäumenden Wellen. Das Boot luvte an und schoß in den Wind. Mit allen Kräften ward das Tau eingepalmt und der Lootse an Bord gebracht.

„Sammelt Euch einen Augenblick, Mann!“ sagte der erste Steuermann, der ihn empfing. „Wir bringen schlechtes Wetter aus der See mit und hier wartet unserer auch kein freundlicher Empfang.“

Der Lootse hatte sich bald gesammelt. Er gab einen kurzen Ueberblick der Lage, worin sich das Schiff befand, und sagte darauf:

„Gegen Wind und Ebbe können wir nicht kreuzen und zum Ankern darf ich auch nicht rathen. Wir müssen wieder nach See.“

„Das wird der Capitain nicht wollen.“

„Er muß. Die Nothwendigkeit ist stärker, als sein Wille. Säumt nicht, sonst wirft uns der Sturm

die ganze obere Takelage auf das Deck und wir laufen Morgen ohne Kopfzeug binnen.

Der erste Steuermann ging nach der Kajüte, wo der Capitain bei seiner Frau war, die sich in einem Mitleid erweckenden Zustande befand. Der zweite Offizier, der sich dem Lootsen näherte, traf auf dessen wiederholten Befehl die nöthigen Anstalten.

„Woher kommt Ihr und was für ein Schiff ist es?" fragte der Lootse, und der Offizier antwortete:

„Es ist der Palmbaum. Wir kommen von Port au Prince."

„Wo ist der Capitain? Ruft ihn!" sagte der Lootse befehlend.

„Er kommt gleich. Ist unten bei seiner Frau, die sich sehr unwohl fühlt."

„Weibervolk am Bord? Hm!"

„Und schmuckes Volk," sagte der Offizier. „Der Capitain ist erst seit Kurzem verheirathet und hat die schönste Frau, die man sich denken kann."

Der Lootse grübelte: „Der Capitain erst seit Kurzem verheirathet und kommt von Port au Prince?" Und sich gegen den Offizier wendend, fragte er hastig:

„Wo bleibt der Capitain?"

Dieser betrat soeben das Verdeck. Der Lootse ging auf ihn zu. Beide standen sich gegenüber und

sahen sich unverwandten Blickes an. Das Erkennen war gleichzeitig. Der Schrecken raubte ihnen die Sprache.

Der Offizier vom Dienst, der es bemerkte, erstaunte ob dieser seltsamen Begegnung und fragte vor sich hin:

„Was will das bedeuten?"

Der Capitain faßte sich zuerst und herrschte den Lootsen an:

„Woher kommt Ihr und was wollt Ihr?"

Der Offizier war schnell zur Hand und sagte: „Es ist der Lootse, Herr! Ging erst über den Fallreep, als Ihr bereits abgerufen war't."

„Warum unter allen Lootsen der Admiralität gerade diesen?" grollte der Capitain vor sich hin. Sein Auge glitt über den Horizont hin; er sah den Cours, welchen sein Schiff anlag, und schrie dem Lootsen zu:

„Ist das der Weg in die Elbe hinein?"

„Es ist der Weg zur Elbe hinaus!" war die Antwort. „Ich kann und darf jetzt nicht einsegeln; es wäre des Schiffes Unglück."

„Ich will nicht nach See zu! Mein Weg geht in die Elbe. Dahin steuert."

„Ihr habt mir nichts zu befehlen. Das Commando ist mein."

„Dann nehme ich es Euch ab!"

„Das dürft Ihr nicht. Mein ist das Commando und auch die Verantwortung. Hollah Ahoi! Jedermann an sein Werk!"

Die Offiziere waren an den Capitain herangetreten und suchten ihn zu beruhigen, die Ursache der Aufregung nicht begreifend, worin dieser sich befand.

Der Lootse ließ die Stellung der Segel ändern und einen andern Curs steuern. Als das Schiff im vollen Gange war, sagte er zu dem ersten Offizier:

„Wenn wir eine Viertelstunde lang in dieser Richtung forttreiben, finden wir einen passenden Ankergrund. Haltet Alles dazu bereit, damit es nicht mißlingt, sonst fallen wir ganz und gar nach der Weser zu ab und müssen in die offene See hinaus."

Die Ordre des Lootsen wurde pünktlich befolgt. Der Capitain suchte das Vorhaben des Letzteren zu kreuzen, allein vergebens; dieser ließ sich nicht irren und gab seine Befehle mit festem Tone. Als endlich das Schiff nach langer Anstrengung vor Anker gebracht war, wandte er sich dem Capitain zu und sagte:

„Nun ein Wort mit Euch, Herr! Ich habe am

Bord Eures Schiffes gewaltet, wie es mein Recht war, und will Euch jetzt sagen, weshalb."

Er that es mit aller Umständlichkeit und setzte dann hinzu:

„Und nun das vorüber ist, noch ein Wort von mir, nicht an den Capitain des „Palmbaum," sondern an den Seefahrer Franz Meiners."

„Dann kommt Ihr zu mir, als der dumme Jürgen!" lachte Jener höhnisch.

„Das sagt der ehrlose Franz!" entgegnete Jener scharf und laut genug, daß es weithin gehört wurde. Die Offiziere, die das verletzende Wort vernahmen, schrieen vor Erstaunen laut auf und traten zu ihrem Capitain. Dieser war von dem Unerwarteten so betroffen, daß ihn alle Geistesgegenwart verließ. Der Lootse aber sagte kalten Blutes:

„Ich bleibe bei meinem Worte. Wer sich mit einem ehrbaren Mädchen verlobt und sich dann mit einem andern verheirathet, verdient keinen bessern Namen. Warum habt Ihr mich aufgestachelt?"

Die Bö, welche mit Blitzesschnelle heraufzog, warf sich auf das Schiff und legte es auf die Seite. Hier blieb keine Zeit zum müssigen Streite und alles Volk am Bord hatte vollauf zu thun.

Der Sturm hielt an. Das Schiff gerieth in

eine immer bedrohlichere Lage. Die Mannschaften arbeiteten bis zur Uebermüdung.

Einer der beiden Kajütenwächter machte sich an den Capitain. Dieser wandte sich um und rief:

„Was giebt es, zum Teufel?“

„Euere Frau, Capitain. Sie rief nach Euch und als wir ihr sagten, es sei unmöglich, daß Ihr abkommen könntet, verlangte sie zu Deck …“

„Daß sich Keiner untersteht …“

„Wir mußten, Herr,“ unterbrach ihn der Junge. „Die Frau wurde so heftig und bekam so schwere Krämpfe, daß wir glaubten, sie würde auf der Stelle sterben, wenn wir ihr nicht den Willen thäten.“

Louise Mecourt erschien, von dem kräftigen Kajütenwächter gestützt, auf dem Verdeck. Der feuerige Blick der Creolin war matt und hinsterbend. Angst und Entsetzen malte sich in allen ihren Zügen. Die gebrochene Gestalt bebte vor Frost.

Franz eilte ihr entgegen: „Louise, was thust Du? Ich beschwöre Dich, bleibe unten.“

„Ich will nicht!“ entgegnete sie mit hohler Stimme. „Dort stürzt mir das Gebälk auf den Kopf. Ich will hier sterben. Hier unter dem dunklen Himmel.“

„Du wirst leben, Louise.“

„Ich sterbe!“ sagte sie schauernd. „Dein kalter Norden tödtet mich.“

Jürgen Wulff war näher getreten und sah nach der Creolin hinüber:

„Ist dies das Weib, um deretwillen er die Treue gebrochen hat?“

Er sah sie mit finstern Blicken an, fest und unverwandt, als ob er sie mit seinen Augen durchbohren wollte.

Die Wolken sanken tiefer und tiefer. Der Regen hatte sich stellenweise mit einigen Hagelkörnern und wehenden Flocken gemischt. Jetzt fiel der Schnee in dichten Massen herab. Die Creolin sah dies ihr so entsetzensvolle Schauspiel mit weit aufgerissenen Augen an. Krampfhaft hob sich die Brust und, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, kreischte sie:

„Mein Leichentuch! Es fällt vom Himmel herab, um mich zu verhüllen.“

Das Entsetzen ließ sie verstummen. Zusammenbrechend sank sie dem erschrockenen Franz in die Arme.

„Sie stirbt! Sie stirbt!“ schrie dieser jammernd. Die Last entsank seinen Händen. Er sprang auf und blieb endlich vor Jürgen Wulff stehen, der in seiner vorigen Stelle verharrte:

„Du hast sie umgebracht. Seit Du am Bord bist, sind alle Teufel der Hölle losgelassen. Du bist das Unglück gewesen von Jugend auf und alles Glück, das Dir nahe kommt, muß sterben."

„Dein ist der Mord!" sagte Jürgen Wulff. „Die Untreue schlägt ihren eigenen Herrn."

„Wir treiben!" erklang vom Buge her der neue Schreckensruf. „Wir treiben! Der Anker hat sich losgerissen."

Neues Entsetzen am Bord. Das grauenhafte Wort „Wir treiben!" hallte von allen Lippen wieder.

Der Capitain war wieder zu seinem im Todeskampfe liegenden Weibe geeilt und brachte sie in die Kajüte. Er sank bewußtlos neben ihr nieder.

Die Offiziere waren einen Augenblick rathlos. Auf dem Verdeck wetterte der Bootsmann zwischen den Matrosen umher. Der Lootse sah unverwandt nach dem Eingange der Kajüte, wo Franz mit der Sterbenden untertauchte. Er war betäubt von all' dem Unerwarteten.

„Herr! In Gottes oder in des Teufels Namen! Was ficht Euch an?" rief der erste Steuermann, den Lootsen schüttelnd. „Denkt Ihr an das Schiff und an Euere Schuldigkeit?"

Die Matrosen, die auf diesem Theil des Ver-

deckes waren, schlossen sich dem Offizier an. Drohende Arme erhoben sich.

Tief aufathmend, wie aus einem Traume erwachend, fuhr Jürgen Wulff auf. Er übersah mit einem Blicke die Gefahr, worin das Schiff schwebte, und schrie:

„Die Sturmsegel los! Rasch, alle Mann!“

„Wißt Ihr, daß der Anker nachschleppt?“ fiel der Offizier rasch ein. „Man muß ihn lichten.“

„Dazu ist keine Zeit,“ entgegnete der Lootse in fliegender Hast. „Man muß ihn kappen. Kappt den Anker!“

„Nehmt Ihr es auf Euch?“

„Ich nehme es auf mich! Her mit der Axt! Ich thue den ersten Schlag!“

„Hier ist die Axt!“ rief der Zimmermann und reichte ihm diese.

Der Lootse eilte zur Ankerwinde und that mit der scharfen Axt einen gewaltigen Schlag auf das straff angespannte Tau, indem er laut über Deck schrie:

„Hißt die Sturmsegel! Hurrah! Vorwärts!“

Alle Hände regten sich in diesem Kampf um Leben und Tod. Der Zimmermann hieb auf das Tau ein, bis es aus einander riß und das Schiff, von einem mächtigen Drucke befreit, sich aus der schiefen Lage hob und hoch aufrichtete. Es bäumte sich gegen die heran-

rauschenden Wellen. Die Sturmsegel standen straff und füllten sich. Der Wind setzte sich mit solcher Gewalt darin fest, daß Stängen und Raae sich bogen.

„Anluven! Anluven!“ rief der Lootse dem Mann am Steuer zu.

„Anluven ist es!“ schrie dieser zurück und warf die Ruderpinne nach dem Lee. Aber das Schiff wollte dem Steuer nicht mehr gehorchen. Zu mächtig war die Kraft der Strömung und der heranrollenden Wellen, die ohne Aufhören über das Deck hinschlugen und Alles mit sich fortrissen. Es fiel immer weiter nach dem Lee zu und trieb der schäumenden Brandung entgegen. Ein Schrei des Entsetzens flog von dem einen Ende des Deckes zum andern.

„Brandung! Brandung überall!“ rief es von den Toppen, wohin Einzelne flüchteten, um den Schauplatz des Entsetzens mit einem Male zu überschauen.

Ein mächtiger Schlag geschah gegen den Rumpf, der in allen seinen Fugen bebte. Einen Moment lang stand dieser wie gefesselt und höher leckten die Wellen daran empor; dann kam wieder einige Bewegung in denselben und langsam schurfte er weiter, wobei es krachte und dröhnte.

„Wir sind über den Steert eines Sandes hinge-

fahren!" rief der Untersteuermann. „Aber das Steuer läßt sich bewegen und wir sind wieder flott."

Jürgen Wulff hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um das Schiff aus der üblen Lage zu retten, worin es weniger durch seine Schuld, als durch die Macht der Umstände gerathen war. Umsonst. Alle Mühe war vergebens und, vor gänzlicher Erschöpfung inne haltend, sagte er:

„Es ist aus!"

Der Obersteuermann flog auf ihn zu und rief: „Mann! Was für ein Schreckenswort habt Ihr gesprochen? Ist keine Hülfe?"

Jürgen Wulff schüttelte mit dem Kopf.

Der Offizier sprang auf und rief mit lauter Stimme:

„An die Böte! Setzt die Böte aus!"

Noch ehe dieser Befehl ertheilt wurde, hatten sich die Matrosen daran gemacht, die Stroppen zu lösen, womit sie befestigt waren, und manches scharfe Messer schnitt in die straff gespannten Taue. Aber die herüberstürzenden Wellen mehrten sich. Das ganze Mitteldeck stand unter Wasser und die Matrosen klammerten sich an die Schanzkleidungen, um nicht über Bord gerissen zu werden. Noch einen Ruck, noch

eine über Alles hinrasende Fluthmasse und das Mitteldeck war rasirt.

„Böte über Bord!“ rief es in langgehaltenem klagenden Ton.

Aber dieser Schrecken ward durch einen zweiten, größeren zurückgedrängt. Jetzt warfen die Wellen den willenlosen Rumpf wie einen Ballen umher und wieder jetzt stand er fest und unbeweglich. Er schüttelte zusammen von dem untersten Kielholz bis zur höchsten Spitze. Die Nähte klafften auseinander. Die Decksplanken wichen. Die Wassermassen stürzten hinab in den Raum. Die Masten flogen hin und her, wie das Rohr im Winde.

„Gestrandet!“ schrie das Volk und dieser Ton drang durch Mark und Bein.

„Unsere Kinder werden Waisen und unsere Weiber Wittwen!“ rief Einer.

„Das hat uns der Lootse eingebrockt. Wir müssen Alle daran!“ rief ein Anderer.

„Und müssen wir daran,“ schrie vor Wuth schäumend ein Dritter, „soll er der Erste sein. Wo ist er?“

„Hier!“ sagte Jürgen Wulff vortretend. „Was liegt am Leben, wenn Ehre und guter Name verloren sind?“

„Zurück!“ donnerte der Obersteuermann die vordringenden Matrosen an. „Hat dieser Mann sich vergangen, wird das Gesetz ihn finden. Hier soll kein Blut fließen.“

Der Capitain kam auf das Verdeck, barhäuptig, todesbleich, mit wankenden Knieen. Der zweite Steuermann, der ihn aus der Kajütskappe auftauchen sah, eilte herbei.

„Todt! Todt!“ stöhnte Franz Meiners. „Es ist Alles hin!“

Er stand unfern von dem Lootsen. Beide sahen sich an; aber ihre Kraft war gebrochen und sie vermochten nichts zu thun.

„Mein Weib ist todt und ich bin ein Bettler!“ kreischte Franz Meiners nach einer Pause und diese Worte trafen das Ohr des Lootsen.

„Janna ist gerächt!“ entgegnete dieser dumpf. „Dem Verräther ward sein Lohn.“

Die Verwirrung am Bord des Schiffes, das bereits zu einem halben Wrack geworden war, stieg mit der Minute. Die Havarieen wurden schwerer, als der große Mast zusammenbrach und mitsammt den Raaen und dem Takelwerk über Bord schlug. Die Meisten sahen diesem neuen Unfall zu, ohne eine Hand zu rühren. Der Stumpfsinn hatte sie befallen. Die

einzelnen Hände, welche sich ausstreckten, um das Wirrniß zu klaren, sanken wieder lässig herab. An die Trümmer des Gangspills hatte sich der jüngste Kajütenwächter geklammert und betete: „Vater Unser, der Du bist im Himmel!“

Da kamen die Retter. Es nahten die steten Wächter auf der empörten See. Die langgestreckten Blankeneser Ever mit ihrem endlosen Maste und dem schmalen Raasegel tauchten aus den Wellen auf. Die Kämpfer in der brandenden Arena, die um das herrenlose Gut mit der offenen See auf Tod und Leben rangen, waren im Anzuge. Die Blankeneser Fischer kamen, ihrer vier an der Zahl, und schossen in die Brandung hinein. Sie legten Hand an die berstenden Planken und von ihren Lippen erklang es: „Mein!“

Mit der Trauerflagge am Maste lief der Blankeneser Ever binnen, der die Leiche Louisens am Bord hatte. Franz war nicht von derselben zu trennen. Kein Wort glitt über seine Lippen. Vetter Friedrich mußte das Nöthige besorgen.

Es war ein trüber Nebeltag, als der Sarg in die Gruft hinabgesenkt wurde. Als die Erde dumpf dröhnend auf den Deckel fiel, sank Franz mit leisem

Wimmern in die Kniee. Mitleidige Hände hielten ihn aufrecht und geleiteten ihn heim.

Das Unglück, welches durch diesen Schiffbruch angerichtet wurde, war in dem ersten Augenblick nicht zu übersehen. Erst nach und nach ermaß man es seinem ganzen Umfange nach. Der größte Theil von Louisens Vermögen bestand in Gold und Edelsteinen; sie waren unrettbar dahin. Von Schiff und Ladung war nicht das Geringste versichert. Trotzend auf sein bisheriges Glück hatte Franz Meiners blindlings demselben vertraut und lachend kehrte es ihm den Rücken.

Das Schiffsvolk wurde vorgeladen, um seine Verklarung zu belegen. Offiziere und Matrosen gaben ihre Aussage gewissenhaft zu Protokoll und leisteten den Eid. Der Lootse Jürgen Wulff wurde unter Anklage gestellt.

Das Urtheil ward gesprochen. Es war kurz, aber strenge. Der Lootse Jürgen Wulff ward für unfähig erklärt, jemals wieder ein Schiff binnen zu lootsen, und aus der Liste der Admiralitätslootsen gestrichen. Außerdem traf ihn eine längere Haft.

„Mir geschieht mein Recht!“ sagte er leise vor sich hin, als die Gefängnißthür hinter ihm zufiel. „Aber ihm ist auch sein Recht geschehen und die Janna hat ihre Rache.“

Wulff-Ohm war außer sich vor Jammer und Noth. Er irrte auf den Straßen und auf den Deichen umher. Er folgte dem Fluge der Vögel und dem Laufe der Wellen und sah überall die Zeichen und Wunder, die ihm bestätigten, was sie vorhersagten, und neuerdings unerhörte Ereignisse für die Zukunft verkündeten. Wenn dann vor Furcht und Erwartung sein Herz bange klopfte, wenn seine Zähne im Fieberfrost an einander schlugen, eilte er zu seiner Freundin und Mieken-Möhm deutete mit nassen Augen auf ihre Karten, indem sie sagte:

„Hier stand es geschrieben. Ich mache das Unglücksbuch nicht wieder auf, um nicht ein neues Leid darin zu lesen, das über uns verhängt ist.“

Franz Meiners hatte sich soweit wieder erholt, daß er seiner Gedanken mächtig war und das Unglück, welches ihn betraf, in seinem ganzen Umfange übersehen konnte. Er trat auf die Straße hinaus. Sein Gang war unsicher und langsam setzte er einen Fuß vor den andern. Es bangte ihm, den Ort zu erreichen, den er doch nicht länger meiden konnte.

Herr Friedrich Meiners empfing seinen Vetter kalt und fragte:

„Was willst Du von mir?“

„Deinen Rath, Deine Hülfe!“ lautete die scheue Antwort.

„Beides ist Dir zu Theil geworden,“ entgegnete Herr Friedrich, „und Du hast sie als ein werthloses Gut von Dir geworfen. Als Du um die Janna Brunswiek warbst, warnte ich Dich. Du hörtest nicht. Nun hast Du ein feierliches Gelöbniß gebrochen; die verlassene Dirne grämt sich. Sie wird von Jung und Alt verspottet und über die Achseln angesehen. Das Weib, welches Du freitest, hast Du in fremder Erde begraben müssen. Dein Leichtsinn hat sich schwer gerächt.“

„Ich habe es hart büßen müssen!“ sagte Franz. „Ich muß es noch.“

„Erinnere Dich der Worte, die ich zu Dir sprach, als Du mich batest, Dein Freiwerber bei der Brunswiek zu sein. Als ich mit Widerstreben Deinen Wunsch erfüllt hatte, sagte ich zu Dir: „Nun stehe aber auch fest bei Deinem Werke. Bleibe treu Deinem Worte und weiche und wanke nicht, sonst ist es mit uns Beiden aus.“ Dies sprach ich zu Dir und Du weißt, daß ich noch nie mein Wort gebrochen habe. Mache es mit Deinem Gewissen aus und siehe zu, wie Du vor diesem bestehst.“

„Du stößest mich von Dir?“ rief Franz erregt. „Jetzt, wo ich an dem Rande des Abgrunds stehe?“

„Und wo stehe ich?“ entgegnete Herr Friedrich mit gleicher Lebhaftigkeit. „Glückskind! Wohin hast Du mich gebracht? Hast Du nur Dein Vermögen und das Deines Weibes vergeudet? Hatte ich Dir nicht auch den größten Theil des meinigen anvertraut? Vorsicht habe ich Dir gepredigt und vor dem raschen Gewinn gewarnt, der die Armuth im Gefolge hat. Aber Du trotztest auf Dein Glück und es hat Dich verlassen. Was ein Freund dem Freunde opfern kann, habe ich Dir gegeben; ein Weiteres ist von mir nicht zu verlangen.“

„Nein! Nein!“ rief Franz und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Du kannst, Du darfst mich nicht in dieser Weise verlassen. Dein Wort jagt mich in Tod und Verzweiflung.“

„Mein Arm ist zu schwach, um Dir als eine Stütze zu dienen,“ sagte Friedrich kalt. „Ich habe alle meine Besonnenheit nöthig, um selbst stehen zu bleiben, und weiß noch nicht, ob es mir gelingen wird, mich vor dem Sturze zu bewahren. Im besten Falle muß ich, fast am Ziel eines ehrenvollen Lebens, von Neuem wieder anfangen. Mache es auch so und ver=

traue mehr der eigenen Kraft, als dem blinden Glücke. Wir sind mit einander fertig."

Noch einmal versuchte Franz einen Sturm auf das Herz seines Verwandten. Umsonst.

„So stehe mir Gott bei!" rief er und verließ das Haus, wo er sonst als der allgemeine Liebling empfangen und gehalten wurde.

Lange irrte er umher ohne Ziel und Zweck. Als es zu dämmern begann, befand er sich unfern der Wohnung seiner früheren Braut.

Janna Brunswiek lebte in der größten Einsamkeit. Das Unglück, welches über sie hereinbrach, hatte sie erst heftig aufgeregt, dann war sie verstummt. Kein Laut kam über ihre Lippen. Keine Thräne netzte das brennende Auge, aber der Wurm nagte an ihrem Herzen. Sie verzehrte sich in der Stille. Ueber die Schwelle ihrer kleinen Stube hinaus kam sie nicht und kein Fremder durfte dieselbe betreten.

Die Dämmerung war im Wachsen und Mieken-Möhm trat mit der Lampe ein. Seit dem Tage, da Janna in ihrem Zorn die Karte in das Feuer warf, fürchtete sie diese noch mehr, als früher. Die alte Frau blickte scheu zu ihr herüber. Sie hatte offenbar Etwas auf dem Herzen und wußte nicht, wie sie es

anbringen sollte. Sie ging so lange hüstelnd hin und her, bis Janna endlich aufmerksam ward und fragte:

„Was giebt es?"

„Es ist Jemand da!" sprach sie zögernd.

„Ich will Keinen sprechen."

„Er will Abschied nehmen!" fuhr die Muhme fort. „Ich bringe es nicht über mich, ihn abzuweisen. Soll er hereinkommen, Kind?"

„Nein! Nein!" entgegnete sie heftig und ihre Pulse klopften, als ahne sie, was ihr bevorstehe. „Wer ist es?"

„Ich!" sagte Franz Meiners eintretend und die Muhme schlich hinaus.

„Fort! Fort!" rief Janna abwehrend. „Ich kann Dich nicht sehen und will es auch nicht."

„Habe Erbarmen mit mir!" bat er mit flehender Stimme. „Es hat Niemand Erbarmen mit mir. Jede Hand, die ich ergreifen will, stößt mich zurück. So übe denn Du Barmherzigkeit."

„Ich kenne Dich nicht mehr!" sagte sie und die Stimme zitterte.

„Mein Weg geht in die vier Straßen der Welt!" fuhr Franz Meiners dringender fort. „Ich muß wandern und weiß nicht, wohin. Ich suche, ohne zu finden. Ich stand hoch oben auf dem Berge, nun liege

ich am Fuße desselben und kann den Pfad nicht wiederfinden, der aufwärts führt. Gieb mir die entschwundene Kraft wieder, damit ich in dem Kampfe bestehe, dem ich entgegen gehe."

„Du hast mir Alles genommen!" sagte sie hart. „Was kann ich geben?"

„Deine Vergebung!" antwortete er. „Ohne sie vermag ich nichts. Mit ihr wird es mir vielleicht möglich sein, gut zu machen, was ich verschuldete, und wenn nicht, wenigstens die Gewissensqualen zu lindern, die mich ruhelos umhertreiben."

Sie verharrte im finstern Schweigen. Er wartete in großer Spannung auf eine Antwort und sagte dann, nahe an sie herantretend:

„Ich habe mich schwer vergangen und ein großes Unglück über Dich gebracht, das ich nicht wieder gut zu machen im Stande bin. Ich weiß es und ich weiß auch, wie viel ich von Dir fordere. Aber es gilt mein ewiges Heil und darum werfe ich mich vor Dir nieder und flehe Dich an mit aller Angst, die mein Herz zusammen preßt: Vergieb mir!"

„Nein!" entgegnete sie dumpf und ging von ihm weg. Als sie nach einer Weile zurückkehrte, war er verschwunden. Da warf sie sich an derselben Stelle

nieder, wo er vorhin kniete, und mit überströmenden Augen rief sie aus:

„Ich vergebe Dir! Ich hatte Dir schon vergeben, aber der störrische Mund wollte sich nicht öffnen."

Franz Meiners wandte sich nach Hamburg. Der stolze Capitain mit dem blinden Vertrauen auf ein nie zu fehlendes Glück kehrte als ein armer Schiffbrüchiger wieder. Er hatte früher keine andere Wohnung genommen, als auf dem Baumhause, von dessen Balcon er die weite Aussicht hatte auf die Schiffe des Hafens. Und wenn er dort oben stand, sagte er: „Von diesen allen ist meines das reichste und beste." Jetzt suchte er die bescheidenste Schifferherberge auf, die er finden konnte, wo junge Steuerleute und Deckoffiziere wohnten, und deren Wirth es nicht verschmähte, die Thür seiner Gaststube auch den Matrosen zu öffnen, wenn sie mit dem Gelde in der Tasche klimperten. Voll von einer Empfindung, die keine Worte schildern, betrat er die Börse, nicht um sich zu erkundigen, welcher Makler sich verpflichtet halte, ihm eine vortheilhafte Befrachtung nach irgend einem Hafen jenseits des Oceans anzutragen. Er forschte in der Stille, ob unter allen Capitainen, die hier umhergingen, vielleicht Einer sich befände, der eines Steuermanns

bedürfe. Aber alle Stellen waren besetzt. In Cuxhafen sprach Niemand von dem früheren Glücksschiffer.

Der Winter ging langsam vorüber. Es hatte kein Eis gegeben, darum war die Schifffahrt nicht gesperrt, und in Cuxhaven blieb es einsam, weil die Schiffe fehlten, die dort sonst überwintern. Wo Schiffe sind, da ist auch lustiges Seevolk, und was dies anzugeben vermag, davon würden die Wände in der Engelsmannsschenke Wunder berichten, wenn sie reden könnten. Allein die Wände haben nur Ohren, aber keinen Mund, und der Wirth war ein schweigsamer Mann, der ein Geheimniß bei sich behielt, so lange er von einem Gaste zum andern ging.

Um diese Zeit war es, als die Gefängnißthür sich öffnete und Jürgen Wulff seine Freiheit erhielt. Das Lootsenhandwerk durfte er nicht mehr treiben, aber er hatte vollauf Erlaubniß, sich darum zu bekümmern, auf welche Art er sich durch die Welt schlagen wollte.

Sein erster Gang war in die Hütte seines Oheims. Wulff-Ohm saß hinter dem Webestuhl und summte ein geistliches Lied vor sich hin. Die beiden lange Getrennten begrüßten sich stumm und saßen sich gegen-

über. Der Mund schwieg, aber die Herzen schlugen laut. Endlich sagte Jürgen:

„Habt Ihr sie gesehen, Wulff-Ohm?"

„Ja, mein Junge. Sie war in der Kirche."

„Wie fandet Ihr . . . ?"

Er hätte Alles fragen mögen und konnte es doch nicht. Der Alte half ihm, indem er sagte:

„Sie sieht bleich und vergrämt aus. Aber sie trägt, was ihr auferlegt ist, und der Nacken ist noch nicht gebeugt. Wenn Du zu ihr gehst . . . ."

„Nein!" rief Jürgen lebhaft. „Das werde ich nicht. Wie würde sie mich empfangen, und was könnte ich ihr sagen? Meint Ihr, daß der dumme Jürgen im Gefängniß etwas Besonderes geworden ist? Ich habe auf der Welt Nichts mehr zu hoffen und es würde mir ein Glück bedeuten, wenn ich wüßte, daß Morgen für mich die Sonne zum letzten Male aufginge."

Er nahm seinen Hut und ging wieder fort. Wohin geht ein Schiffsmann hierorts, wenn er sein Haus verläßt, als nach der alten Liebe? Aber als Jürgen Wulff sich der Brücke näherte, standen mehrere Männer dort. Sie gewahrten ihn und es mochte ihm scheinen, als ob sie die Köpfe zusammen steckten und sich in die Ohren zischelten; darum wandte er sich und ging an

dem Leuchthurm vorüber in der Richtung nach der Kugelbaak. Dort war es still und kein anderes Geräusch hörbar, als das Brausen der Fluth, die gegen den Deich heranrauschte.

Von seewärts her kam ein Schiff, ein verspätetes, das mit widrigen Winden kämpfte und beträchtlich havarirte. Aber die schadhaften Masten hielten und, von kundiger Hand geleitet, steuerte es seinen Cours.

Jürgen Wulff sah den Segler an sich vorüberziehen und ein schwerer Seufzer rang sich von seiner Brust:

„Dort auf der Galerie steht einer meiner ehemaligen Gefährten und giebt ihm das Geleite. Mich wird man nicht mehr auf einem solchen Platze sehen. Es ist ein jammervolles, verpfuschtes Dasein, dem ich verfallen bin, und mein einziger Trost wird sein, daß ich weit weg von hier gehe, wo mich Niemand kennt, und mit der Schaufel auf dem Rücken, oder mit dem Dreschflegel in der Hand von Dorf zu Dorf tagelöhnere."

„Das ist nicht nöthig," sagte eine Stimme hinter ihm, und als er sich umwandte, sah er in das Gesicht eines Mannes, der eine verdeckte Jolle hatte, mit welcher er mühsam sein Brod verdiente.

„Ihr seid es, Dirk Voigt?“ fragte Jürgen Wulff. „Welcher Ausweg bleibt mir sonst?“

„Habe einen Platz für Euch, wenn Euch damit gedient ist,“ meinte Dirk Voigt. „Meine Jolle ist zwar kein Dreimaster, der nach Westindien segelt, aber sie ist stark und fest und nimmt nicht mehr Wasser über, als jede andere. Es ist nur eine Koje am Bord und das ist gerade genug, denn einer von uns wird immer die Wache haben. Wir essen aus derselben Schüssel, denn zwei habe ich nicht und für einen Schluck trage ich auch Sorge. Wegen des Uebrigen werden wir schon einig, wenn wir ein paar Reisen mit einander gemacht haben. Mein Cours geht zwischen Elbe und Weser. Ist Euch das genehm?“

Die Augen des Jürgen Wulff leuchteten vor Freuden. Er drückte die Hand des Helfers in der Noth und schüttelte sie. Dirk Voigt ließ es sich einen Augenblick gefallen und sagte dann:

„Narrheit! Ich thue es ja nur, weil mein alter Maat gestorben ist und ich doch Jemand haben muß, der mir zur Hand geht. Ihr denkt wohl, ich thue es aus Barmherzigkeit? Nichts da! Es ist der reine Eigennutz und nichts weiter. Nun, Jürgen Wulff, Ihr müßt kein so trübseliges Gesicht machen. Geschehen ist geschehen und verbüßt ist verbüßt. Jetzt fängt ein

neues Leben an und ich denke wohl, es soll für Euch nicht verloren sein. Kommt morgen früh um sechs Uhr an Bord und Ihr könnt darauf rechnen, daß wir, Wind und Wetter dienend, eine Stunde später den Leuchtthurm im Rücken haben. Bis dahin fahrt wohl!"

Der Admiralitätslootse war zum Wattenschiffer geworden und kreuzte zwischen Elbe und Weser, wie sonst zwischen der rothen Tonne und Cuxhaven. Die Tage, die Monate gingen vorüber. Dem Herbst folgte ein langer, scharfer Winter und freudig athmete der ganze Strand auf, als der neue Frühling kam und die schweren Eisblöcke Tropfen auf Tropfen in die Elbe rannen.

„Meine, daß es an der Zeit ist, einen neuen Zug zu thun," sagte der Schiffer Dirk Voigt zu seinem Maaten, der sich ganz bei ihm eingelebt hatte. „Wenn es Euch recht ist, nehmen wir morgen früh das Hochwasser wahr und sehen zu, was unsere Freunde an der Weser machen. Bekommen heute noch einiges Stückgut an Bord und wir können eine flotte Reise haben."

„Bin zur rechten Zeit am Bord und helfe die Stückgüter verstauen," sagte Jürgen Wulff. „Am Lande habe ich nichts mehr zu thun, als vom Wulff-Ohm Abschied zu nehmen. Der alte Mann macht

es nicht lange mehr. Wie Gott will! Die Ruhe ist ihm zu gönnen."

Die erste Frühlingsfahrt ging glücklich von Statten und die Wattenfahrer kamen heim: Schiffer Dirk Voigt lustig und wohlgemuth; sein Maat trübe und niedergeschlagen. Es drückte ihn Etwas; er wußte nicht, was es sei. Seine Ungeduld stieg und als die Jolle binnen gelaufen war, eilte er, so schnell er es vermochte, nach Hause.

Wulff-Ohm saß an seinem gewohnten Platze am Ofen und sah der Mieken-Möhm zu, welche die Karten auf ihrem Schooße ausgebreitet hatte. Aber die alte Frau betrieb ihr Geschäft nicht mit dem Eifer und dem Ernste, wie sie es sonst zu thun pflegte. Ihre Blicke ruhten mit einiger Besorgniß auf dem alten Freunde, den sie ab und zu besuchte, seitdem derselbe nicht mehr in das Haus der Janna Brunswiek kommen durfte.

„Ihr macht mich bange," sagte sie mit ihrer zitternden Stimme. „Da liegt der Herzkönig bei der ersten Sieben und auf der andern Seite seht Ihr den Kreuzbuben bei der zweiten Sieben. Was meint Ihr? Das bedeutet, daß Euer Jürgen nach Hause kommt, und darum solltet Ihr fröhlich sein und nicht so finster drein schauen, als ob Euch Jemand etwas gethan

hätte. Macht die Augen zu, Wulff-Ohm, sie sehen so traurig aus daß ich mich fürchte, hinein zu sehen."

„Ja!" sagte der Alte und schloß die Augen, um dem Wunsche der Frau zu genügen. „Sie brennen und werden vielleicht bald ausbrennen. Brauche sie auch nicht offen zu halten; sehe ohnedies Alles, wenn ich es auch nicht zu unterscheiden vermag. Was sagtet Ihr von dem König und dem Buben?"

„Ich sagte," entgegnete Mieken-Möhm, „daß die Beiden die Heimkehr Eures Jürgen andeuten. Er ist diesmal drei Wochen weg und es sollte Euch vergnügt machen, daß er kommen wird."

„Es muß bald sein, Mieken-Möhm," sagte der Alte trübe. „Vielleicht komme ich noch eher heim, als er. Und auch ein Anderer kommt heim."

„Was für ein Anderer?" fragte die Alte, die ihre Karten zusammen legte und in die Tasche schob. „Nun sprecht Ihr wieder von Dingen, die Keiner versteht, und ich fange an, mich vor Euch zu fürchten. Das halte ich nicht aus und ich will nur gehen, denn es ist schon spät und ich bekomme von der Janna meine Schelte."

„Und wenn Er kommt?" fuhr Jener fort, ohne auf die Alte zu achten und die Decke anstierend. „Das Haus ist niedergerissen und die Wiege darin

zusammen gefallen. Wißt Ihr, was die Schwalbe thut, wenn sie die Scheune nicht wiederfindet, an deren Gebälk sie nistete? Habt Ihr den Storch gehört, wie er klappert, wenn eine muthwillige Hand ihm das Nest vom Dache warf? Jürgen Wulff, was wirst Du sagen, wenn Dein Wandervogel wiederkehrt aus der Wüste und pickt an das Fenster und fragt: Wo ist meines Vaters Haus?"

„Da ist er!" rief die Alte und erhob sich, so schnell sie es vermochte. „Gott sei Dank, Jürgen Wulff, daß Ihr da seid. Ich es wußte wohl, daß Ihr kommen würdet, denn meine Karten lügen nicht. Seht nach dem alten Manne, der ganz von sich ist und wirres Zeug spricht. Eine Stunde lang hat er nichts Anderes gethan. Stünde Euch gern bei, wenn Ihr vielleicht Hülfe braucht, allein ich kann nicht, denn die Janna wird böse. Ach, Du mein himmlischer Vater, ich wußte, daß es so kommen würde, als die Zwei auf der rechten Seite lag und drei Mal hinter einander die Vier zur Nachbarin bekam. Es geschieht allemal etwas Verkehrtes, wenn die Zahlen genau auf einander folgen."

Jürgen Wulff achtete nicht auf die alte Frau, die sich so schnell entfernte, als es ihre Schwäche irgend

zuließ. Er setzte sich dem Ohm gegenüber, faßte ihn bei der Hand und, diese schüttelnd, sagte er:

„Kommt zu Euch, Wulff-Ohm! Ich bin da; ich, der Jürgen, der Euch etwas Rechtes mitbringt von der Weser her und ein Stück Geld dazu.“

Er sagte es mit möglichster Ruhe, aber sein Herz schlug und die dargebotene Hand zitterte, als er die Veränderung bemerkte, die mit dem Oheim vorging, der sich verbeugte, als ob er in die Ferne sähe und dazu sprach:

„Ich sehe ihn schon von weitem. Er sieht ganz so aus, wie an dem Tage, da er weglief, und hat sich in der langen Zeit nicht verändert. Willkommen binnen, Bruder Niklas! Willkommen binnen!“

„Er spricht wieder von seinem Bruder, der in die weite Welt ging. Wenn er es that, ist er stets krank geworden von der Aufregung und jetzt hat ihn das Fieber stärker gepackt, als je. He, Wulff-Ohm! Schüttelt den Traum von Euch und seht, wo Ihr seid! Habe Euch einen Trunk alten Weines mitgebracht, woran Ihr Euch erquicken sollt. Hört Ihr nicht, Wulff-Ohm? Der Jürgen ist da!“

„Gut, mein Junge!“ fuhr der Alte fort und sah nach der andern Seite hin. „Setze Dich und sieh' mich an und sage mir, ob Du mich wieder kennst?

Ich bin allein übrig geblieben, Bruder Niklas. Die Andern sind schon vorauf und machen Quartier. Wie Du so seltsam drein schaust, Bruder, Bist Du vielleicht auch todt und kommst, mich abzuholen? Was ist das für ein langer Rock, den Du an hast? Weiß wie Schnee und blanke Sterne darauf. Ach, Du allbarmherziger Gott, ich glaube gar, Du bist ein Engel geworden, denn ich sehe Flügel an Deinen Schultern! Nimm mich in Deine Arme und küsse mich."

Der alte Mann sank zurück. Jürgen Wulff fing ihn auf und entsetzte sich, weil er glaubte, der Alte sei todt; aber die Lippen bewegten sich und ein leichter Athemzug hob die Brust. Regungslos saß er da, den kranken Schläfer im Arm, den Schlaf bewachend, der diesen umfangen hielt.

Nach einer Stunde schlug Wulff-Ohm die Augen auf. Er sah um sich und als er den Neffen gewahrte, an dessen Brust sein Haupt ruhte, sagte er:

„Da bist Du ja! Wann kamst Du denn und wo warst Du?"

„Wo waret Ihr denn?" fragte Jürgen Wulff. „Ich bin schon eine geraume Zeit hier, während Ihr laut mit Euch selber spracht, ich weiß nicht, was. Habt Ihr einen Traum gehabt?"

„Ja, mein Sohn! Einen schönen, lieben Traum,

wo ich Den wiedersah, den ich auf Erden am liebsten hatte, und der von mir ging, um für immer wegzubleiben. So werde ich auch von Dir scheiden, mein Sohn."

„Sprecht nicht so schlimme Worte, Wulff-Ohm. Ihr werdet noch lange leben und bei mir gute Tage haben."

„Bruder Niklas ist ein Engel geworden und hat mich angerührt. Ich habe des Himmels Herrlichkeit gesehen und gehöre gar nicht mehr hierher. Grüße die Janna und sage ihr, daß ich ihr vergeben habe, was sie mir und Dir gethan hat. Lebe wohl, mein lieber Junge! Ich mache Feierabend. Thue mir die Liebe und sage mir den schönen Gesangbuchsvers her, den Du von mir lerntest. Ich möchte noch einmal das Wort Gottes hören."

Der alte Mann sprach dies Alles abgebrochen und immer leiser. Jürgen Wulff betete:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!"

Als er geendet hatte, war der Oheim selig in dem Herrn entschlafen.

Drei Tage darauf fand das Begräbniß Statt. Das Leichengefolge war nur ein geringes. Mieken-Möhm

sah es von weitem vorüber gehen, weil sie glaubte, es würde der Janna nicht recht sein, wenn sie sich den Leidtragenden anschlösse. Sie hatte Nichts gesagt, die Janna, als sie den Tod des alten Mannes erfuhr. Nur war ihr bleiches Gesicht noch bleicher geworden.

An der Kirchhofspforte sagte der Schiffer Dirk Voigt zu seinem Maaten:

„Wir wollen dem Manne die ewige Ruhe gönnen und ihm ein gutes Andenken bewahren; sonst aber halte ich es für Euch am besten, daß wir an unser Geschäft gehen, denn ein tüchtiges Stück Arbeit hilft über Gram und Herzeleid aller Art weg. Wollen morgen wieder in See gehen und sehen, ob wir uns noch in die Wesermündung hineinfinden können."

Wenn ein Wattenfahrer auslaufen will und seine Ladung gehörig verstaut ist, braucht es keiner großen Vorbereitung. Eine Tonne mit süßem Wasser und ein Stück Fleisch im Topf, eine volle Flasche und eine gefüllte Pfeife bilden die Bestandtheile des Proviantmagazins. Das muß ausreichen und wenn es etwa hapert, wird der Leibgurt etwas fester geschnürt.

Aber über dieser Fahrt schien ein besonderer Unstern zu schweben. Schon in dem Moment, als die Jolle an der Kugelbaak vorübersteuerte, fing der Wind bedenklich an zu schralen und ehe sie noch Neuwerk

an ihrem Backbord hatten, lief er ganz contrair. Es wurde ein mühsames Laviren, das bei längerer Dauer auch den Gelassensten zur Verzweiflung bringt.

„Ist meine Schuld!“ sagte der Schiffer.

„Warum?“ fragte Jürgen.

„Weil ich bei der Abfahrt die Hand an die Ruderpinne legte und nicht dazu sagte: „In Gottes Namen!“ Ein Seemann soll nicht vergessen, allzeit an den lieben Gott zu denken, sonst hat der Teufel gleich seine Hand dabei im Spiele.“

„Macht Euch keine Gedanken darüber,“ sprach Jürgen, der dem Schiffer die Pfeife gestopft hatte und ihm Feuer schlug. „Der liebe Gott hält seine Hand über Gute und Böse und wird seine Hand von Euch nicht abziehen, weil Ihr einmal vergessen habt, an ihn zu denken. Ihr seid ein frommer Mann und geht zur Kirche, wann und wo es sich thun läßt.“

„Allzeit, Jürgen!“ sagte Dirk Voigt. „Aber wenn ich auch dort mein Herz ausschütte, ist es doch die rechte Andacht nicht. Seht nur, wenn ich so da sitze, kann ich mir nicht die Augen verbinden. Ich sehe die vielen Leute und da fällt mir ein, ohne daß ich etwas dafür kann: Mit Dem hast Du einmal einen Streit gehabt und hast ihn tüchtig abgetrumpft, und Dem da hast Du ein Stück Geld geborgt und er hat

es Dir nicht wieder gegeben. Das aber gehört nicht in das Gotteshaus und darum ist es nicht die rechte Andacht. Meine Kirche liegt wo anders."

„Und wo denn eigentlich?" fragte Jürgen Wulff wieder und sah den Schiffer erwartungsvoll an.

„Hier!" entgegnete Dieser. „Schaut um Euch, Jürgen Wulff. Das weite, grüne Wasser und darüber hin der weite blaue Himmel. Und wenn es dunkel wird, kommen die lieben Sternlein einer nach dem andern, oder der Mond geht auf und wirft sein glitzerndes Licht auf die Fluth. Dann sehe ich bald hinauf und bald hinunter. Ich bin mit dem lieben Herrgott allein auf dem Wasser und weil der Herr Pastor verkündet hat, daß der Geist Gottes über dem Wasser schwebt, bilde ich mir ein, daß er nahe bei mir sei, und ich dürfe ihm Alles sagen, wie es mir um's Herz ist; er würde mich wohl verstehen."

„Das klingt recht erbaulich, Schiffer, und ich will es auch so machen."

„Thut das, Jürgen; es wird Euch wohl bekommen. Aber da räumt der Wind etwas und wir wollen anluven lassen. Auf diesem neuen Cours können wir eine Weile liegen."

Der Schiffer hoffte es, aber es ging nicht in Erfüllung. Der Wind wurde zusehends schwächer und

hörte endlich ganz auf. Es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich einen Ankerplatz auszusuchen. Es geschah an der Leeseite von Scharhörn, im Angesicht der rothen Tonne.

Die Schiffer hielten ihre Mahlzeit und nahmen dann die Pfeifen zur Hand. Das Gespräch schleppte sich mühsam hin und als die Sonne unterging, verstummte es gänzlich. Es war ein schwerer Tag gewesen und, die Pfeife ausklopfend, sagte Dirk Voigt:

„Wollen uns Ruhe gönnen, um morgen desto frischer zur Hand zu sein. Ihr habt auf der letzten Reise die Deckwacht zuerst gehabt; jetzt ist die Reihe an mir. Schlaft ein paar Stunden; ich wecke Euch nach Mitternacht.“

Jürgen Wulff folgte den Anordnungen des Schiffers und kroch in die Koje. Dirk Voigt lehnte am Mast. Er sah auf die Fluth, welche die schlafenden Möven wiegte, und auf den blauen Himmel, daran die Sterne flimmerten. Er hielt die Hände gefaltet und bewegte die Lippen. Aber als nun der Mond aus der See auftauchte, zog sein magisches Licht den stillen Schiffer unwillkührlich in seinen Bann. Er vergaß seinen Maaten zu wecken und die Ruhestatt aufzusuchen. Seine Augenlider senkten sich, der Kopf fiel auf die

Brust herab und nach wenigen Minuten schlief Dirk Voigt den Schlaf des Gerechten.

Die Nachtstunden flogen vorüber. Still blieb es am Bord der Jolle. Der Anker derselben lockerte sich, als der Strom kenterte, und die Jolle fing an zu treiben. Die Ebbe setzte mächtig aus und nahm die Jolle mit sich in See.

Jürgen Wulff dehnte sich in der Koje. Er hatte einen langen und gesunden Schlaf gethan. Wenn ein Fahrzeug fest vor dem Anker liegt, hört man den einsetzenden Strom zu beiden Seiten daran vorüber rauschen. In dem Boote, welches der Strom mit sich fortträgt, vernimmt man keinen Laut. Erschreckt von dieser unheimlichen Stille, fuhr Jürgen Wulff in die Höhe und steckte den Kopf in das Freie. Als er den Schiffer nicht gleich gewahrte, schrie er überlaut:

„Dirk Voigt, wo seid Ihr? Dirk Voigt!

„Hollah Ahoi!“ rief dieser schlaftrunken und sprang risch in die Höhe.

Die beiden Männer sahen sich an. Die dunkelgrüne See wogte um sie her.

„Wir treiben!“ rief Jürgen Wulff entsetzt.

Kein Wort weiter wurde von Beiden gesprochen. Jürgen Wulff griff nach dem Tau, woran der Anker

hing. Er zog diesen leicht binnen Bords und warf ihn auf das Vorderdeck nieder.

Endlich wich der Alp, der ihre Brust beengte, und der Schiffer fragte:

„Wo sind wir?“

„In der Nordsee!“ sagte Jürgen Wulff. „Und ein Compaß ist nicht am Bord.“

Die Männer suchten sich über ihre Lage klar zu werden. Dirk Voigt sah nach der Uhr und prüfte den Stand der Sonne; dann sagte er:

„Da ist der Osten und dahin geht der Weg in die Elbe. Wie ist es, Admiralitätslootse? Bringt Ihr uns binnen?“

„Ohne Wind?“ fragte Jürgen Wulff. „Wir müssen aushalten. Nach Eurer Uhr zu schließen, ist die Ebbe bald abgelaufen und wir haben still Wasser. Dann kommt die Fluth und bringt uns ein Stück weiter binnenwärts. Aber wohin? Die Strömung macht oft alle Berechnung zu Schanden. Müssen unsern Proviant zu Rathe halten.“

Die beiden kräftigen Männer langten an dem vergangenen Tage tüchtig zu. Brod und Fleisch erfuhren tüchtige Einschnitte. In der Flasche sah man bereits den Boden und die Wassertropfen im Fasse stiegen im Preise.

„Einen Pfeifenkopf voll Tabak für Euch und einen halben für mich, das ist der Rest," sagte Jürgen Wulff, dem Schiffer seinen Antheil reichend. „Will ein Ruder nehmen und eine Stunde riemen."

Der Schiffer folgte seinem Beispiel; allein die schwachen Menschenkräfte vermochten nichts gegen die gewaltige Naturmacht; die Jolle trieb immer weiter seewärts. Als endlich die Fluth wieder in die Elbe einströmte, hatten die Männer müde Arme und mußten sich unthätig den Elementen preisgeben.

Schon am frühen Morgen brannte die Sonne heiß. Zur Mittagszeit wurde sie unerträglich und am Abend kühlte kein erquickender Hauch die glühende Atmosphäre. Die Zunge klebte an dem Gaumen, die Männer lechzten nach einem Wassertropfen. Beide erhoben sich zu gleicher Zeit und machten eine Bewegung nach dem Fasse.

„Wollt Ihr trinken?" fragte der Schiffer.

„Nein!" sagte Jürgen Wulff, den Schmachtenden mitleidig ansehend. „Ich dachte, Ihr wolltet."

Brauche es noch nicht!" entgegnete der Schiffer und warf sich nieder, als ob er schlafen wollte.

„Ich thue desgleichen," sprach sein Maat. „Wir vergessen dann, daß unser Proviant alle und kein Krumen Taback mehr im Beutel ist."

Sie lagen still, weil Keiner den Andern stören wollte; aber Beide hatten offene Augen.

Stille, mondbeglänzte Zaubernacht. Die Sterne blickten bleich und vereinzelt aus der magisch erleuchteten Höhe herab. Die Möven wiegten sich auf der Fluth und trieben an den schlafenden Robben vorüber. Hoch oben über Alle weg zog der Steinadler seine ungemessene Bahn.

Vorüber war die zweite Nacht und der dritte Morgen brach an. Noch ehe die Kimmung des Horizontes sich lichtete, fuhr der Schiffer aus seinem Schlafe auf und rief laut:

„Ein Schiff! Ein Schiff!"

Jürgen Wulff taumelte von der Ducht, worauf er nickte. Es lag ihm bleiern in den Gliedern, als erwache er aus einem schweren Rausche. Seine Augen irrten überall umher und er sagte traurig:

„Es ist dasselbe Schiff, was ich gestern Abend sah, Dirk Voigt; das Schiff, das in unsern kranken Köpfen spukt. Hier ist nichts, als Sonnenbrand und Salzwasser."

„Salzwasser!" grollte Dirk Voigt und schlug mit der Faust gegen die leere Tonne, daß es einen dumpfen Ton gab. „Meint Ihr, daß Jemand es trinken kann, ohne den Tod davon zu haben?"

„Was Tod!“ sagte Jürgen Wulff. „Der Tod ist ein Glück gegen die Qual, die ich erdulde. Und ich hätte große Lust ...“

Er hielt inne. Der Schiffer raffte sich auf, trat dicht vor seinen Maat hin und sagte mit einem strafenden Blick:

„Wozu hättest Du Lust?“

„Möchte mit meinem Leibe messen, wie tief die See hierorts ist. Drunten muß es kühl sein und still, Schiffer.“

„Willst Dich umbringen?“ fuhr Jener fort und sah ihn fest an. „Der Selbstmörder kommt zu den Verdammten in die Hölle.“

„Hier ist schon die Hölle!“ entgegnete Jürgen Wulff mit finstern Blicken. „Bis zum Abend halte ich es aus, dann fahre wohl.“

Er setzte sich wieder auf seinen vorigen Platz. Dirk Voigt schloß die Augen und murmelte vor sich hin:

„Und führe uns nicht in Versuchung.“

Mit bleiernem Flügel zog der Tag vorüber. Schon sank die Sonne abwärts, als der Schiffer, der sich erhoben hatte, die Hand über die Augen legte und ausrief:

„Siehst Du die Wolke?“

„Ich sehe nur, daß der ganze Himmel eine einzige Brandstätte ist,“ grollte Jürgen Wulff, dessen Stimme heiser klang. „Ihr träumt wieder.“

Der Schiffer zuckte, als sei er von einer schmerzlichen Täuschung getroffen; aber nach einer Pause sah er wiederholt nach der von ihm angedeuteten Richtung und schrie laut:

„Es ist gewiß und wahrhaftig eine Wolke! Sie wächst mit der Minute und steht schon hoch über uns.“

Jürgen Wulff stand an seiner Seite und sagte: „Woher kommt das?“

„Das bringt die Fluth!“ entgegnete Dirk Voigt und das Blut begann rascher zu kreisen.

Unverwandt richteten sich die Blicke der beiden Männer auf die Wolke, die rasch emporstieg und sich dann nach allen Seiten hin ausbreitete. Es wurde finster und auf den dunkelgrünen Wellen lag ein grauer Schatten.

Die Nacht kam. Dieselbe Stille in der Luft, wie an den vorhergehenden Tagen; allein der Mond leuchtete nicht; kein Stern durchbrach dieses Dunkel. Und doch war die Hoffnung lebendig in den Verzweifelnden.

Da raschelte es zu ihren Häupten so fremd und seltsam, daß es die Träumer erschreckte, die nicht wußten wie ihnen geschah. Lauter und lauter wurde

es, bis es mit einem Male aus der jähen Höhe herabfuhr und auf die horchenden Wellen niederschlug.

„Wasser!" rief Jürgen Wulff und sog begierig die ersten Tropfen des fallenden Regens ein.

„Ich wußte es wohl, daß der gute Gott uns nicht in seinem heiligen Tempel umkommen lassen würde. Der Herr thut ein Wunder, Jürgen Wulff, um Dich vor der Sünde des Selbstmordes zu bewahren!" sagte Dirk Voigt.

Jürgen Wulff erwiederte nichts, aber er drückte die Hand des Freundes und hielt sie lange zwischen den seinigen.

Als der neue Tag kam, war der Himmel in ein düsteres Grau gekleidet; aber eine fröhliche Brise wehte durch denselben hin und der Schiffer rief mit lauter Stimme:

„Ein Schiff! Nun ist gewiß und wahrhaftig eins da und kein Nebeldunst verwirrt mir den Verstand."

Die beiden Männer vergaßen den Hunger, der in ihren Eingeweiden wüthete, und blickten auf den Segler, der ihnen entgegen kam. Sie hielten gerade auf ihn ab und machten Zeichen über Zeichen. Diese wurden am Bord des Seglers sofort verstanden und erwiedert. Es schien, als hätten Jene eben solches

Verlangen, zu dem Boote zu kommen, als das Boot zu ihnen.

Die Bauart des Schiffes, der Schnitt seiner Segel kam ihnen fremdartig vor und die Flagge, die hoch oben vom Maste wehte, war ihnen unbekannt. Sie theilten sich flüchtig ihre Bemerkungen mit und sehnten sich nach dem Augenblicke, da man ihnen von dem Schiffe ein Fangtau zuwerfen würde.

Nach einer Stunde lag das Boot dem Schiffe seitlängs. Die Männer gelangten mit Mühe und Noth bis auf das Verdeck. Einer der Offiziere, der ihnen entgegen trat, sprach nothdürftig englisch; eine Sprache, von der jeder Lootse und Küstenfahrer soviel versteht, daß er sein Begehr deutlich machen kann. Die Hungernden wurden gespeist und getränkt. Neues Leben rannte durch ihre Adern. Der Sorge um den eigenen Leib überhoben, gewannen sie das Verständniß für fremde Kümmernisse.

Das Schiff kam aus dem fernen Osten und von Allen, die am Bord waren, hatte noch Keiner den Norden gesehen. Sie kämpften mit der langen Windstille und sehnten sich nach einem des Fahrwassers kundigen Führer.

Jürgen Wulff lächelte schmerzlich und sagte zu seinem Freunde:

„Sie haben mich freilich für unfähig erklärt, ein Admiralitätslootse zu sein und zu heißen, allein bis hierher reicht der Wille des Loots-Commandeurs nicht und ich kann die Verirrten nicht in dieser Wüste umkommen lassen. Gott wird mir ferner gnädig sein, und es zulassen, daß wir sie binnen der rothen Tonne vor Anker bringen.“

Mit diesen Worten trat er an das Steuer, legte die Hand auf die Pinne desselben und sagte:

„So nehme ich Besitz von dem Schiffe und gelobe, es mit Gottes Hülfe wohlbehalten binnen zu bringen. Diesen Cours steuert, Mann.“

Der Lootse Jürgen Wulff wies auf einen bestimmten Compaßstrich und der Mann am Steuer nickte, zum Zeichen, daß er Alles genau verstanden habe.

Bald darauf entdeckte man Land am Backbord. Jürgen Wulff und Dirk Voigt erkannten den rothen Sandsteinfelsen von Helgoland, welchen der nordische Küstenfahrer „das Land“ nennt. So weit war die Jolle des Schiffers von der tückischen Ebbe in die See hineingetrieben.

„Nun haben wir einen sichern Cours!“ rief Jürgen Wulff freudig und deutete auf den Felsen. Der Offizier vom Dienst nickte zufrieden. Zwischen Beiden

entspann sich ein Gespräch und Jürgen Wulff fragte, was alle Lootsen fragen, die bei einem unbekannten Schiffe an Bord kommen, nach dem Woher und Wohin, nach dem Namen des Schiffes und des Capitains.

„Wir kommen aus Persien, aus dem gottgesegneten Schiras," lautete die Antwort. „Unser Hafen ist Abuschät und in Ispahan wohnt der Mann, der uns hierher befrachtet hat. Wir kommen sonst nicht in diese fernen Gewässer und nur der Reichthum Usbeck's und das hohe Ansehen, worin er in unserer ganzen Provinz steht, haben uns vermocht, diese Reise zu unternehmen. Möge der heilige Prophet uns glücklich heimführen! Ich und der würdige Usbeck haben keinen sehnlicheren Wunsch."

„Wer ist dieser Usbeck, wenn es beliebt?" fragte Jürgen Wulff.

„Er ist unser Befrachter und unserem Schutze hat er die Ladung anvertraut, die in der Staatskajüte ihren Platz gefunden hat."

„Was für eine seltsame Ladung ist das, die in einer Staatskajüte untergebracht wird, die sonst nur die vornehmsten Passagiere inne haben?"

„Der würdige Usbeck hat es so angeordnet und bewacht seinen Schatz. Verzeiht mir, aber Euch mehr

zu sagen, bin ich nicht im Stande. Ein Eid bindet meine Zunge."

„Ich will Euch auch nicht Euere Geheimnisse abfragen," sagte Jürgen Wulff. „Was frommte es mir, sie zu wissen? Mir genügt, zu erfahren, wie tief Euer Schiff geht, damit ich weiß, was ich bei'm Einsegeln wagen darf, und ob Ihr von einem Orte kommt, welcher der Quarantaine unterworfen ist. Aber ich kenne Euer persisches Land nicht und es wird damit Zeit haben, bis wir bei dem Lootsgaliot einen Admiralitätslootsen erhalten, der seine Ordres von Cuxhafen aus hat."

„Cuxhafen!" fiel der Offizier ihm in die Rede. „Was wißt Ihr von dem Orte? Ist er nicht in der Elbmündung gelegen?"

„Ihr sagt recht, Herr. Wir ankern dort, um zu hören, ob Ihr ungehindert nach Hamburg segeln könnt."

„Wir wollen nicht nach Hamburg; wir wollen in Cuxhafen bleiben. Das ist unser Bestimmungsort. Habt Ihr dort einen Bekannten, an den man sich in Geschäften wenden mag?"

„Ich bin selbst von dort her," antwortete Jürgen Wulff, „und sehr gut im Stande, Euch über Alles Auskunft zu geben, was Ihr zu wissen wünscht."

Der Offizier befand sich in einer merklichen Unruhe, welche durch diese letzte Mittheilung veranlaßt ward, und sagte:

„Verzeiht mir, Herr. Aber ich wußte nicht, daß wir einen Mann am Bord hätten, der aus dem Orte ist, wohin wir zu segeln bestimmt sind. Das muß der würdige Usbeck wissen. Ich will es ihm sogleich sagen. Verzeiht meiner Ungeduld, aber sie ist entschuldigt, wenn man sich nach einer langen, mühseligen Fahrt plötzlich am Ziele sieht."

Der Offizier entfernte sich und ließ Jürgen Wulff in nicht geringem Erstaunen zurück:

„Was will dies heißen? Wer ist der Mann, der sich Usbeck nennt, und was will er an dieser fernen Küste, wenn er nicht Handel und Wandel treibt? Mir ist bei diesen Mittheilungen ganz unheimlich geworden."

Dirk Voigt, der bei dem Gespräche gegenwärtig war, sagte:

„Seltsam Ding das! Aber wenn dieser Usbeck, oder wie er sonst heißt, mit Euch zu sprechen begehrt und nicht herauf kommen will, geht Ihr getrost zu ihm in seine Kajüte. Ich habe das „Land" gesehen und bin nun hierorts bekannt genug, um die Fahrt zu

leiten. Mir ist die Brust auch nicht ganz frei auf diesen Planken und ich wollte, wir wären davon."

Nachdem der Schiffer und sein Maat sich über den inne zu haltenden Cours geeinigt hatten, kam der Offizier zurück. Er sagte, der Serdar Usbeck sei zu schwach und krank, um auf dem Verdeck erscheinen zu können und ließe daher den Passagier bitten, zu ihm in die Kajüte zu kommen.

Auf weichen Polstern saß der persische Serdar. Eine greisenhafte Gestalt mit langem weißen Barte. Er nickte dem Eintretenden zu und wies ihm einen Sitz an.

Die ganze Kajüte duftete von Rosenöl und andern Essenzen. Durch die Glaskuppel an der Decke fiel ein mattes Licht auf die Gegenstände. Der Hintergrund der Kajüte ward durch einen gelben Vorhang von dem Vordertheil derselben getrennt.

Jürgen Wulff war von Allem, was er sah, so sehr überrascht, daß er kaum um sich zu sehen vermochte und erschrocken aufschaute, als er zwar langsam, aber klar und deutlich sagen hörte:

„Ihr seid willkommen!"

„Was ist dies?" rief er und schaute furchtsam auf den langbärtigen Mann. Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht desselben und er sprach weiter:

„Ihr wundert Euch nicht mit Unrecht, diese Sprache von mir zu hören. Ich will Euch aber über Alles aufklären, wenn Ihr mir erst gesagt habt, was mir zu wissen nur zu wichtig ist."

„Fragt und ich antworte."

„In dem Orte Cuxhafen lebte vor vielen, vielen Jahren ein Mann, der das Handwerk eines Schiffers betrieb."

„Solche Leute haben wir viele bis auf diesen Tag. Wißt Ihr nicht mehr von ihm?"

„Er hieß Wulff," fuhr Usbeck fort, „und hatte drei Söhne, sowie ein kleines Haus, welches sie die Wulffenkathe nannten."

„Gott im Himmel!" sprach Jürgen Wulff und sah den Perser fast furchtsam an. Dieser blickte sinnend vor sich hin, als müsse er erst die Worte ordnen, die er sprechen wollte, und sagte dann:

„Euere Sprache wird mir schwer. Ich lernte sie einem Freunde zu Liebe, damit ich ihn verstehen und ihm antworten konnte, wenn er von seiner Heimath sprach. Drei Söhne waren in der Wulffenkathe und der Jüngste von ihnen hieß Niklas."

„Verschollen und verkommen!" sagte Jürgen Wulff. „Er ging in die weite Welt und man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„Kennt Ihr die Seinigen, Mann?“ fragte Usbeck, der durch diese letzten Worte aufmerksam ward und seine Erregtheit nicht verbergen konnte.

„Er war mein Oheim,“ entgegnete Jürgen Wulff. „Das Haus, wovon Ihr sprecht und worin er geboren ist, steht noch bis auf diese Stunde.“

„Heiliger Prophet, wie wunderbar sind Deine Wege!“ rief Usbeck. „Habt Geduld, Freund. Diese Entdeckung kommt zu rasch und unerwartet. Ich muß mich sammeln. Sprecht Ihr indessen von Euerem Oheim Niklas, der mein liebster, mein treuster Freund war und sagt mir Alles, was Ihr von ihm und den Seinigen wißt.“

„Das that Jürgen Wulff und ließ auch das Kleinste nicht unberührt. Das Letzte, was er sagte, war, der Tod von Wulff-Ohm und dessen Bestattung.

„Von dem Kirchhofe weg,“ schloß er, „ging ich in das Boot. Vom Mißgeschick aller Art verfolgt, mußte ich ein schweres Ungemach erdulden und fast verloren gehen, damit ich Euch retten kann. Wunderbar sind die Wege des Herrn.“

Usbeck athmete auf: „Gelobt sei der Prophet! Meine Mission ist erfüllt, bevor ich noch das feste Land betrat. Und Ihr seid der einzige Ueberlebende von den Bewohnern der Wulffenkathe?“

„Ich bin es, Herr.“

„Wir werden das Land betreten und dann wird mir der Richter bestätigen, was Ihr sagtet. Ich hege keinen Zweifel, Mann, aber ich muß mein Geschäft vollbringen, wie ich es zu enden versprach. Weil ich aber schon jetzt überzeugt bin, daß Ihr ein Abkömmling jenes Mannes seid, der mein Freund war, will ich Euch sagen, wie ich diesen Freund gefunden habe.“

Usbeck sah seinen Gast freundlich an und theilte ihm das Folgende mit:

„Niklas Wulff hatte sich von seiner Heimath abgewendet. Seine geringe Habe auf dem Rücken und wenige Geldstücke in der Tasche zog er landeinwärts mit dem festen Entschlusse, nicht eher wieder zu kommen, bis er Alles sah und Alles erlebte, was ein Mensch auf Erden sehen und erleben kann. In Holland fiel er den ostindischen Werbern in die Hände und auf Java erwarb er sich das Vertrauen eines malayischen Handelsmannes, der ihn zum Gehülfen annahm. Halb Seefahrer, halb Kaufmann lernte er bald auf eigenen Füßen stehen. Sein Wandersinn trieb ihn von Java weiter. Er gelangte nach dem portugiesischen und britischen Indien. Ich habe seine ausführlichen Tagebücher, worin Ihr es nachlesen möget, wohin er überall

seinen Fuß setzte und wie es kam, daß er nach jahrelangen Wanderungen zuletzt in Persiens alter Hauptstadt, in dem rosenduftenden Ispahan erschien. Räuber hatten ihn unbarmherzig ausgeplündert und er war wenig mehr, als ein Bettler. So ließ er sich auf der Straße sehen. Einige schenkten ihm eine milde Gabe; er nahm sie mit Thränen in den Augen. Andere, wohl die Meisten, gingen gleichgültig an ihm vorüber. Einige schalten ihn einen Zudringlichen und hießen ihn seiner Wege gehen. Ich gestehe mit Beschämung, daß ich zu diesen gehörte. Mein Geschäft hatte Eile und da er mir nicht schnell genug auswich, stieß ich ihn beiseite."

Usbeck hielt inne. Ein leichtes Erröthen flog über sein Gesicht. Jürgen Wulff horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf die Worte Usbeck's, der gleich darauf fortfuhr:

„Ich ward für meine Härte arg gestraft. Einige Tage später machte ich einen Ausflug in die Berge. Ich war meinen Saumthieren voran und hielt, selbst weiß ich nicht wie, an einer gefährlichen Stelle. Der abschüssige Boden wich und ich wäre in einen Abgrund gefallen, wenn mich nicht eine starke Hand gehalten hätte. Es war der fremde Bettler, den ich vor einigen Tagen so hart behandelte. Er gestand mir

später, daß er, um seinen Leiden ein Ende zu machen, sich in den Abgrund hätte stürzen wollen. Da erschien ich und anstatt sich zu tödten, rettete er mir das Leben. Ehrfurchtsvoll beugte ich mich vor der Weisheit des Propheten und der Bettler wurde mein Freund und Bruder. Er ward mein Begleiter auf der Reise und als wir zu Hause anlangten, bezog er dasselbe als mein Gastfreund. Wir wurden unzertrennlich und hatten Alles gemeinsam. Niklas trat in mein Geschäft und ich sage es offen und frei, seiner Klugheit und seiner Erfahrung habe ich es zu danken, daß sich dasselbe bald verdoppelte. Meine Schwester wurde sein Weib und wenn ihre Ehe auch kinderlos blieb, hingen sie doch mit großer Zärtlichkeit an einander. Sie waren die treuesten Freunde und um ihm so ähnlich zu werden, als nur immer möglich, lernte ich seine Sprache. Er war ganz glücklich und nur zuweilen befiel ihn das Heimweh, welches in ungewöhnlicher Weise zunahm, als nach einigen Jahren meine Schwester starb. Dieser Todesfall machte ihn kränker. Die Sehnsucht nach der nordischen Heimath wurde so stark, daß er sie nicht bezwingen konnte, und ich ihn selbst bat, er möge doch nicht länger zögern und unverzüglich abreisen. Er wollte es auch, allein er vermochte es nicht in Ausführung zu bringen. Der Gram um

den Verlust seines Weibes und eine daraus entspringende Krankheit hatte seine Kräfte aufgerieben. Er begann zwar, sich zu erholen, allein er war nicht mehr der alte Niklas Wulff. Langsam siechte er hin. Ich saß an seinem Bette und empfing seine letzten Wünsche, die ich zu erfüllen gelobte, weshalb Ihr mich hier auf der stürmischen See fandet."

„Gottes Wege sind wunderbar!" sagte Jürgen Wulff, die Hände faltend.

„Und dies sind die letzten Worte Eures Oheims," fuhr Usbeck fort. „„Da es mir nicht vergönnt ist, mein Heimathland lebend zu betreten, möchte ich in der vaterländischen Erde begraben werden. Wo die See brandet und der Schnee die Gräber deckt, möchte ich ruhen. Nimm, was mir gehört, und bringe den Todten dahin, wohin Du ihn als Lebenden begleiten wolltest. Forsche daheim nach den Meinigen. Wenn von ihnen noch Jemand am Leben ist, bringe ihm meine Grüße und was ich Dir anvertraute, das lege in seine Hände nieder."" Ich leistete einen feierlichen Eid und schickte mich an, ihn zu erfüllen. Schaut auf, junger Mann! Hier sind die sterblichen Ueberreste Eures Oheims."

Jürgen Wulff hatte sich unwillkührlich erhoben. Usbeck faßte eine schwere seidene Schnur, die ihm zu

Häupten hing, und der gelbe Vorhang theilte sich auseinander. Auf einem Katafalk stand ein schmuckloser Sarg. Usbeck berührte denselben mit der Hand und sprach leise:

„Hingeschiedener Freund, ich habe Dir Wort gehalten. Du wirst in der Heimath zur Ruhe kommen.“

Jürgen Wulff bewegte die Lippen. Er betete aus inbrünstigem Herzen: „Denn Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen!“ Feierliche Stille herrschte in der Kajüte, während draußen die Wellen aufrauschten und der Westwind das Takelwerk zausete. Es wurde auf dem Verdeck vielfach hin und her gelaufen und auf der Kajütstreppe vernahm man Tritte. Usbeck zog die Schnur und der Vorhang schob sich zusammen. Es ward gegen die Eingangsthür geschlagen und der Offizier vom Dienst, der draußen war, rief:

„Der Lootse wird verlangt!“

„Nun geht!“ sagte Usbeck, dem Jürgen Wulff die Hand reichend. „Wenn wir glücklich gelandet sind, sprechen wir weiter.“

Jürgen Wulff betrat das Verdeck mehr träumend, als wachend. Dirk Voigt kam ihm entgegen:

„Das war ein langer Turnus. Ihr mögt drinnen ein gutes Gespinnst abzuwickeln gehabt haben. Nun

aber ist dort ein Lootsgaliot und hier kommt das Boot desselben schon herangeschossen. Wollen nun in unsere Jolle zurückkehren und die Leute ablösen, welche sie in ihre Obhut nahmen. Das Ding ist wie ein Vogel und leicht sind wir vor der Schebecke, oder wie so ein persischer Zweimaster heißt, in Cuxhafen. He! Hollah! Zu Deck mit Euch und behaltene Reise! Da kommt das Lootsenboot!"

Dirk Voigt stieg über den Fallreep und sein Maat folgte ihm. Als der Lootse der Admiralität an Bord der Schebecke kam, war die Jolle schon um eine Kabellänge voraus. Dirk Voigt schwenkte die Mütze und rief:

„Ein Hurrah für die Hand voll Taback, die Ihr mir in die Tasche schobt! Das ist ein guter Stoff, Jürgen Wulff, und wir wollen ihn uns schmecken lassen. Her mit der Zunderbüchse!"

In fliegender Eile lief die Jolle ihren Cours und die Schebecke zog hinter ihr her.

Die Schebecke lief in Cuxhafen glücklich binnen. Usbeck landete und ließ sich sogleich auf das Amt führen, wohin Jürgen Wulff ihn begleitete. Dort wurde die Angelegenheit in größter Ruhe geordnet. Aber den Cuxhafenern machte sie desto mehr zu

schaffen. Von allen Seiten kamen sie zusammen, um über das unerhörte Ereigniß zu sprechen, und in der Schenke zum Engelsmann war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, von dem Augenblicke an, da die Schebecke sich an das Bollwerk legte, bis zu der Stunde, da sie neu ausgerüstet wieder in See stach, um den treuen Freund, der den Todten über See geleitete, in seine Heimath zurück zu führen.

Jürgen Wulff hatte einen herzlichen Abschied von dem Freunde seines Oheims genommen, der ein reiches Gut in seine Hand gelegt hatte. Das Gerücht hatte die Summen verzehnfacht und mit jeder größeren Zahl stieg die Achtung und Bewunderung für den ehemaligen Admiralitätslootsen, für den man früher nur ein mitleidiges Achselzucken hatte und den Jeder, der sich an ihm reiben wollte, den dummen Jürgen nannte. Er blieb sich gleich; hatte freundliche Worte für Alle und war bemüht, seiner nächsten Pflicht genug zu thun.

An die Seite von Wulff-Ohm hatte man den Sarg gesetzt, der seines Bruders sterbliche Ueberreste enthielt. Jürgen Wulff ließ zwei Lindenbäume auf das Grab pflanzen und zwischen diesen lag ein einfacher Stein mit den Namen der Brüder, die sich als Kin-

der trennten und erst im Grabe wieder vereinigt wurden.

Als er sein frommes Werk vollbracht hatte, zog er sich in sein einsames Haus zurück, worin er bislang mit seinem alten Oheim in Frieden und Eintracht wohnte. Er dachte der Vergangenheit und der Gegenwart und wie es für die Zukunft werden sollte. Es war ein anderer Geist über ihn gekommen, seit er die Größe Gottes kennen lernte in der schwankenden Jolle während der langen Windstille, und wie er, am Rande der Verzweiflung und des Wahnsinns angelangt, gewürdigt ward, die Brüder, die das Leben trennte, im Tode zu vereinigen.

Ein Gedanke durchleuchtete ihn, der neues Leben durch seine Adern goß und sein Herz lebhafter schlagen machte. Er gedachte seiner Jugendliebe und wie er jetzt dem Mädchen, das ihn aufgab, um einen Andern zu freien, so ganz anders gegenüber stand.

„Wie kann ich jetzt vor sie hintreten," sagte er zu sich selbst. „Sie ward durch den eitlen, hochmüthigen Franz verblendet und warf sich ihm an den Hals, weil er Geld hatte, womit sie vor der Welt prunken und sich groß thun konnte. Jetzt habe ich drei Mal mehr, als er je besaß, der wie ein Bettelmann mit dem weißen Stock davon gehen mußte.

Wenn ich nun einen Freiwerber absendete, glaube ich, daß er nicht abgewiesen würde."

Diese Stimmung hielt nicht lange an. Er schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Es geht nicht. Ich liebte die Janna, wie nichts Anderes auf Erden, und wäre der glücklichste Mensch gewesen, wenn ich sie bekommen hätte. Allein sie hat mich so tief gekränkt, daß ich es nicht vergessen kann. Und wenn sie meine Frau würde und ich an ihrer Seite säße, würde es mir in jedem Augenblicke einfallen, daß dieses Weib, das mich jetzt freundlich anblickt und zärtlich ist und mir Alles zu Willen thut, mich früher verhöhnte und vor den Leuten lächerlich machte."

Die Röthe der Schaam brannte auf seinem Gesicht und er sagte entschlossen:

„Nein!" Sie hat mich weggeworfen und ich begehre ihrer nicht. Meine Erinnerungen an die früheren Tage will ich in mir verschließen und mir einbilden, daß meine Jugendliebe gestorben und begraben ist. Die Janna Brunswiek, die sich dem Franz Meiners hingab und von diesem verschmäht ward, ist für mich eine Fremde."

Sein Selbstgespräch wurde durch den Eintritt des Schiffers Dirk Voigt unterbrochen, der sich seit dem

Glückswechsel seines Maaten einer behaglichen Winterlage erfreute. Er bot dem Jürgen Wulff die Hand und sagte:

„Ihr habt mir einen guten Ankerplatz angewiesen, der mir wohl behagt. Allein ich kann die Hände nicht müssig in den Schooß legen und da ich nicht mehr zwischen der Elbe und der Weser umherkreuze, mache ich hier an der fasten Wall manche kleine Spritzfahrt. Hat mitunter sein Gutes und Ihr könntet mich wohl einmal begleiten."

Jürgen Wulff lächelte und folgte dem bewährten Freunde, der fröhlich und guter Dinge war. Er hörte auf das harmlose Geplauder des Schiffers und achtete wenig auf den Weg, den dieser einschlug.

„Ist eine schnakische Geschichte," fuhr Dirk Voigt fort. „Eine übermüthige Dirne und ein armer Junge hatten es lange Zeit mit einander gehalten, bis der Hochmuth der Einen endlich zu groß wurde. Der vielfach hart betroffene arme Junge entfloh und wollte lieber im Elend verkommen, als noch länger schlecht behandelt werden. Nun fügte es sich aber, daß derselbe arme Junge, als die Noth am größten war, einen Freund fand, der sich seiner annahm, und das Glück, welches ihm bisher den Rücken kehrte, ihn anlachte. Das Gegentheil trat bei der hochmüthigen

Dirne ein und nun hatte der früher Verstoßene vollauf Gelegenheit, mit gleicher Münze heimzuzahlen, was er früher empfing. Hört Ihr, Jürgen Wulff? Die Beiden sind hier aus dem Orte und wir stehen vor der Thür des Hauses, wo sich die Geschichte, die ich erzählte, zum großen Theil begeben hat. Was dünkt Euch davon?"

Jürgen Wulff sah auf und ließ die Augen wieder sinken. Er stand dicht vor der Brunswieks-Kathe. Dirk Voigt ließ ihm einen Augenblick Zeit, sich zu sammeln, und sagte dann sehr ernst:

„Es ist nicht christlich, lieber Maat, wenn man einen Gebeugten am Wege findet und geht hartherzig an ihm vorüber, weil er uns früher auf den Fuß trat. Las einmal in einem Buche, das sich zu mir verirrte, eine kurze Geschichte, die lautete also: Du hattest einen Nachbar, der Dir jedes gebrannte Herzeleid anthat und Dich um Haus und Hof brachte. Du hast aber Haus und Hof wieder und er hat keins. Wenn Dir nun bei diesem Jammer Dein Herz schlägt und Deine Augen füllen sich mit Thränen, dann säume auch nicht, gehe flugs zu ihm, frage ihn, wie ihm könne geholfen werden, und wenn Du gehst, decke seine nackten Kinder mit Deinem Mantel zu. Adjes, Jürgen Wulff, und gute Verrichtung."

Dirk Voigt entfernte sich, ohne sich nach seinem frühern Maaten umzusehen, der mit der Hand über die Augen fuhr.

In der Hinterstube der Brunswieks-Kathe saß Janna an dem Bette der alten Muhme, die hart darnieder lag und sich nicht wieder erheben sollte. Es war eine schwere Aufgabe für die Janna, geduldig auszuharren bei einer Kranken, die bald eigensinnig und störrisch war, wenn das Fieber sie schüttelte, bald de- und wehmüthig ihre junge Verwandte mit Thränen und Seufzern peinigte. Vergangenes und Gegenwärtiges mengte sich in dem Kopfe der schwachsinnigen Alten wirr durcheinander, und das unzusammenhängende, von Klagen und Stöhnen unterbrochene Geschwätz machte die bleiche Wärterin erbeben.

Die frühere Janna wäre außer sich gerathen und hätte in ihrer raschen, entschlossenen Weise diesem Elend ein Ende gemacht. Aber die verschmähte Braut des Franz Meiners war eine andere geworden. Die Wandelung begann in jener Stunde, da sie seine Bitte um Vergebung mit einem harten „Nein!“ von sich wies und dann in die Kniee sank, in Schmerz und Jammer aufgelöst, weil die Reue sie mit ihrer eisernen Hand erfaßte und sie ausrief: „Ich vergebe Dir!

Ich hatte Dir schon vergeben, allein der störrische Mund wollte sich nicht öffnen."

Die Eitelkeit und der Hochmuth hatten sie bei ihrer Wahl geleitet und sie ward dafür hart gestraft. Aber unbemerkt hatte sich ihr Sinn nach und nach gewandelt. Die Jungfrau ging mit sich zu Rathe und fand, daß die erste flüchtige Regung, welche sie zu dem Steuermann Franz hinzog, sich nach und nach vergrößerte und sich in eine ernste, tiefer gehende Neigung verwandelte, die im Wachsen war. Und als sie dies erkannte und zum vollen Bewußtsein erwacht war, stieß er sie von sich und trat auf das verblutende Herz.

Jürgen Wulff erschien vor ihr in dem Augenblick, als sie die bang-stöhnende Kranke mit freundlichen Worten zu beruhigen suchte und ihr einen Vers aus dem Gesangbuche vorbetete.

„Guten Tag, Janna Brunswiek," sagte er mit so vieler Weichheit im Tone, als er hinein zu legen vermochte. „Du verrichtest ein Werk, das Dir Segen bringen wird."

Janna erschrak bei dem unerwarteten Anblick des Jugendfreundes, doch faßte sie sich und, ihm die Hand reichend, sagte sie:

„Habe Dank, daß Du gekommen bist und nicht

Gleiches mit Gleichem vergiltst. Was habe ich erlebt, seit wir uns nicht sahen, und wie viel habe ich verschuldet, was ich ich nicht wieder gut machen kann. Meine größte Schuld steht bei Dir ...."

„Die Rechnung ist zerrissen!" sagte Jürgen Wulff. „Auch ich habe mit Dir gegrollt und Dir bittere Dinge gesagt, laut und hinter Deinem Rücken. Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Wir beten es täglich und man soll das Wort Gottes nicht Lügen strafen. Ich bin gekommen, um Dir das zu sagen, und gebe Dir nochmals die Hand darauf, daß Alles zwischen uns vergeben und vergessen ist."

Die Janna konnte sich der Thränen nicht erwehren und mit überströmenden Augen rief sie:

„O, Du guter, braver Junge! Was für ein Herz hast Du! Und ich war so blind, es nicht zu erkennen, und so taub, seine Sprache nicht zu verstehen. Welche Gabe kann ich Dir entgegen bringen für das reiche Geschenk, was Du mir bietest?"

„Vergeben und vergessen!" wiederholte Jürgen Wulff. „Es ist von allem Vergangenen zwischen uns nicht mehr die Rede. Denken wir an die Zukunft, der wir entgegen gehen, und überlegen wir, wie sich dieselbe für uns gestalten soll."

Janna wurde bleich, sie wußte nicht, warum. Ein unbestimmtes Gefühl preßte ihre Brust zusammen und der Athem stockte.

Die alte Muhme war aus dem Traumschlafe erwacht, in welchen sie nach dem heftigen Fieberanfall gesunken war, und richtete sich auf. Sie sah die Beiden vor sich stehen und rief mit matter Stimme:

„Da stehen Braut und Bräutigam bei einander. Nun ist es doch gekommen, wie der Vater selig es bestimmte. Gottes Segen mit dem jungen Paare. Amen!“

Sie erschraken Beide. Janna flog zu der Muhme und barg das Gesicht in die Kissen. Die alte Frau sank zurück und schloß die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen.

Es war ein ernste Stille in der Hinterstube der Brunswieks-Kathe. Janna löste sich in Thränen auf. Jürgen Wulff drückte der Gestorbenen die Augen zu und sagte darauf:

„Liebe Janna, Du stehst jetzt ganz einsam auf dieser Welt und hast kein Herz, woran Du Dich halten und in den Stunden der Bedrängniß Trost und Hülfe suchen kannst. Ich will Dir ein solches Herz finden helfen.“

Sie sah ihn durch Thränen an. Ihre Hand

zitterte und sie legte diese zitternde Hand auf das bange klopfende Herz.

Jürgen Wulff schaute sie mit dem Blicke des innigsten Wohlwollens an und sagte:

„Du denkst nicht so gering von mir und glaubst, ich werde das Wort aufnehmen, was die alte Frau mit ihrem letzten Athemzuge sprach. Wir sind seit unserer Kindheit beisammen und Dein Vater hat mich behandelt, als ob ich sein leiblicher Sohn wäre. Lassen wir es dabei, Schwester Janna. Ich will Dir ein treuer Bruder sein und verlange nichts von Dir für meine Liebe, als daß Du mir Alles sagst, was Dich bedrückt, und ein rechtes Vertrauen zu mir hast.“

Da hielt sich die Janna nicht länger zurück. Sie breitete ihre Arme aus und sagte schluchzend, indem sie ihm um den Hals fiel:

„O, Du lieber, lieber Bruder! Welches Glück bringst Du mit dem Worte in dieses freudenleere Haus. So mir Gott gnädig sein soll, will ich darnach trachten, Deiner Gabe stets würdig zu sein.“

Mit einigen tröstenden Worten entfernte sich Jürgen Wulff und sagte auf dem Heimwege zu sich selbst:

„Ich sah es ihr an, welch' eine Veränderung in ihr vorging, als die Sterbende von der Braut und

dem Bräutigam sprach. Nein! Nein! Wir gehören nicht mehr zusammen und all' ihr Dichten und Trachten, ihr Sinnen und Denken ist bei dem Manne, der sie so schwer beleidigte. Alter Dirk Voigt, es ist nicht leicht, so zu handeln, wie der Nachbar in der Geschichte, die Du mir erzähltest."

Eine Woche war vergangen. Janna hatte Jürgen mehrere Male gesprochen und war stets in herzlichster Weise von ihm geschieden. Zum letzten Male auf dem Kirchhofe, als die alte Muhme beerdigt wurde. Er hatte ihr zum Abschiede die Hand gereicht und sie bedeutungsvoll angesehen. Von da ab kam er nicht wieder zu ihr. Sie konnte sich in diese Veränderung nicht finden und ließ eine lebhafte Besorgniß durchblicken, die nicht zerstreut ward, als der Schiffer Dirk Voigt bei ihr eintrat und sagte:

„Ich soll Ihr einen Gruß bestellen von dem Jürgen Wulff, und Sie soll es ihm nicht übel nehmen, daß er vor seiner Abreise nicht noch einmal zu Ihr gekommen ist."

„Jürgen Wulff ist verreist?" fragte sie mit einiger Hast. „Wohin?"

„Ja, wenn ich es wüßte!" schmunzelte der Schiffer. „Wunderte mich auch über den schnellen Entschluß und fragte, wohin denn die Reise gehe? Aber er

antwortete nicht darauf, sondern entgegnete: „„Es ist etwas verloren gegangen, dessen Verlust Dem, der es besaß, schwer bedrückt. Darum gehe ich, um es zu suchen, und komme nicht eher wieder, als bis ich es fand. Laßt Euch darum die Zeit nicht lang währen, wenn ich über die Gebühr ausbleibe, und sagt zu der Janna Brunswiek, daß ich ihr auch in der Ferne ein treuer Bruder sein würde."" Das ist die Botschaft, die ich auszurichten habe und hiermit Gott befohlen."

Dirk Voigt entfernte sich nach diesen Worten und ließ die Janna sinnend zurück.

In Hamburg auf dem Neustädter Neuen Weg, gegenüber dem Hause, wo einst der Watershout Peter Röber berühmten Andenkens seine Wohnung hatte, befand sich eine Speisewirthschaft, woselbst ledige Leute jeden Alters und Standes, die nicht viel zu verzehren hatten, ihre Einkehr hielten. Dort fand sich eines Mittags ein Gast ein, der an dem äußersten Ende der Tafel seinen Platz nahm. Er schien nur Augen für die ihm vorgesetzten Speisen zu haben, allein, wer ihn genauer beobachtete, dem wäre es nicht entgangen, daß er oft über den Teller weg schaute und einen ernsten, bleichen Mann betrachtete, der an dem entgegengesetzten Ende der langen Tafel saß. Dieser

bleiche Mann mußte das besondere Interesse des Gastes erregen, denn er ließ nicht ab mit seinen Beobachtungen, und als er die Aufwärterin rief, um seine Zeche zu bezahlen, sagte er leise zu dieser:

„Kann Sie mir sagen, wer jener Mann ist, der mit seinem Stuhl vom Tische rückt und die Zeitung liest?"

„Dieser Mann geht hier längere Zeit aus und ein; aber seinen Namen weiß ich nicht. Wenn dem Herrn aber daran liegt, will ich den Wirth fragen, der kennt alle seine Gäste."

„Thue Sie das, und wenn Sie mir Antwort bringt, soll Sie ein Trinkgeld haben."

Die Aufwärterin entfernte sich rasch und kam gleich darauf mit der Meldung wieder:

„Der Mann heißt Franz Meiners und ist ein früherer Seefahrer. Jetzt ist er Schreiber bei dem Herrn Hafenmeister Rübke."

„Gefunden!" sagte der Gast und reichte dem Mädchen das versprochene Trinkgeld. Als er aufstand, hatte der Gesuchte sich bereits entfernt.

Es war ein dumpfes, im Erdgeschoß liegendes Zimmer, das in dem Hause des Hafenmeisters zur Schreibstube eingerichtet war. In den Nachmittagsstunden, wenn die Börsenzeit vorüber ist, gehen nur

wenige Meldungen ein und der Schreiber hat Zeit, sich für die Arbeiten des folgenden Tages vorzubereiten.

Franz Meiners ordnete die Listen, zu deren Führung es nur einiger mechanischer Fertigkeiten bedurfte, während seine Gedanken anderswo waren. Eine trübe Stimmung hatte sich seiner heute ganz besonders bemächtigt. Das letzte Schiff, welches er registrirt hatte, führte den Namen „Palmbaum.“ Welche traurige Erinnerungen wurden dadurch in ihm wach gerufen.

Die Thür klinkte auf und der Gast ans dem Speisehause trat ein.

Franz Meiners nahm sich zusammen und fragte im einförmigen Geschäftstone:

„Was steht zu Diensten?“

„Habe keine Geschäfte mit dem Herrn Hafenmeister abzumachen und komme nur her, um eine frühere Bekanntschaft zu erneuern.“

Franz Meiners sah nicht von seinem Journal auf und fragte kurzab:

„Mit wem?“

„Mit Euch, Franz Meiners!“ lautete die rasche Antwort des Eingetretenen.

„Trage kein Begehren, meine früheren Bekannt-

schaften zu erneuern!" entgegnete er finster. Aber der Ton der Stimme, die zu ihm redete, brachte eine eigene Empfindung in ihm hervor.

„Solltet es doch thun," fuhr Jener fort. „Es hat lange genug gedauert, bis ich Euch fand, und ich möchte nicht unverrichteter Sache nach Cuxhaven zurückkehren, da ich manche willkommene Nachricht von daher für Euch mitgebracht habe."

Bei dem Namen Cuxhafen hatte sich Franz Meiners erhoben. Er sah den Mann, der vor ihm stand, fest an und wechselte mehrere Male die Farbe.

„Du bist es!" sagte er nach einer Pause, ihn erkennend, und ein hartes Wort schwebte auf seinen Lippen, welches auszusprechen eine unerklärliche Scheu ihn hinderte.

„Ich bin es!" sagte Jürgen Wulff, „derselbe, der Dir einst feindlich gegenüber stand; derselbe, den Du einst mit Schmach überhäuftest . . . . Aber ich bin nicht gekommen, um Dich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern um mit Dir von der Gegenwart zu reden. Ich bin ein Anderer, als in jenen traurigen Tagen, und auch Dich haben die Zeit und die Schicksale verwandelt."

„Bis zur Unkenntlichkeit!" sprach Franz Meiners vor sich hin.

„Ich komme mit einer Botschaft des Friedens," fuhr Jürgen Wulff fort, „darum möchte ich jeden Haß vertilgen, bevor ich sie ausspreche. Aber in diesem düstern Raum finde ich nicht die reinen, klaren Worte, die an Dein Herz dringen können. Laß uns hinaustreten in's Freie. Auf dem Wall, unter den hohen Bäumen finden wir eine ruhige Stelle, wo ich Dir Alles sagen kann, was ich Dir sagen kann und sagen muß."

Sie gingen. Dort, wo sich vom Stintfang aus die weite Aussicht darbot über Strom und Land, wo zu ihren Häupten die dicht belaubten Bäume rauschten, wandelten sie neben einander auf und ab. Jürgen Wulff sprach lange und eifrig. Franz Meiners hörte zu, erst mürrisch und verdrossen, ohne den Mann anzusehen, der so eindringlich zu ihm sprach. Aber allmählich schwand aus seinem Gesichte jeder Zug von Härte. Er lauschte aufmerksam, während seine Augen zu leuchten begannen, und als eine Pause eintrat, rief er, von all' dem Unverhofften bewältigt:

„Mensch! Freund! Bruder! Wie soll ich Dich nennen? Du vergiltst wie ein wahrhafter Christ Böses mit Gutem und sammelst feuerige Kohlen auf mein Haupt. Du hast mich ganz und gar besiegt und ich gebe mich in Deine Hände. Fordere von mir,

was Du willst, ich vollbringe es, denn ich bin überzeugt, daß es mir wohl geht, wenn ich den Weg betrete, den Du mir zeigst."

„Glaube, daß ich einen guten Steuercours herausfinde, wenn ich auch nicht mehr Admiralitätslootse bin!" sagte Jürgen Wulff. „Wenn wir ein rechtes Vertrauen zu einander fassen, werden wir an ein glückliches Ziel gelangen. Und jetzt gleich wollen wir darauf lossteuern."

Sie verließen die schattigen Baumgänge und begannen ihre Wanderung.

In der Brunswieks-Kathe herrschte seit dem Tode der alten Muhme und der Versöhnung mit dem Jugendfreunde ein Geist des Friedens. Janna war still, aber innerlich ruhig und dieser Frieden, diese Ruhe spiegelten sich in allen ihren Zügen wieder. Geräuschlos that sie ihre Pflicht und schaffte fleißig, was ihr zu thun oblag; sanft und nachgebend in Gegenwart Anderer, ernst sinnend und mit schmerzlich-süßer Empfindung in einsamen Stunden der Vergangenheit gedenkend.

Da trat eines Tages im hellen Sonnenschein der ehemalige Admiralitätslootse Jürgen Wulff zu ihr in die Stube:

„Guten Tag, Schwester Janna. Freue mich,

daß Du wohlauf bist und etwas heiterer in die Welt hinein schaust, als da wir uns das letzte Mal sahen. Hätte wohl ein paar Worte mit Dir zu reden, wenn Du aufgelegt bist, mich anzuhören."

„Willkommen bist Du, lieber Bruder Jürgen!" sprach sie, freudig erröthend. „Was Du mir zu sagen hast, will ich gerne vernehmen, denn ich empfinde es, daß mir von Dir nur Liebes und Gutes kommen kann."

„Danke meinerseits für die gute Meinung, die Du von mir hast," entgegnete Jürgen Wulff. „Die Wahrheit ist, daß ich einen Auftrag an Dich zu bestellen habe, und da dieser derartig ist, daß man nach altem Herkommen dazu einen Zeugen bedarf, habe ich einen solchen mitgebracht."

Er wandte sich gegen die Thür und rief durch dieselbe:

„Kommt herein, Dirk Voigt, und thut Euere Schuldigkeit. Schwester Janna, Du siehst hier einen Mann vor Dir, der das Lootsen besser versteht als ich, obgleich er es nicht lernte. Als ich wie geblendet stand und nicht wußte, wohin mich wenden und was beginnen, führte er mich mit starker Hand und als er seine Schritte hemmte und mich allein ließ, stand ich vor der Thür Deines Hauses. Nun ich dies gesagt

habe, klopfe ich bei Dir an und frage Dich, ob Du stark genug bist, ein Herz, das Dich einst von sich stieß, in Gnaden aufzunehmen, wenn es reuig wiederkommt? Ich meine, Schwester Janna, ob Du den Gram und den Schmerz, den Dir die Treulosigkeit Deines Bräutigams bereitete, vergeben und vergessen kannst? Ob Du, um der ewigen Liebe und Barmherzigkeit willen, womit uns der gute Herrgott in seine Vaterarme nimmt, dem reuigen Freunde Dein Herz und Deine Arme mit vollem Vertrauen und ohne allen Vorbehalt öffnen willst? Wenn Du das über Dich vermagst, Schwester Janna, hast Du alles Frühere überreichlich gesühnt und der Segen zieht vor Dir her."

„Gott möge mir so gnädig und barmherzig sein, als ich gern und willig jedes Unrecht vergesse, da ich selbst der Vergebung so sehr bedarf," sprach Janna Brunswiek mit überströmenden Augen. „In Deine Hände, Bruder, habe ich mein Schicksal gelegt; gestalte Du es nach Deinem Willen."

„Das ist ein schönes Wort," sagte Dirk Voigt, der mit der größten Theilnahme auf die Beiden sah.

„Glaube, daß nun der Augenblick gekommen ist, die Gesellschaft vollzählig zu machen, und ich will keinen Augenblick säumen, meine Schuldigkeit zu thun."

Er ging hinaus und kam gleich nachher mit Franz Meiners zurück. Ihm folgte Vetter Friedrich auf dem Fuße nach.

Franz näherte sich der Janna, ungewiß und gesenkten Hauptes. Er wollte sich vor ihr niederwerfen, aber Jürgen Wulff hinderte ihn daran, indem er Beide zusammen führte, und als sie sich fest umschlossen hielten, mit heller Stimme sprach:

„Gottes Segen mit Euch!"

Als die Liebenden sich noch immer innig umfangen hielten, als sie nur Auge und Ohr für sich hatten und wenig auf den Vetter Friedrich hörten, der seine früheren harten Worte zurücknahm und eine allgemeine Versöhnung verkündete, sagte Jürgen Wulff zu dem alten Schiffer:

„Einen Kreuzzug nach der Weser machen wir wohl nicht wieder, aber wir wollen einen Gang nach der Kugelbaak und zurück thun, das wird den Sturm beschwichtigen, der in mir aufzusteigen beginnt."

Und lautlos entfernten sie sich von dem Orte, der fortan ein Schauplatz des stillen Glückes war.

Er ging hinaus und kam gleich wieder mit Georg Meurers zurück. Nun folgte Vetter Friedrich auf dem Fuße nach.

Georg näherte sich der Kranken, ungewiß und gesenkten Hauptes. Er wollte sich vor ihr niederwerfen, aber Vater Adolf hinderte ihn daran, indem er Beide zusammen führte; und als sie sich jetzt umschlungen hielten, mit heller Stimme sprach:

„Gottes Segen mit Euch!“

Als die Liebenden sich noch immer innig umfangen hielten, als sie nur Auge und Ohr für sich hatten und wenig auf den Vetter Friedrich hörten, der seine gesprochenen harten Worte zurücknahm und eine allgemeine Versöhnung verkündete, sagte Vater Adolf zu dem alten Schiffer:

„Einen Brautgang nach der Kirche machen wir wohl nicht wieder, aber wir wollen einen Gang nach der Bergkapelle und zurück thun, das wird dem Grafen be- schäftigen, der so sehr aufgeregt ist begreift.“

Und lautlos entfernten sie sich von dem Orte, der Zeuge am Geständniß des jungen Mädchens war.

Von hüben nach drüben

oder

Strandrecht.

Von hüben nach drüben
oder
Strandrecht.

Krautsand ist die letzte Insel in der Niederelbe. Unterhalb Glückstadt tritt sie in die Reihe der großen Ströme ein. Mit majestätischem Gange wogt sie an den weiten Außendeichen von Freiburg vorüber, bis sie bei Brunsbüttel das holsteinische Ufer soweit zurückdrängt, daß es dem bloßen Auge nicht mehr sichtbar ist.

Ueber den Deich weg schauen die rothen und lichtgrünen Giebel der Häuser und der kurze, spitze Thurm, der ein Wahrzeichen des Dorfes ist. Nicht weit von dem Landungsplatze liegt der stattliche Krug, wohin Alle strömen, die von der Welt Etwas hören und sehen wollen, denn der Krug ist auch die Börse des Ortes, woher Jeder holt und wohin Jeder bringt, was ihm noth thut. Die Dampfer der Neuzeit haben die Deiche durchbrochen; sie haben die starre Abgeschlossen-

heit der Marschen besiegt. Die wehende Rauchsäule fliegt über das Land hin und lockt die Bewohner von dem Moorrand und der Geest bis an die Ufer des Stromes.

Das war anders vordem, als noch der alte Geist herrschte und die alte Sitte; wo die Marschen mit einer Mauer umgeben schienen, höher als die chinesische und stärker, als das Danewerk, welches längst in Schutt und Staub zerfallen ist und nur noch um Mitternacht aus dem Boden aufsteigt, wenn die fabelhafte Königin Thyra Danebod auf weißem Roß und im schwarzen Mantel daher sprengt.

Ausgeklügelt hatten sie es auf dem Schlosse zu Gottorp. Der Herr Kanzler hatte es zu Papier gebracht und das große Siegel darunter gedrückt, wie es gar ersprießlich sein würde, wenn durch die grundlosen Marschen festere Wege führten, nicht nur von Dorf zu Dorf, sondern auch in diesen selbst, sowohl bis hart an das Ufer der Elbe, als auch in das Binnenland hinein. Und damit dieses Werk rasch gefördert werde, ohne zugleich den Säckel des Staates allzusehr zu belasten, hielt die Regierung dafür, daß es gut sei, wenn die Bauernschaften sich zusammen thäten und durch Hand- und Spanndienste Theil nehmen möchten an der gemeinsamen Arbeit.

Mit diesem Bescheide wurden die Regierungs-Commissaire abgesandt, damit sie ihre Beredsamkeit anwendeten und sobald als möglich Hand an das Werk legen ließen. Aber ein Sturm erhob sich im ganzen nördlichen Ditmarschen von Krempe abwärts und am tollsten wurde derselbe zu Brunsbüttel, als der Landmesser, wie die Bauern ihn nannten, diese zu sich in die Schenke bescheiden ließ, um ihnen den Willen der Regierung kund zu thun.

Am lautesten ging es zu auf dem Gehöfte des Claus Steffens, der schon vom Morgengrauen an umhertobte, die Knechte und Mägde ohne Ursache anfuhr und selbst seinen Sohn Hinnerk beiseite schob, als dieser ihm in den Weg trat.

Claus Steffens folgte der ersten Ladung nicht und gerieth außer sich, daß die Regierung es sich herausnehmen wollte, einer freien Bauernschaft vorzuschreiben, was sie innerhalb ihres Dorfes thun oder lassen sollte. Nun kam die zweite, dringendere Mahnung, mit dem Zusatze, daß am heutigen Vormittage die Angelegenheit zu Ende kommen müsse.

„Das soll sie auch!“ rief er aus, als der Kirchspielsbote ihm mit Zittern und Zagen diese Mittheilung machte. „Und ich ganz allein will sie zu Ende bringen. Gehe Er vorauf, Hein Köster, und sage

Er es an, daß ich gleich kommen will. Hinnerk! Junge! Warum stellst Du Dich mir noch einmal in den Weg?"

„Ich will Ihn bitten, Vater," sagte der junge Bauer, „sich die Sache nochmals anzusehen. Vielleicht hat die Regierung nicht ganz unrecht."

„Was!" fuhr Claus Steffens auf. „Die Regierung wäre im Rechte, wenn sie der Bauernschaft an das Herz greift? Und das sagt mir mein Junge? Rebellion in dem eigenen Hause! Aber daran ist der neue Schulmeister schuld, der nicht blos die kleinen Kinder verdirbt, sondern auch den Erwachsenen allerhand Flausen in den Kopf setzt. Nun, Hinnerk, wir sprechen noch ein Wort mitsammen. Möchtest wohl in die Welt hinaus? So recht weit! He?"

„Ach ja, Vater! Nach Altona, nach Hamburg und darüber hinaus. Es muß herrlich sein."

„Hat sich etwas zu herrlichen! Das hat Dir der Schulmeister eingepredigt. Und ich predige es wieder aus Dir heraus, darauf verlasse Dich. Aber erst geht es über den Landmesser her!"

In großer Erregung, die Mütze schief auf dem Kopfe, betrat Claus Steffens die Schenke, woselbst die meisten Bauern bereits anwesend waren und der kommenden Dinge harrten.

„Da ist Claus Steffens!“ rief Einer. „Nun werden wir bald Schick in die Sache kriegen.“

„Ja, da bin ich! Und gewiß der Letzte, dem man die Butter vom Brode nimmt. Wo ist er?“

„Meint Er den Landmesser? Da kommt er gerade herein. Sollen wir ihn anhören?“

Bevor noch eine Antwort erfolgte, war der Commissair der Regierung eingetreten. Nach einem lauten Guten Morgen wollte er sich an den Tisch setzen, als Claus Steffens auf ihn zufuhr und ihn, von oben bis unten ansehend, fragte:

„Ist Er der Kerl, den uns die Regierung schickt?“

Einen Augenblick stutzte der Commissair bei dieser schroffen Anrede, dann aber sagte er gelassen:

„Der bin ich und habe mancherlei vorzubringen. Aber wir wollen dem Wirthe die Ruhe nicht mitnehmen, sondern uns setzen. Rückt zu, Leute.“

Diese Kaltblütigkeit blieb nicht ohne Eindruck. Die Bauern setzten sich stillschweigend an den langen Tisch und sahen dem Commissair gerade in das Gesicht.

Mit großer Klarheit trug dieser den versammelten Gemeindeherren das Verlangen der Regierung vor und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie dadurch nicht nur das Wohl der einzelnen Dorfschaften, sondern auch das des ganzen Landes gefördert werde. Umsonst.

In diese Eisenköpfe wollte Nichts hinein. Sie sahen ihn starr an und verzogen keine Miene.

Zum zweiten Male bot der Commissair alle seine Beredsamkeit auf, um sie seinem Plane geneigt zu machen. Vergebens. Als er gänzlich erschöpft inne hielt, sagte Claus Steffens kurz ab:

„Wir wollen nicht."

Und „Wir wollen nicht!" erscholl es beistimmend von allen Seiten.

Eine Wolke des Unmuthes flog über das Gesicht des Commissairs. Die Galle lief ihm über und er war im Begriff, loszubrechen. Aber zur rechten Zeit besann er sich und entgegnete kalt:

„Eigentlich habt Ihr recht und ich kann es Euch nicht verdenken."

„Wie? Was?" Die Bauern horchten auf.

„Es ist eine theuere Geschichte. Sie kostet nicht nur Mühe und Arbeit, sondern auch Geld. Wenn Ihr die Hände dazu bietet, könnte sich leicht Einer oder der Andere dadurch ruiniren. Wo soll es herkommen?"

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen. Der Commissair ließ es vorüber rauschen und fuhr dann fort:

„Die von Brockdorf haben sich gefügt und die

von Sanct Margarethen auch. Sie sind vollauf dabei. Aber das ist ja natürlich."

„Warum natürlich?" fragte Einer, und Jener entgegnete darauf:

„Es sind reiche Hansen, die es dazu haben und es in zwei Jahren fertig schaffen wollen. Es ist alles Mögliche. Allein die Kerle brauchen auch nur die Hand in den Beutel zu stecken und die Finger krumm zu machen, so ziehen sie diese voll Speciesthaler aus demselben heraus. Aber was geht das Euch an? Warum wollt Ihr Euch um der Andern willen ruiniren? Freilich! Die Brockdorfer und die Sanct Margarethner werden den Kopf hoch genug tragen."

Der wachsende Lärmen verschlang die Worte des Commissairs. Als die aufgeregten Wellen sich allmählich legten, trat Claus Steffens, der mit den Uebrigen eifrig verhandelte, plötzlich vor und sagte:

„Also die von Brockdorf wollen es thun? Und die von Sanct Margarethen auch?"

„Ich sagte es schon. Es sind reiche Jungens, die es in zwei Jahren hinter sich haben."

„So!" rief Claus Steffens und stemmte die Hände in die Seiten. „Nun, so muß ich Ihm sagen, daß wir es in einem Jahre fertig kriegen, und morgen mit dem Frühesten fangen wir an. Unsere

Species gelten eben so viel, als die der Andern, und wir nehmen doppelten Vorspann."

Damit waren die Verhandlungen geendet und der Regierungs-Commissair reisete mit dem Vorsatze ab, die Brockdorfer und die von Sanct Margarethen mit gleichen Waffen zu bekämpfen.

Claus Steffens verließ die Schenke mit dem Bewußtsein, der Regierung einen schlimmen Streich gespielt zu haben, und ging mit dem Gefühl eines Siegers den Deich entlang. Sein Nachbar, den sie wegen seiner stets wohl bestandenen Felder den Weizkönig nannten, ging eine Strecke mit und, auf den Außendeich deutend, welcher damals gegen die See zu lag, sagte er:

„Höre, Nachbar! Das Stück mit seinem Wiesengrunde ist viele tausend Species werth; und doch möchte ich es nicht für die Hälfte haben."

„Und warum nicht, Weizkönig?" fragte Claus Steffens verwundert. „Siehst Du von den Kühen etwas Anderes, als den Kopf und den Rücken aus dem Grase hervorragen?"

„Darum eben!" fiel Weizkönig ein. „Ich würde mir einbilden, daß ich einmal hierher käme und sähe von all' dem lieben Vieh nicht eine Hornspitze. „„Außendeich — fett und weich. Binnendeich —

Himmelreich,““ hat mein Großvater an seine Thür schreiben lassen.“

Der Bauer sah einen Augenblick nachdenklich auf das tief liegende Wiesenland und sagte dann:

„Geschützt von zwei Seiten und die höchste Springfluth ist seit Menschengedenken nicht darüber hingegangen. Wollte, ich wäre meines Hinnerks so sicher, als meines Außendeichs.“

„Was hast Du mit dem Jungen?“ fragte Weizkönig. „Ist ein tüchtiger Bursche. Und meine Liesbeth? He? Wir Beiden sind die Ersten im Orte.“

„Mir wäre es schon recht. Allein der Junge denkt nicht an heirathen und will . . . .“

„Was will er?“ fiel Jener hastig ein.

„Reisen will er!“ platzte Claus Steffens heraus. „Aber gleich morgen früh mache ich der Geschichte ein Ende und Du sollst dabei sein. Bin ich mit dem Landmesser fertig geworden, setze ich ihm auch noch den Kopf zurecht. Morgen früh um sieben Uhr halte ich vor Deinem Heckthor, Weizkönig.“

„Ich stehe bereit!“ entgegnete dieser, und Beide trennten sich, um am nächsten Morgen an dem bezeichneten Orte zusammen zu treffen.

Früh am andern Tage war es lauter als gewöhnlich auf dem Hofe des Claus Steffens, obgleich

es Sonntag war. Der grün angestrichene Leiterwagen ward sauber gewaschen, die Heusäcke, die zu Sitzen dienten, waren frisch aufgeschüttelt und die beiden besten Pferde im Stall wurden eben vorgelegt.

Der Sohn, welcher dazu kam, war über diese ungewöhnlichen Anstalten höchlich verwundert und fragte, was das Alles zu bedeuten habe?

Der Vater hatte eben die Peitschenschnur geprüft und antwortete, indem er so laut zu knallen anfing, daß die Pferde die Ohren spitzten:

„Gut, Hinnerk, daß Du von selbst kommst; ich wollte Dich eben rufen lassen. Steige auf; es ist die höchste Zeit. Es geht auf die Reise und der Weizkönig wartet schon.“

Kopfschüttelnd gehorchte der Sohn und setzte sich zum Vater, der auf alle Fragen keine Antwort ertheilte. Der Nachbar wurde abgeholt und nun ging es, was die Pferde laufen konnten, von dem einen Ende der Marsch zum andern, bis die Thiere, als man in der Nähe von Brunsbüttel wieder anlangte, erschöpft die Köpfe hängen ließen und nicht von der Stelle wollten. Da verließen die Männer das Gefährt und Claus Steffens, seinen Sohn fest anblickend, sagte zu diesem:

„Sohn Hinnerk, Du hast reisen wollen und ich

habe Dir Deinen Willen gethan. Was Du heute gesehen hast, ist die Marsch; die reine, fette Marsch, die uns gehört; was nun noch von der Welt übrig bleibt, das ist die Geest. Was wolltest Du damit?"

Hinnerk zeigte sich von dieser Weltanschauung seines Vaters nicht besonders erbaut, doch war er gewohnt, zu schweigen und schlich von dannen. Claus Steffens aber sah seinen Nachbar triumphirend an und sagte:

„Weizkönig, der ist curirt! Darauf wollen wir einen Krug Elmshörner trinken."

Und Beide gingen in die große Dönse des Steffenhofes.

Lang und breit ist der Außendeich, welcher vor dem hannöverschen Städtchen Freiburg, Landes Kehdingen, liegt. Manche stattliche Höfe sind in demselben belegen und einer der schönsten war der des Marten Rowehr, dessen reichste Wiesen mit dem Strome gränzten und öfter von demselben überfluthet wurden.

Es war ein einfacher, gemüthlicher Mann, dieser Marten Rowehr, der die Güter, die ihm der Herr gab, nach Kräften zu mehren suchte, aber nicht damit vor den Leuten prunkte, sondern sich damit begnügte, die Truhen in der Stille zu füllen. Nur ein Besitz-

thum hatte er, das ihm eine gar besondere Freude zu machen schien Er konnte sich nicht satt daran sehen und hatte es kein Hehl vor den Leuten, daß er es gern habe. Laut und ohne Rückhalt betheuerte er, es sei ihm das Liebste auf Erden. Das war seine Tochter Annedore, mit Backen wie das Abendroth und zwei Augen voll Sonnenschein. Jung und Alt hatten ihre Freude an dem frischen, stets heitern Kinde und der gelehrte Küster aus Krummendeich, Herr Josias Behn, schwur Stein und Bein, daß ein Elfenkind, wie solche sonst in den Marschen angetroffen wurden, nicht lieblicher hätte drein schauen können und daß es gar nichts schade, daß diese Elfenkinder sich verzogen hätten, da die Annedore sie in ihrer Anmuth reichlich ersetze. Es war aber der Herr Küster Josias Behn der Pathe des jungen Mädchens und dieses war von Kindesbeinen an sein Verzug gewesen. Darum erschien auch der Küster viel auf dem Rowehr'schen Hofe, und wenn dann der Herr Deichvoigt dazu kam, wurden gar erbauliche Gespräche gepflogen, denn der Außendeicher liebte es, von den alten Zeiten zu sprechen, wie es in der Welt hergegangen sei, und was sich ereignete in dem großen Kriege, wo die Wallensteiner in den Marschen gehauset und Pestilenz und theuere Zeiten sich ablöseten und

mindestens auf einem Dache zur Nachtzeit der rothe Hahn zu sehen gewesen sei.

So saßen sie auch eines Abends im hellen Sonnenschein auf der Bank am Eingange des Hofes und ließen es sich wohl sein im Schatten der hohen Linden, die über das Heckthor wegragten. In den Krügen schäumte das kräftige Bier von Bederkesa und die Pfeifen waren mit ächtem holländischen G-Kanaster gestopft.

„Glaubt mir, werthe Herren," sagte betheuernd der Küster von Krummendeich, „die Sache ist nicht so unwichtig, als Ihr denkt. Erweislich ist, wie seiner Zeit die Grafen von Stade, die sich in den Besitz des Ditmarscher Landes setzten, sich nicht damit begnügten, das Land zu unterjochen und darin zu hausen, wie Räuber und Banditen, sondern als sie sich festgesetzt hatten, schifften sie auch zu uns herüber in das Kehdinger Land und in das Land der Hadeler, wo sie arge Gräuel verübten und jede ihrer Fußspuren im Blute schwamm."

„Er sagt recht, Gevatter Josias," entgegnete Marten Rowehr. „Nur weiß ich nicht, was ihm dabei so wichtig erscheinen mag."

„Wir kennen nur die nackte Thatsache," sagte der Küster, „und auch diese lautet mehr sagenhaft, als

daß sie auf einem historischen Grunde fußet. Diesem denke ich nun nachzuspüren und zu dem Ende eine Reise hinüber in das Dänische zu thun, wo sich mancherlei Anknüpfungspunkte finden müssen. Dann muß ich aber eilen, bevor die Herbststürme mein Vorhaben unmöglich machen."

„Dann will Er wohl nach Brunsbüttel, wo, wie man sagt, die Kirchenglocken von selber läuten," bemerkte mit gutmüthigem Spotte der Deichvoigt.

Der Küster blinzelte ihn einen Augenblick an und sagte dann mit dem Tone der Ueberlegenheit:

„Deichvoigt, ich muß Ihn bedauern. Er hört in Seinem Kopfe die Glocken läuten und weiß nicht, wo sie hängen. Der Stader Graf, der harte Rudolf, hatte einmal wieder einen Einfall in unser Land gethan und am ärgsten gehauset zu Kinderbalje, wo seine grausamen Knechte auch nicht den Säugling an der Mutterbrust verschonten. Als nun endlich die Mordbrenner, gesättigt von Raub und Blut, abzogen, war ein großes Wehklagen daselbst. Weiber und Kinder jammerten laut und von nah und fern kamen die Männer mit Aexten und Morgensternen, um die erfahrne Unbill zu rächen. Aber wohin sollten sie sich wenden? Die räuberischen Ditmarscher waren in ihre Fahrzeuge gesprungen, als sie hörten, daß die Rächer

nahten und die Elbe ist eine Straße ohne Spur. Als nun Alle dastanden und nicht aus noch ein wußten, fing es plötzlich auf dem Thurme an zu stürmen. Die Glocken begannen von selbst zu läuten, daß es gellend in Jedes Ohr drang. Und wie das Geläut immer heftiger wurde, war es anzuhören, als schrie eine mächtige Stimme: „„Na Brunsbüttel! Na Brunsbüttel!““ Da rief eine Frau, die ihr todtes Kind in den Armen hielt, ihrem Manne zu: „„Hörst Du es, Jan? Der liebe Gott ruft es laut vom Himmel herunter: Nach Brunsbüttel sollst Du ziehen, dort wirst Du den Mörder Deines Kindes finden!““ Da fielen die Männer mit einem lauten Geschrei ein: „„Na Brunsbüttel!““ Sie sprangen in die Böte, setzten den Ditmarschern nach, welche sie einholten, als sie eben gelandet waren, und lieferten ihnen eine Schlacht, die einen ganzen Tag dauerte und worin viele Hunderte um's Leben kamen.“

Mitten in dieses Bild voll Blut und Leichen, das der Küster vor seinen Hörern ausbreitete, trat das jugendlich-frische Leben in der Gestalt der Annedore. Sie begrüßte die Gäste des Vaters mit lieblichen Worten und lud zum Abendbrod ein, das in der besten Dönse aufgetragen sei. Nicht ungern folgten die Männer dieser Einladung, und als sie es sich wohl

sein ließen, sagte der Deichvoigt, indem er das Glas des Küsters füllte:

„Nun, Josias Behn, trinke Er mit mir auf eine glückliche Reise und schiebe Er sie nicht allzu lange hinaus. Jetzt ist es Sommer, bald kommt der Herbst und wie schlimm es aussieht an den Küsten, wenn die Nordwestböen regieren, davon weiß ich ein Lied zu singen. Betet denn der Herr Pastor noch immer für einen gesegneten Strand?“

„Deichvoigt, Er ist ein arger Heide!“ schrie der Küster abwehrend. „Wenn Er nicht aus der Kirche liefe, sobald der Pastor Amen sagt, würde Er wissen, daß von einem solchen heidnischen Gebete nicht mehr die Rede ist, sondern zu dem lieben Gott gebetet wird, daß er den Strand und Alles, was an demselben lebt und webt, gnädiglich vor jedem Unfall bewahren möge.“

Marten Rowehr lächelte in seiner sinnigen Weise und Annedore sagte schmeichelnd zum Küster:

„Will denn der Herr Pathe gewiß und wahrhaftig verreisen?“

„Daran denke ich sehr stark, Herzenskind, sobald die Amtsgeschäfte es irgend zulassen. Und wenn ich drüben bin und Etwas finde, was einem so lieben

Kinde angenehm sein kann, packe ich es ein und bringe es Dir mit."

„Das soll ein Wort sein," sagte Annedore und hielt ihm die Hand hin. „Eingeschlagen, Herr Pathe. Ich nehme Sein Geschenk und danke im Voraus, unter der Bedingung, es sei der Mühe werth, daß eines Außendeichers Tochter die Hand darnach ausstreckt."

So scherzte die Annedore mit dem Pathen, ohne daran zu denken, wie ernst das Geschenk sein würde, das derselbe heimbrächte, und mit welchem geschämigen Erröthen sie es empfangen würde.

Während die Beiden unter sich zu kurzweilen fortfuhren, sprachen der Deichvoigt und Marten Rowehr von dem Strandrecht und wie es in alten Zeiten damit gehalten wurde. Nicht nur, daß die armen Schiffbrüchigen ihr Eigenthum ganz und gar verloren, mußten sie noch Gott danken, wenn sie ungefährdet von dannen gehen konnten. Oft wurden sie von den barbarischen Strandbewohnern todtgeschlagen, oder zum harten Frohndienst angehalten, der sie zwang, bei magerer Kost vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu arbeiten und von blutdürstigen Knechten gepeitscht zu werden.

„Letzteres ist nur zu wahr," sagte Marten Rowehr.

„Wir haben davon in unserer Familie ein Beispiel, welches mein Aeltervater, dem es geschehen, sorgsam auf ein Pergamentblatt verzeichnete, und welches wir als ein Heiligthum in der Familie von Kind auf Kindeskind vererbten."

„Davon habe ich nie gehört," sagte Herr Josias Behn, „was mich wundert, da ich doch sonst ziemlich unterrichtet von Dem bin, was Seine Familie betrifft."

„Es ist nie die Rede darauf gekommen," entgegnete Marten Rowehr gleichmüthig, „sonst wäre es Ihm nicht vorenthalten worden, denn es ist mir nie eingefallen, ein Geheimniß daraus zu machen. Wenn Ihr Beide ein Begehren darnach empfindet, will ich es Euch zeigen, und wenn Er im Stande ist, Josias Behn, die altmodischen Krakelfüße zu lesen, mag Er die Geschichte zum Besten geben."

„Her mit dem alten Pergamente!" rief der Küster. „Das ist mein eigentliches Feld, und wenn der Geist über mich kommt, leiste ich Wunder darin."

Er folgte dem Marten Rowehr mit den Augen. Dieser öffnete den Wandschrank, der in der Nähe des großen Kachelofens stand, und brachte das zusammengerollte Pergamentblatt zum Vorschein.

„Es liegt hier manches Jahr und es ist lange her, seit ein Menschenauge darauf ruhte, Gevatter.

Ich habe lange nicht daran gedacht. Aber nun ich das Blatt in der Hand halte, das mein Aeltervater vor zwei Jahrhunderten niederschrieb, wird mir seltsam zu Muthe, und es regt sich Etwas in mir, dem ich keinen Namen zu geben weiß. Hier, Gevatter, und lese Er in Gottes Namen."

Durch diese letzten Worte des Hausvaters war eine besonders feierliche Stimmung über die Anwesenden gekommen. Herr Josias Behn nahm das Pergament mit einer gewissen Scheu und rollte es auseinander. Die Uebrigen folgten jeder seiner Bewegungen und harrten in einiger Spannung auf den Beginn des Vortrags.

Und dies war der kurze Inhalt des Documentes, welches in dem Schranke des Außendeichers Marten Nowehr als ein kostbares Familienandenken aufbewahrt ward:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Seinen Namen rufe ich an, damit Er mir beistehe, wenn ich mich anschicke, auf diesen Blättern zu verzeichnen, was ich erlebte in den Tagen meiner Mannheit und was ich als Greis im Begriff bin, auf meine Enkel und Enkelkinder zu vererben."

„War ein Heiligländer Schiffsmann, der hatte

für sich den Gedanken gefaßt, einmal etwas Großes auf eigene Hand zu unternehmen. Nils Brodersen hieß er und machte in jungen Jahren eine Reise nach England, weshalb sie ihn den Englandsfahrer nannten. Kam, nur von einem Knechte begleitet, in die Elbe und fuhr, ohne ein Ungemach zu bestehen, nach Hamburg. Trieb ihn ein unbekanntes Gefühl nach dieser großen Stadt, wo er etwas Tüchtiges zu erringen hoffte. Allein die Ahnung ging nicht in Erfüllung und er kehrte traurig in sein Boot zurück."

„Wie er nun wieder unter Segel war, weit hinter sich die Berge von Blankenese und vor sich die breite, wogende Elbe, sann er nach, was er daheim sagen solle, damit er nicht gar zu arg verspottet werde. Dieweil ihm Alles mißrathen war, wurde er gar verdrießlich, weil ihm nichts Rechtes einfiel. Da erhub sich ein gewaltig Stürmen. Sein Segel zerriß, sein Mast zerbrach und er mußte froh sein, mit seinem Schiffe strandwärts zu laufen, wo es auf dem weichen Schlick sitzen blieb und die Ebbe es vollends trocken legte."

„Der Grund und Boden aber, auf welchem sothaner Nils Brodersen strandete, lag in dem Freiburger Außendeich und gehörte mir, dem Marten Rowehr, der ich dieses niederschreibe, und hatte ich ein gutes

Recht an das gestrandete Schiff sowohl, als an den Mann, der sich in demselben befand. Er war mein Höriger geworden, und ich konnte mit ihm thun, was ich wollte, wenn es nur nicht an Leib und Leben ging, denn die Elbe auf und ab galt so gut, wie an den Friesenküsten das Strandrecht, und wir an den Strömen nannten es die Grundruhe — das wußte auch der Nils Brodersen, weil bei ihm auf Heiligland ein gleicher Brauch geübt worden. Darum nahte er sich mir in aller Unterwürfigkeit und bat, ich möge es gnädig mit ihm machen. Er habe Weib und Kind daheim, die seiner nicht entrathen könnten. Doch sei er mit irdischem Gute gesegnet und wenn ich ihn ledig ließe, wolle er es mir reichlich lohnen. Darauf nahm ich ihn in mein Haus, sorgte für sein Boot, daß es wohl geborgen ward, und nachdem wir mehrere Tage unter einem Dache verlebten, wurden wir gute Freunde und Brüder. Er blieb, so lange er wollte, und als er endlich innige Sehnsucht nach den Seinigen empfand, ließ ich ihn ohne alles Lösegeld ziehen. Er schied mit Thränen in den Augen und nicht eher, bis ich ihm mit einem Handschlage versprochen hatte, im folgenden Jahre zu ihm nach Helgoland zu kommen und die zwischen uns bestehende Gastfreundschaft zu erneuern. Das versprach ich, ohne mir Weiteres dabei

zu denken, denn ich war ein junger, lediger Mann und hatte schon lange die Absicht gehabt, einmal etwas Rechtes zu unternehmen und einen Zug in's Blaue hinein zu thun."

„Setzte es auch richtig durch und, von einem erfahrnen Schiffsmann begleitet, ging ich, Marten Rowehr, am Tage Sanct Johannes des folgenden Jahres an Bord und steuerte nach Heiligland, welches in der offenbaren See liegt und woselbst ich unter Gottes gnädigem Beistande ohne alle Fährlichkeiten anlangte. Nils Brodersen empfing mich als einen rechten Freund und that mir Alles zu Willen, was er mir an den Augen absehen konnte. Wollte mich auch nicht ziehen lassen, und als er es endlich doch zugeben mußte, sagte er, mir die Hand reichend: „„Sei es denn für das ganze Leben; ich weiß es, daß wir uns nicht wiedersehen werden."" Wollte es ihm ausreden, aber die Worte versagten mir, denn ich fühlte im Innern, daß er recht hatte. Lichteten also — mein Schiffer und ich, Marten Rowehr — unsern Anker und segelten von Heiligland weg in die Elbe hinein. Ging Anfangs gut, bis bei Neuwerk der Strom kenterte und wir eine Tide überliegen mußten. Am andern Morgen wehte ein frischer Wind, der zu einem furchtbaren Sturm wurde, als wir bei Cuxhaven

vorüber steuerten. Wir wußten uns nicht zu helfen, dieweil zugleich ein dichter Nebel aufbraute und wir nicht zehn Schritte weit vor uns hinsehen konnten. Als nun endlich gar unser Steuer brach, waren wir ganz rathlos und mußten Alles über uns ergehen lassen. Als die Nacht herein brach, saßen wir hoch auf dem Sande und somit war unser Schicksal entschieden, denn das Fahrzeug war leck und wir konnten nicht daran denken, es am folgenden Tage zu flotten."

„Der Strand aber, auf welchem wir saßen, gehörte zum Brunsbüttler Außendeich und war das Eigenthum des dortigen Eingesessenen Claus Steffens. Als der Morgen graute, war er mit den Seinigen zur Stelle. Uns wurde Alles genommen, was wir besaßen. Man riß uns sogar die Kleider vom Leibe und kündigte uns an, daß wir dem Eigner des Grund und Bodens mit Leib und Leben verfallen wären."

„Mir banden sie sogleich die Hände auf den Rücken. Mein Schiffer aber, der das sah und seine Arme frei hatte, rief mit lauter Stimme: „„Lieber den Tod, als ewige Sklaverei!"" sprang über den Rand des Fahrzeuges kopfüber in die Elbe und ward sogleich von den heranstürmenden Wellen fortgerissen."

„Nun wurde ich zum Frohnknecht auf dem Steffenhofe zu Brunsbüttel und da ihnen mein Schiffer

entgangen war, grollten sie mit mir und halseten mir doppelte Arbeit auf, so daß ich, obgleich jung und rüstig, bei der magern Kost sichtlich abfiel und den Strapatzen nur zu bald erlegen wäre, wenn nicht der allgütige Gott, dessen Name gelobet sei in Ewigkeit, mir einen Rettungsengel gesendet hätte. Der Claus Steffens, dessen Frohnknecht ich war, besaß eine Tochter, jung und schön und lieblich anzuschauen, wie der Engel auf dem Altarbilde in der Kirche. Sie hieß eigentlich Elisabeth, allein im Dorfe nannte man sie Goldliese, von wegen ihres goldenen Haares, das in dichten Locken von dem Kopf herabringelte. Wenn sie manchmal über den Hof ging und mich hart frohnden sah, schüttelte sie immer traurig mit dem Kopf, sprach auch wohl ab und zu ein tröstendes Wort und sandte mir heimlich einen Bissen, oder einen Trunk, daran ich mich erquicken mochte."

„War ein herziges Kind, die Goldliese, und verdiente gewiß alles nur denkbare Glück; aber daß es ihr nicht beschieden war, sah ich nur zu gut, denn ihr Auge blickte trübe und auf ihrer Stirn lagerte eine Wolke. Das bekümmerte mich mehr, als ich sagen kann, denn ohne daß ich es wußte, gerieth ich in Liebe zu dem schönen Mädchen und mein Herz schlug jedes Mal, wenn ich ihrer ansichtig ward, so heftig,

daß ich glaubte, es werde zerspringen. Als sie daher eines Abends bei mir vorüberging und leise zu mir sagte: „„Helfe Dir Gott, Du armer Mensch!““ faßte ich mir ein Herz und fragte, was ihr fehle und weshalb sie so kummervoll drein schaue? Da brach sie in Thränen aus, denn ich war der Erste, der ein Wort des Mitleids für sie hatte, was sie mir später vertraute. Ein reicher Bauer aus Marne hatte sich um sie beworben und der Vater hatte sie ihm zugesagt. Sie wollte zwar von dem Bräutigam nichts wissen, der alt und häßlich und obenein grob und zänkisch war, allein der Vater bestand darauf und nun half kein Bitten und kein Beten; im Herbste sollte die Hochzeit sein. Von dem Tage an, da sie mich zum Vertrauten ihres Kummers machte, kamen wir uns näher und nicht lange dauerte es, da sagte ich zu ihr, daß ich sie über Alles liebe und jedes Leid, das ich täglich und stündlich erdulden müsse, gern vergessen wolle, wenn sie mir freundlich gesinnt bleibe. Darauf antwortete die Goldliese nichts, aber sie brach in einen Strom von Thränen aus und fiel mir schluchzend um den Hals. Nun vergaß ich alle meine Leiden und Kümmernisse. Wir sahen uns jeden Abend und unsere junge Liebe wurde so groß und stark, daß sie vor keinem Hinderniß zurückbebte und auf eine glück-

liche Zukunft hoffte. Aber es sollte anders kommen. Eine Magd hatte uns belauscht und weil die Goldliese öfters mit der Dirne schalt, weil diese bei jeder Arbeit lässig war, machte sie ihrem Grolle Luft und lief zu dem Bauer, dem sie Alles sagte. Da gerieth der Claus Steffen in gewaltigen Zorn und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn nicht Leute herbeikamen, die ihn hielten. Ueber mich sollte ein schweres Gericht gehalten werden. Keine Strafe erschien dem Volke groß genug für den Frevel, daß ein armer Schiffbrüchiger es wage, sein Auge zu der schönsten und reichsten Dirne des Ortes zu erheben. Sie drohten, mich lebendig zu verbrennen und Einer forderte sogar, daß sie mich pfählen sollten. Endlich kamen sie überein, daß die vier Aeltesten des Kirchspiels zusammentreten sollten, um mir ein Urtheil zu finden, und daß es dann dem Claus Steffens freistehe, solches an mir zu vollziehen. Früh Morgens versammelten sich meine Richter unter Gottes freiem Himmel und ich stand vor ihnen, des härtesten Urtheils gewärtig. Da erschien plötzlich die Goldliese vor ihrem Vater, der den Richtern zur Seite stand. Ihr Gesicht war bleich wie der Tod und die vielen Thränen hatten ihre Augen geröthet. „„Vater!““ rief sie und sank vor ihm in die Kniee. „„Sei Er barmherzig und gebe Er den

Mann frei. Sein Tod ist auch der meinige."" Da begehrte der Alte auf und sagte, es sei Nichts daran gelegen, wenn ein so ehrvergessenes, ungehorsames und störrisches Kind sterbe. Er wollte nichts von ihr wissen und trieb die Richter zum Spruch. Da richtete sich die Goldliese auf, faßte die Hand des Vaters so fest, daß dieser umsonst trachtete, sie ihr zu entreißen, und sagte: „„Vater, Er kennt meinen festen Sinn und daß ich bei Dem beharre, was ich einmal sagte. Er will, daß ich den Jürgen Boltz aus Marne heirathen soll, und ich habe es verweigert. Aber wenn er den Mann ledig läßt, damit er zu den Seinigen zurückkehren kann, will ich Ihm gehorsam sein und in vier Wochen den Jürgen Boltz zum Mann nehmen.""

„Diese Worte verhallten nicht unbeachtet. Mir gab jedes derselben einen Stich in das Herz, denn ich hatte den Jürgen Boltz eines Tages gesehen und wußte, daß er ein harter und roher Geselle war. Dem Claus Steffens war es willkommen, seinen Wunsch so schnell und ohne alle Schwierigkeiten erfüllt zu sehen, darum gab er den Knechten, die mich hielten, einen Wink, von mir abzulassen, und ließ mich frei. Die Goldliese stand einen Augenblick sinnend da, dann wandte sie sich zu mir und sagte: „„Ich habe für Dich gethan, was ich konnte, und bitte Dich, wenn Du

heim bist bei den Deinigen, meiner in Treuen zu gedenken. Meine Pflicht ist es fortan, Dich zu vergessen und Dein Andenken aus meinem Gedächtniß zu tilgen. Gehe in Frieden, Marten Rowehr, und lasse die Liebe in Deinem Herzen nicht verloren gehen, die ich aus dem meinigen reißen und begraben muß."" Damit kehrte sie mir den Rücken und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Selbigen Tages brachte mich ein Schiffsknecht über die Elbe und ich wanderte von Balje aus in meine Heimath. Manches Gute ist mir nachher im Leben geschehen und ich habe mir fest eingebildet, es sei mir nur zu Theil geworden, weil es die Goldliese für mich erbeten habe. Ihr letztes Gebot habe ich gehalten und die Liebe zu ihr in meinem Herzen bewahrt bis zu dieser Stunde und werde sie mit mir in das Grab nehmen. Zu ihrem Gedächtniß habe ich auch diese Zeilen geschrieben und ermahne meine Nachkommen, sie als ein Heiligthum zu bewahren, zum Lobe und Preise Gottes des allmächtigen Vaters, der mich gnädiglich beschirmte und behütete. Ihm allein sei die Ehre."

Herr Josias Behn endete. Das Pergament entsank seiner Hand und er sah in die Gesichter der schweigenden Hörer. Sie waren tief ergriffen. Der Deichvoigt reichte dem Marten Rowehr die Hand und

Annedore schloß den Vater tiefbewegt in ihre Arme. Der Küster vom Krummendeich, den das Lesen etwas angegriffen hatte, rollte das Blatt zusammen und, es dem Gevatter reichend, sagte er:

„Was ich hier heute erfuhr, bestärkt mich noch mehr in meinem Vorsatze, meine Reise anzutreten und über den Strom zu setzen. Ich werde dann auch nachforschen, ob von dem Claus Steffens Nachkommen vorhanden sind und ob sich auf deren Hof auch eine Erinnerung an Euern Aeltervater erhalten hat. Was ich davon erfahre, will ich getreulich aufschreiben und Er kann es dann zu dem Pergamente legen, Gevatter. Es wird dunkel und mein Weg ist weit. Gute Nacht miteinander und wenn Ihr zusammen in der nächsten Woche in den Belumer Außendeich zum Jahrmarkte fahrt, habt ein Auge auf den Deichvoigt, denn dort sind viele schmucke Dirnen und er ist noch Junggeselle."

Damit entfernte sich Herr Josias Behn. Der Deichvoigt, der sich von den letzten Worten desselben getroffen fühlte, sah unwillkührlich nach dem Platze, wo die Annedore bislang saß; allein diese war hinausgegangen. Da erhob er sich auch und, dem Marten Rowehr die Hand reichend, sagte er:

„Wir sehen uns am Belumer Markttage wieder.

Glaubt dem Küster nicht; er treibt seinen Spott mit mir. Ich habe Nichts von einem Schmetterling an mir und wäre an einem Seidenfaden zu halten, wenn es nur Jemand der Mühe werth hielte, es zu versuchen."

„Was für ein Jemand müßte das sein?" fragte Marten Rowehr, indem er die Pergamentrolle in den Schrank schloß und der Deichvoigt sagte im Gehen:

„Er weiß es und Jene weiß es; allein sie scheint es nicht wissen zu wollen und darum werde ich es nicht über meine Lippen bringen. Ich erhielt meinen Korb, noch ehe ich darum bat."

„Er liebt die Annedore und sie mag ihn nicht," sagte Marten Rowehr, dem Deichvoigt nachsehend. „Es ist ein eigenes Ding mit der Annedore."

Belumer Markt!

Von nahe und fern ziehen sie heran, wenn zu Vitus auf den grünen Wiesen des dortigen Außendeiches die weißen Zelte sich erheben und von den hohen Stangen die Flaggen, Fahnen und Banner lustig im Winde wehen. Von Cuxhafen herauf und von Stade herunter, selbst von Harburg und Hamburg kommen die Fahrzeuge zu Lande und zu Wasser. Von dem Verdecke der buntbeflaggten Ewer und Jollen

erschallt die Musik als ein freundlicher Gruß dem Lande zu und dort schmettern die Trompeten ihnen einen heitern Willkommen entgegen.

Da wird es lebendig in der Stadt der Zelte. Die Verkäufer preisen ihre Waaren an; die Käufer zucken prüfend die Achseln und bieten die Hälfte von dem, was gefordert wird. Der Kaufmann schwingt seine Elle, wie der Krieger das Schwert und das Züngelein in der Waage bleibt in unaufhörlicher Bewegung. Die Kessel, worin der würzige Meth siedet, sind spiegelblank und der Labetrank fließt in die leeren Becher, welche die Durstenden mit beiden Händen halten. In den eisernen Töpfen, die zum Feuer gerückt sind, brodelt die kräftige Mittagskost und in den Pfannen daneben schmoren die stattlichen Festbraten. Die Feldküche aber, die solche Herrlichkeiten aufzuweisen vermag, gehört zu dem großen Zelte, von dessen Dach die rothe Flagge mit dem weißen Pferde weht. Es ist das Eigenthum des Tannenwirthes zu Belum, und dieser weiß sich nicht wenig damit, daß die Herrenleute, die diesen Markt besuchen, zum großen Theil bei ihm verkehren. Vor dem Zelte ist der Platz sorgsamer geebnet, als sonst irgendwo, und auf einem erhöhten Sitze nehmen die Musikanten Platz, die zum Tanze aufspielen sollen.

Unter den verschiedenen Böten, welche die Passagiere hierher brachten und die an dem äußersten Rande des Außendeiches friedlich neben einander lagen, befand sich auch eines, das geradeweges von Brunsbüttel herüber kam. Der Erste, welcher aus demselben an das Land stieg, war der Vollbauer Claus Steffens und der hinter ihm drein kam, das war sein Sohn Hinnerk. Der Alte setzte sich gravitätisch in Bewegung und sagte zu dem Sohne, der voll jugendlicher Lust dem Vater stets um einen halben Schritt voraus war:

„Sohn Hinnerk, das habe ich Dir zu Liebe gethan, weil hier noch die Marsch ist. Freilich ist es kein Ditmarscher Boden, allein man wirft sich doch nicht bei den Leuten hier so weg, wenn man mit ihnen verkehrt, als bei denen auf der Geest. Nun sieh' Dich recht satt und komme mir nicht sobald wieder mit Deinen Reisen in's Blaue. Von dem heutigen Tage kannst Du bis zu Deiner Hochzeit zehren. Nun wollen wir Etwas darauf gehen lassen."

Mit den Worten ging er dem weißen Zelte zu, wo in der rothen Flagge der Schimmel stattlich galopirte, ohne von der Stelle zu kommen. Hinnerk blieb dem Vater zur Seite. Seine Augen schweiften nach rechts und links und ihm entging Nichts. Plötzlich hielt

er inne, und den Arm des Vaters festhaltend, flüsterte er diesem zu:

„Sieht Er Nichts?“

„Was soll ich denn sehen, Sohn Hinnerk?“ fragte Claus Steffens verwundert und riß die Augen weit auf, ohne etwas Sonderliches zu entdecken. Allein auf seine Frage erhielt er keine Antwort. Der Hinnerk hielt sich fest an dem Arm des Vaters und sah unverwandt nach einer und derselben Stelle. Es war aber dies nahezu dem Platze geschehen, wo die Trompeter des Tannenwirthes sich aufgepflanzt hatten, und zum Tanze aufspielen sollten.

Ihm gegenüber stand eine junge frische Dirne, die machte es eben so. Sie schmiegte sich fest an einen alten Herrn und sah den Hinnerk Steffens mit ihren hellen Augen an, dann aber schlug sie diese beschämt zu Boden.

So standen sie da, wie das Liebespaar, das die Dichter von Verona in unsterblichen Liedern priesen. Allein ein Bauernsohn aus Brunsbüttel ist kein schmachtender Romeo, und als die Trompeter einen lustigen Walzer spielten, flog er auf das schöne Mädchen zu und, den Hut ziehend, fragte er:

„Will die Jungfer mir einen Tanz zum Willkomm schenken?“

„Recht gern will ich es, wenn es der Vater erlaubt. Ein Walzer ist mein Leben.“

Hand in Hand gingen sie dem Tanzplatze zu. Hinnerk wandte sich nach seinem Vater um und rief diesem zu:

„In dem Zelte, wenn es beliebt, warte Er auf mich. Es wird nicht lange dauern.“

Die übrigen Worte, die er noch hinzu setzen wollte, verschlang die schallende Musik.

Claus Steffens fiel wie aus den Wolken. So resolut hatte er den Jungen noch nicht gesehen; so dreist hatte dieser ihn noch nie angeredet und ihm gesagt, was er thun sollte. Er sah auf den Mann, der dem jungen Mädchen zunächst stand, und, rasch auf denselben zutretend, fragte er:

„Was ist das für eine Dirne, mit der mein Sohn nach dem Tanzplatze gelaufen ist?“

„Meine Tochter, Herr,“ sagte der Mann. „Kann es sich zur Ehre anrechnen, daß er der Erste ist, mit dem die Annedore heute tanzt; die giebt es sonst nicht so wohlfeil.“

Damit ging der Mann in das Zelt und Claus Steffens, dem diese Anrede abermals vor den Kopf stieß, zog hinter ihm drein.

In dem Zelte war es noch leer, denn die Meisten

sahen dem beginnenden Tanze zu. Der Vollbauer aus Brunsbüttel ließ sich eine Flasche Portwein bringen und stopfte mit großer Umständlichkeit die reich mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife.

An einem der nächsten Tische, ihm gegenüber, saß der Vater der lieblichen Annedore. Er zog eine kurze Thonpfeife aus der Tasche und forderte von der Aufwärterin einen Krug Neuhauser Bier.

Claus Steffens trug bei diesem Anblick die Nase noch einmal so hoch. Die Thonpfeife und der Bierkrug fuhren ihm vor den Kopf und es ärgerte ihn, daß sein Sohn sich so wegwarf und mit einer Dirne tanzte, deren Vater an einem Tage, wie der heutige, wo der Bauer zeigen soll, daß er Geld hat, aus dem Werkeltagskruge sein Bier trank.

„Scheint mit dem Tanze lange zu dauern!" brach er endlich los.

„Wenn das junge Volk einmal anfängt, die Beine zu rühren, hört es sobald nicht wieder auf."

„Zumal wenn eine Dirne einen solchen Tänzer bekommt. Das glaube ich!" begehrte Claus Steffens auf."

„Sein Junge ist wohl aus einem besonderen Holze geschnitten? Vielleicht ausländisches Gewächs? Ueberelbisches? He?"

„Von Brunsbüttel bin ich!“ rief Claus Steffens, sich in die Brust werfend.

„Das ist das Dorf, wo die Glocken von selber läuten,“ sagte der Deichvoigt, der zu den Beiden trat.

„Das verstehe ich nicht. Bei uns läutet der Kirchenknecht. Wer ist denn Er, daß Er sich ohne Weiteres daher setzt und mit mir zu sprechen anfängt? Kenne Ihn gar nicht und habe es mit dem Manne zu thun, dessen Dirne mit meinem Jungen zum Tanzen gelaufen ist und ihn nicht wiederbringt.“

„Halt und stopp, Herr!“ sagte der Vater der Annedore, indem er sich erhob und dicht an den Tisch des Brunsbüttlers trat. „Sein Sohn hat meine Tochter zum Tanze aufgefordert und ich habe es gestattet. Wenn der Marten Rowehr das thut, erweiset er damit eine besondere Ehre, und ich habe es gethan, ohne darnach zu fragen, ob der Mann auch dieser Ehre werth ist.“

Claus Steffens sprang auf. Das hatte ihm noch Keiner geboten. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, beugte sich vorneüber und sagte, blutroth vor Zorn:

„Weiß Er, daß ich unter den Brunsbüttler Bauern der Erste bin und nur den Weizkönig neben

mir leide? Und Er rechnet es mir zur Ehre an, daß mein Sohn mit Seiner Tochter tanzen darf? Und ich soll das hinnehmen, ohne daß ich weiß, was für ein vornehmer Hans Er ist? Wo gehört Er denn hin?"

„Nach Freiburg."

„Ein Stadtkerl?" fragte Claus Steffens verächtlich.

„Außendeicher!" lautete die Antwort.

Die beiden Männer sahen sich forschend an. Jeder überlegte für sich, ob er sich Etwas vergebe, wenn er sich mit dem Andern weiter einlasse. Der Deichvoigt legte sich endlich in's Mittel, indem er zu dem Brunsbüttler sagte:

„Das ist Herr Marten Rowehr. Er hatte einen schönen Hof in dem Freiburger Außendeich und zwanzig Pferde im Stall."

„Ich halte zwei und zwanzig!" fuhr Jener dazwischen. „Mein Name ist Claus Steffens und ich bin der Erste im Kirchspiel."

Da kamen die Tänzer von dem Tanzplatze. Sie glühten über und über, nicht allein vom Tanzen, sondern weil sie sich lange fest in die Augen gesehen und Dinge darin gelesen hatten, welche sie nicht auszusprechen wagten.

„Da ist mein Sohn. Hierher, Hinnerk! Das da ist Herr Marten Rowehr, ein Außendeicher, mit dessen Tochter Du getanzt hast. Nun bleibst Du hier bei mir sitzen."

„Nein, Vater, das thue ich nicht," entgegnete der Sohn. „Wir sind nur gekommen, um einmal auszuruhen und einen Trunk zu thun. Es geht gleich wieder los."

„Bist widerhaarig, Sohn Hinnerk?"

„Hier ist Marktfreiheit, Vater; da geht Alles in Eins hin. He, Jungfer Annedore! Die Trompeter fangen wieder an. Ist es Ihr recht?"

„Ich bin noch lange nicht müde!" entgegnete sie fröhlich und Hand in Hand waren Beide auf und davon.

Dem Claus Steffens blieb vor Erstaunen der Mund offen stehen. So hatte er seinen Sohn noch nicht gesehen.

Der Deichvoigt hatte unterdessen mit dem Marten Rowehr gesprochen und trat jetzt mit diesem an den Tisch. Er redete den Brunsbüttler Vollbauern gütlich zu und sagte:

„Die Rowehrs und die Steffens sind von unvordenklichen Zeiten her mit einander bekannt und die Nachkommen sollten dies Andenken in Ehren halten."

Marten Rowehr nickte beistimmend, aber Claus Steffens, der nichts davon verstand, fragte:

„Woher stammt das?"

„Vom Strandrecht!" antwortete der Deichvoigt, und da er sah, daß der Bauer nur noch verwirrter wurde, gab er es näher.

„Hm!" sagte Claus Steffens. „Mir ist, als hätte ich von dem Vater eine schnakische Geschichte gehört, worin etwas vom Strandgut oder Strandrecht vorkam; allein ich weiß nichts mehr davon."

„Ich aber weiß die ganze Geschichte auswendig und bin bereit, sie zu erzählen. Höre Er mir aufmerksam zu, Herr Steffens."

Nun begann der Deichvoigt in aller Ausführlichkeit die Geschichte zu erzählen, die der Küster Josias Behn von dem Pergamentblatte abgelesen hatte, das zu den Familien-Heiligthümern der Rowehrs zählte. Er sprach aus dem Herzen heraus und bemühte sich auf alle Weise, einen Eindruck auf den Bauer zu machen. Allein das Gesicht desselben blieb unverändert und als der Deichvoigt endete, sagte er mit aufgeworfenen Lippen:

„Mein Aeltervater ist ein Narr gewesen. Ich hätte den Kerl, der meine Dirne schimpfirte, nicht laufen lassen."

Da lief dem Marten Rowehr die Galle über und er rief erbost:

„Ist eine Tochter von dem Steffenshofe schimpfirt, wenn ein Sohn der Rowehrs um sie freit? Das Wort nimmt Er augenblicklich vor Zeugen, die hier um uns stehen, zurück, oder ..."

Er richtete einen drohenden Blick auf den Vollbauer, der sich nicht von der Stelle rührte. Der Deichvoigt, dem bei diesem Handel nicht gut zu Muthe war, schickte einen Bekannten nach dem Tanzplatze, um die jungen Leute zu rufen, und sagte darauf:

„Herr Steffens, Er ist im Unrecht. Treibe Er es nicht weiter, sondern thue Er sich und uns den Gefallen, das böse Wort, was Er vorhin sprach, zurück zu nehmen."

„Ich nehme niemals Etwas zurück, was ich einmal weggegeben habe!" sagte Claus Steffens hochmüthig. „Was will Er denn von mir? Ein Außendeicher! Die Elbe braucht nur einmal herzhaft daran zu rütteln und er ist gewesen."

„Die Elbe steigt auch über die Deiche weg!" entgegnete Marten Rowehr mit gehobener Stimme. „Spreche Er nicht so frevelhafte Worte in Seinem Uebermuthe. Er steht hier mit uns auf einem Außendeiche und die Fluth rauscht von ferne."

Mehrere Belumer, die umher standen und die Worte des Brunsbüttlers gehört hatten, murrten laut und nahmen eine bedenkliche Stellung an.

Die jungen Leute, die der Deichvoigt hatte rufen lassen, traten zu der Gruppe und Hinnerk fragte:

„Was geht hier vor und warum laßt Ihr uns nicht weiter tanzen?"

„Hierher, Annedore!" rief der Vater mit lauter Stimme. „Eine Rowehrstochter gehört nicht zu Einem von dem Steffenshofe, wäre es auch nur auf dem Tanzplatze."

Die Annedore, der die Geschichte ihres Aeltervaters noch frisch im Gedächtniß war, floh erschreckt zum Vater. Hinnerk, der nichts davon wußte, entgegnete schnell:

„Und warum nicht? Alle Leute draußen sagen, sie hätten noch kein Paar gesehen, das sich bei'm Tanze so gut in einander zu schicken wüßte, als ich und die Jungfer Annedore. Meine auch, daß es mit uns Beiden gehen würde, wenn wir an einer andern Stelle zusammen träfen, um uns nicht wieder zu trennen. Was sagt Sie dazu, Jungfer Annedore?"

Die Dirne entgegnete Nichts, allein sie drückte das Gesicht noch fester an die Brust des Vaters und

schluchzte laut. Marten Rowehr erschrak bei diesem Anblick und fragte:

„Annedore, was ist das?“

Claus Steffens, dem bei den lauten Worten seines Sohnes das Blut nach dem Kopfe stieg, rief diesem zu:

„Ich habe Dich dem Weizkönig für seine Liesbeth zugesagt. Die wird Dein Weib und Martini sollt Ihr aufgeboten werden.“

„Im Leben nicht nehme ich die gelbe Liesbeth,“ schrie Hinnerk dem Vater zu. „Der Erbe vom Steffenhofe ist zu gut für die alte zänkische Hexe.“

Während des wachsenden Streites war draußen eine merkliche Veränderung vorgefallen. Bei dem Wechsel der Tide stieg mit der größten Heftigkeit ein schweres Gewitter auf. Es begann mit harten Donnerschlägen. Blitze fuhren nieder und ein wolkenbruchartiger Regen stürzte herab. Die Feuer erloschen. Der Erdboden wurde vom Wasser überfluthet und schreiend und jammernd stürzten die Menschen in heilloser Verwirrung durch einander hin. Das Zelt des Tannenwirthes war in wenigen Augenblicken gepropft voll und die Brunsbüttler und die Außendeicher, für die es am besten gewesen wäre, wenn eine Meile gut gemessen zwischen ihnen läge, wurden so nahe an

einander gedrängt, daß sie sich mit ihrem Athem berührten.

Erst nach einiger Zeit, als das Wetter nachließ, ward es möglich, einige Ordnung in das allgemeine Wirrniß zu bringen. An eine Heimfahrt nach Brunsbüttel war bei dem fliegenden Nordwest und der einsetzenden Fluth nicht zu denken und Claus Steffens mußte sich entschließen, eine Nacht, wie er sich ausdrückte, außer Landes zuzubringen, was ihm noch nie geschehen war und zum Rasen sich brachte. Auch der Außendeicher wollte nicht zu später Abendzeit die Heimkehr antreten und entschied sich, in Belum zu übernachten.

Der Tannenwirth schaffte Rath und brachte die Obdachlosen in seinem Hause unter. Sie mußten mit einer großen Stube vorlieb nehmen, die sparsam mit Möbeln versehen war, da Alles nach dem Marktplatze hinausgeschleppt wurde und jetzt nicht heimgebracht werden konnte. Die Brunsbüttler campirten im Norden und die Freiburger im Süden. Der Deichvoigt hielt die Mitte und ging von dem Einen zu dem Andern, um eine Aussöhnung zu versuchen. Als ihm Alles nichts half, verließ er die brummigen Alten und ging zu den übrigen Gästen, die sich auf der

großen Hausdiele einquartiert hatten und die Zeit hinbrachten, so gut sie es vermochten.

Die beiden grollenden Alten in der wüsten Stube, die von einer herabhängenden Lampe matt erhellt ward, wurden es endlich müde, sich finstere Blicke zuzuwerfen. Claus Steffens war der Erste, welcher einnickte, und fand in Marten Rowehr einen gelehrigen Nachfolger. Das junge Volk machte sich Zeichen über Zeichen und die flackernde Lampe unter der Decke wurde zum treuen Wegweiser. Liebe findet ihre Wege und wenn diese auch im Belumer Außendeiche liegen.

Der neue Morgen brach an und lugte durch die Fenster. Das Frühlicht hatte eine belebende Kraft und weckte die beiden Schläfer in einem und demselben Moment. Sie erhoben sich Anfangs etwas wirr und wüste; fanden sich aber allmählich zurecht. Beide zugleich stießen einen Schrei der Ueberraschung aus.

Da standen Annedore und Hinnerk unter der längst erloschenen Lampe Hand in Hand, Auge in Auge, nichts wissend von der kleinen und großen Welt um sie her, ganz in sich selbst versunken, voll freudigen Jauchzens, ob auch kein Ton über ihre Lippen ging.

„Hinnerk! Sohn Hinnerk! Plagt Dich der Teufel?" schrie Claus Steffens und streckte die Hand nach dem Sohne aus. Der Marten Rowehr aber

ward von einem seltsamen Gefühl übermannt, denn als er seine Tochter neben dem jungen Manne stehen sah, mußte er an die Goldliese denken und sagte mit inniger Weichheit:

„Annedore! Läßt mich hier allein stehen?“

Die Dirne wollte sich losreißen von dem Geliebten, als die Mahnung des Vaters sie mächtig anrührte; aber Hinnerk hielt sie fest und sagte:

„Du sollst zum Vater, aber nicht eher, als bis ich es laut aussprach, wie wir uns fanden und es uns gelobten, daß wir zusammen gehören wollen und daß keine Macht uns trennen soll, denn unsere Liebe ist jung und stark und bietet allen Hindernissen Trotz.“

„Ich bin Dein, Hinnerk Steffens, und gebe Dir nochmals die Hand darauf in der Väter Gegenwart!“ sagte die Annedore. Dann aber eilte sie zu Marten Rowehr, schloß ihn in ihre Arme und sagte leise:

„Der Vater ist so gut und lieb, daß er nicht mit mir schelten wird, wenn ich ihm sage, daß der Mann, dem ich mich versprochen habe, mein Eines und mein Alles ist und daß es auf der Welt für mich kein Glück giebt, als nur dieses.“

Dem Marten Rowehr wurde bei diesen Worten weich um das Herz und er hätte gern in Alles ge=

willigt, um nur das Glück seines Kindes zu fördern, allein er faßte sich und sagte leise:

„Sei vernünftig, Annedore, und begreife es, daß mir die Hände gebunden sind. Gern thue ich, was ein Vater vermag, allein ich kann doch nicht an den Mann herantreten und Dich ausbieten. Sei still, kleine Annedore, und laß uns heimgehen.“

Aber wie leise die Worte auch gesprochen wurden, der Hinnerk hatte sie doch gehört, darum trat er jetzt näher und sprach:

„Verhüte Gott, daß dies ein Menschenkind von einem Manne fordern sollte. Unsere Schuldigkeit ist es, zu Ihm zu kommen und unser Gewerbe bei Ihm anzubringen. Nun, Vater Steffens, zeige Er, daß er mich lieb hat und mein Glück will, indem Er bei dem Manne dort für mich um dessen Tochter freit.“

Claus Steffens hielt den Mund fest geschlossen. Er hatte während der letzten Stunden so Manches einstecken müssen und wollte es nun mit einem Schlage heimgeben. Es stand fest bei ihm, daß aus dieser Geschichte nichts werden sollte, aber mit einem runden kahlen Nein war es bei ihm nicht abgemacht. Eine Weile blieb er still und ließ die Erwartung sich bis zum Aeußersten steigern, dann winkte er mit der Hand und sagte:

„Freilich! Wird mir eine Ehre sein und ich werde mich vor Hochmuth gar nicht zu lassen wissen, wenn ich für den Erben des Steffenhofes bei einem Freiburger Außendeicher als Freiwerber auftrete. Aber das kann nicht in einem Aufzuge geschehen, wie der ist, in welchem ich mich befinde. Wenn ich zu Ihm komme, Marten Rowehr, geschieht es mit Allem, was ich habe. Ich komme nicht nur in Person, sondern mit Haus und Hof, sammt Allem, was dazu gehört. Ist ja, wie ich höre, einmal ein Rowehr mit Geld und Gut zu einem Steffens gekommen, also kann auch das Umgekehrte stattfinden. Aber nicht anders, als wie ich es gesagt habe, und da dies seine Schwierigkeiten hat, wird wohl noch mancher Tropfen Wasser von den Deichen herab in die Elbe fließen, darum lasse Er sich die Zeit nicht lang werden."

Damit drehte er sich um und ging mit einem hochmüthigen Lachen zur Stube hinaus. Hinnerk eilte ihm nach und suchte ihn vergebens zurück zu bringen. Annedore fing laut an zu weinen und Marten Rowehr sagte:

„Nun ist es vorbei! Mich dauert das arme Kind aber dem groben, trotzigen Gesellen bringe ich es noch heim, darauf kann er sich verlassen."

Herr Josias Behn, der gelehrte Küster vom Krummendeich, stand schon seit Wochen gerüstet da, um seine Entdeckungsreise in das Land der Holsten anzutreten. Das Ränzel war geschnürt, der Wanderstab geschnitzt und die Börse leidlich gefüllt. Aber der Herr Pastor war leidend und konnte seinen Küster nicht sobald entbehren. Darüber war der Herbst herangekommen und der October stand vor der Thür, als Herr Josias Behn bei seinem Gevatter Rowehr eintrat, um sich von ihm zu beurlauben.

Marten Rowehr saß mit bedrücktem Herzen in seinem Sorgenstuhl. Ein künstlich-geschnitztes Erbstück, mit schreiend-rother und grüner Farbe angestrichen und mit dem vergoldeten Namenszuge der Rowehrs geziert. Es hatte schon Mancher Ruhe und Frieden gefunden, der sich nach mühevollem Tagewerk darauf niederließ. Allein der jetzige Besitzer fand ihn nicht, denn die Annedore hatte, seit ihrer Rückkehr von dem Belumer Markt, noch nicht ein einziges Mal gelacht und das Lächeln der Annedore war Lebensbalsam. Sie verrichtete ihre häuslichen Geschäfte nach wie vor, aber es geschah nicht mit lachendem Munde. Das Singen hatte sie verlernt und die Röthe der Wangen war verblichen. Sie hatte den Pathen kommen sehen und war nicht zu ihm in die Stube gegangen; aber als

er von dem Vater Abschied genommen hatte und auf die Diele hinaustrat, flog sie auf ihn zu, reichte ihm die zitternde Hand und sagte:

„Reise Er glücklich, Herr Pathe, und komme Er gesund wieder heim. Er wird Vieles sehen in der Fremde und . . .“

„Lebendes und Todtes, Annedore,“ erwiederte Herr Josias Behn. „Das Todte werde ich genau anschauen und mit kritischen Blicken untersuchen, was daran Falsches und Wahres ist; mit dem Lebenden aber will ich einen angenehmen Discurs führen und wenn ich mit einem gewissen Hinnerk Steffens zusammen komme, dann werde ich . . . .“

„Gottes Lohn für Alles, was Er mir Liebes thut,“ rief Annedore und entfernte sich rasch. Als sie den Namen des Geliebten von einem Dritten aussprechen hörte, schlug ihr Herz so mächtig, daß sie nicht im Stande war, sich zu beherrschen.

Die Ueberfahrt des gelehrten Küsters ging genau nach dem Plane vor sich, den er dazu entworfen hatte. Als ein guter Hannoveraner wollte er denselben Weg nehmen, den einst seine erbitterten Landsleute nahmen, als sie sich aufmachten, um für den räuberischen Ueberfall der Ditmarscher Rache zu nehmen. Aber seine Absicht war eine friedliche und ein jugendliches Herz

voll Liebe und Hoffnung gab ihm das Geleite. So zog er von dannen längs dem Deiche bis nach Kinderbalje und von dort aus schiffte er über die Elbe gen Brunsbüttel, dessen buntfarbige Giebel ihm freundlich entgegen lachten.

In den Häusern war es nicht immer so leuchtend, wie es die Giebel andeuteten, namentlich auf dem Steffenhofe, wo Vater und Sohn sich zwiespältig gegenüber standen. Vater Claus bestand darauf, daß Hinnerk die Tochter des Nachbars heirathen solle, wie er es mit demselben ausgemacht hatte, damit die beiden Höfe zusammen kämen und ein Hof daraus werde, wie in den Marschen kein zweiter zu finden wäre. Der Sohn dagegen sagte laut und trotzig, er wolle die Liesbeth des Weizkönigs nicht heirathen und wenn sie bis über die Ohren im Golde stecke. Sie sei eine falsche, zänkische Katze, die ihre Krallen zeige und gebrauche, wie und wo sie nur könne, und er habe seine Augen zu lieb, um sie sich auskratzen zu lassen. Diese Worte hatte eine schwatzhafte Magd nach dem Hofe des Weizkönigs getragen und dort brannte es gleich an allen vier Ecken. Der Alte lief Sturm gegen den Steffenhof und fuhr dem Gevatter Claus mit beiden Fäusten unter die Nase. Die Liesbeth aber rannte von Haus zu Haus und verkündete mit lauter Stimme,

daß sie dem Hinnerk Steffens, der sich unterstanden habe, um sie zu werben, von dem Vater die Wege weisen ließ und ihm wohlmeinend rathen wolle, sich nicht innerhalb ihres Heckthors sehen zu lassen, denn der Hofhund heiße Caro und habe scharfe Zähne.

So standen die Angelegenheiten im Dorfe, als Herr Josias Behn das Boot, mit welchem er über die Elbe kam, verließ und das feste Land betrat. Wenig geneigt, sich in die Händel des Dorfes einweihen zu lassen und von seiner wissenschaftlichen Sendung erfüllt, die den Muth und die Tapferkeit des alten Kehdinger und Hadeler Landes in das rechte Licht setzen sollten, schritt er gleichgültig an dem Wirthshause vorüber, geradesweges der Stelle zu, die er für den Hauptschauplatz der Ereignisse hielt, welchen auf die Spur zu kommen er vor Allem berufen sei.

Mit übereinander geschlagenen Armen stand er jenseits des Dorfes und sah auf die in den Strom hineinreichenden Außendeichs-Wiesen, die das Eigenthum des Claus Steffens waren. Sie bildeten eine ziemlich große Fläche und waren üppig genug, um einen ansehnlichen Viehstand darauf zu halten. Zum Schutze für denselben war in der Mitte ein einstöckiges Gebäude aufgerichtet, woselbst die Thiere untergebracht

werden konnten, und neben den Ställen befand sich eine Wohnung für die Dienstleute.

Herr Josias Behn betrachtete diesen Schauplatz mit besonderer Aufmerksamkeit und beschloß, behufs näherer Erforschung zu demselben herab zu steigen. Kaum hatte er den Fuß auf die Wiesen gesetzt, als ein junger Mann hinter ihm her kam und ihm zurief:

„He, guter Freund, hier ist keine Landstraße. Wenn Er sich nicht in Acht nimmt, kann Er in einen Graben fallen und das Recht, Ihn zu pfänden, habe ich auch.“

Herr Josias Behn zog das aufgehobene Bein so schnell zurück, als wittere er Fußangeln, und sagte:

„Halte Er es einem alten Manne zu Gute, wenn er, vom regen Forschertriebe hingerissen, einen Weg betreten hat, der verboten ist. Wenn ich Ihm sage, daß nur der Drang des Wissens mich in dieses Land führte . . .“

„Er ist wohl ein Ausländer?“ fragte hastig der junge Mann. „Hat Er sich fleißig in der Welt umgesehen und ist sie wirklich so groß und schön, als uns der Herr Schulmeister erzählt und wie es in den Büchern geschrieben steht? Davon muß Er mit mir sprechen, denn das höre ich für mein Leben gern.“

Mit diesen Worten faßte er den Küster unter dem Arm und schritt mit ihm durch das feuchte Gras den Stallgebäuden zu.

„Nicht so hastig, mein junger Freund. Was ich weiß, steht gern zu Diensten, denn die Wissenschaft muß sich mittheilen und ich rechne Seinerseits auf eine Wiedervergeltung, soweit es dies merkwürdige Stück Land betrifft. Vieles habe ich zwar nicht von der Welt gesehen, aber was ich davon kenne, habe ich genau angeschaut und kann mit jeglicher Auskunft darüber dienen."

„Das ist gut!" sagte der junge Mann, „denn unsere Marsch abgerechnet, ist der Belumer Außendeich das Einzige, was ich von der Welt gesehen habe, und die Erinnerung daran macht mich immer sehr betrübt."

Herr Josias Behn sah dem jungen Mann in das Gesicht, dessen Miene in diesem Augenblicke etwas besonders Kummervolles hatte. Es blitzte vor ihm auf, wie Wetterleuchten, und ein Gedanke entstand in ihm, eines solchen historischen Forschers würdig. Mit einem Schlage wollte er die Vermuthung zur Wahrheit erheben, oder in ihr Nichts zurückschleudern und sagte deshalb:

„Dann ist Er nicht der Einzige, der von dem

Belumer Markt eine trübe Erinnerung heimgebracht hat. Ich habe ein Pathchen, ein lustiges, herziges Ding, voll Schelmerei und Laune, die zog mit lachenden Augen zu Markte und kehrte mit weinenden wieder heim . . ."

„Das ist die Annedore!" rief der junge Mann lebhaft. „Es kann keine Andere sein, als sie, die mir an das Herz festgewachsen ist und die ich nicht aus den Gedanken bringen kann . . ."

„So ist Er der Hinnerk Steffens, der meinem Pathchen den Kopf so sehr verdrehte, daß sie blasse und schmale Backen bekommen und das Sprechen ganz und gar vergessen hat!" entgegnete rasch Herr Josias Behn. „Söhnlein, wir müssen näher mit einander bekannt werden und um alles Fremde zwischen uns zu verscheuchen, nenne ich Dich um der Annedore willen Du und mit mir kannst Du es eben so machen."

„Das bringe ich nicht über die Lippen," sagte Hinnerk Steffens, „von wegen des Respectes, den Er mir einflößt. Aber von der Annedore will ich mit Ihm sprechen vom Morgen bis in die sinkende Nacht und Er soll es aus meinen Worten heraus hören, wie lieb ich das herzige Kind habe.

„Mit den bloßen Worten ist hier nichts gethan, Söhnlein. Wir müssen handeln, wenn aus der Ge-

schichte etwas Gescheutes werden soll," sagte der Küster vom Krummendeich. „Mein Urlaub währt nicht allzu lange und in dieser Zeit muß es gethan sein. Die Hauptsache bleibt, mit Deinem Vater zu sprechen und ihn für uns zu gewinnen."

„Ach," sagte Hinnerk Steffens und machte ein gar trübseliges Gesicht, „daran dürfen wir gar nicht denken. Der Vater wird jedes Mal fuchswild, wenn er nur von Weitem an die Annedore erinnert wird. Sobald Er davon anfängt, hört er Ihn gar nicht an und weiset Ihm wohl gar die Thür. Hierher aber, wo man ihn vielleicht unversehends überfallen könnte, bringe ich ihn nicht. Er geht um diese Jahreszeit nicht mehr gern weit vom Hause. Das ist eine vergebliche Mühe."

„Wer weiß!" entgegnete Josias Behn rasch. „Vielleicht finde ich es aus; gönne mir nur Zeit zum Ueberlegen. Das Stübchen gefällt mir wohl. Wenn Du nichts dagegen hast, schlage ich meine Wohnung hier auf und bleibe in der Verborgenheit. Geh' und sorge dafür, daß mir nichts mangele, was des Leibes Nothdurft erfordert. Und wenn Du wieder kommst, wollen wir mitsammen von der Annedore, von ihrem Vater und von Allem reden, was damit zusammen hängt."

Hinnerk ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Als der Abend herein brach, prasselte ein lustiges Herdfeuer auf und der Tisch war mit Speise und Trank vollauf besetzt. Die Beiden sprachen bis tief in die Nacht hinein und als der junge Mann aufbrach, sagte Herr Josias Behn:

„Was Du von mir erfahren hast, magst Du morgen Deinem Vater Wort für Wort wiederholen. Ich müßte die Menschen nicht kennen, wenn er auch nur eine Stunde säumen wird, zu mir zu kommen. Es ist dies die Stelle, wo nach alten schriftlichen Ueberlieferungen die treuen Knechte des Grafen Rudolf, als die Böckelnburg brannte, sich flüchteten. Da kein Fahrzeug zur Hand war, um sie über die Elbe zu bringen, vergruben sie hier das gerettete Gold und Silber, welches in kostbaren Geräthen bestand. Auch soll eine mit Goldstücken gefüllte Truhe dabei gewesen sein. Als die Arbeit längst gethan war, fanden die wüthenden Bauern die treuen Diener. Sie metzelten sie unter Flüchen und Verwünschungen nieder und nur Einer ist wie durch ein Wunder entronnen, wodurch auch das Geheimniß von dem vergrabenen Schatz unter die Leute gekommen ist. Vergraben ist er bis diese Stunde noch, denn nirgends findet der

Forscher eine Spur davon, daß die goldenen Schalen und silbernen Humpen an das Tageslicht gefördert sind.“

Hinnerk Steffens eilte nach Hause, so schnell er konnte. Ihm brannte der Kopf. Unruhig warf er sich auf seinem Bette hin und her und als der Tag zu dämmern begann, trat er zu dem Vater in die Stube, um ihm die Erlebnisse des verflossenen Abends anzuvertrauen.

Während der langen Erzählung, welche Hinnerk Steffens mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit ausmalte, wurde das Gesicht des Alten immer nachdenklicher. Er blickte abwechselnd zur Erde und auf den Sohn und fragte:

„Und der Kerl, der Dir dies erzählte, sitzt in unserm Hause im Außendeich?“

„Ja, Vater!“

„Höre, Sohn Hinnerk. Ich glaube, der Kerl ist einer von den Schatzgräbern, welche mit einer Wünschelruthe zwischen den Fingern im Lande auf- und abgehen und nach Dem spüren, was in der Erde vergraben ist. Er hat sich hierher gemacht und will uns in sein Netz ziehen und uns überlisten, damit wir mit ihm theilen müssen. Aber das soll er bleiben lassen! Nicht einen Dreiling bekommt er.“

„Glaube nicht, daß es so Einer ist, Vater," sagte Hinnerk Steffens. „Sieht nach etwas Rechtem aus und hat so gutmüthige Augen. Und dann ..."

Der junge Mann war im Begriff, mit dem ganzen Geheimniß herauszuplatzen; allein er bezwang sich noch zur rechten Zeit und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin.

„Will mir den Kerl doch ansehn und ein Ditmarscher Bauernwort mit ihm reden!" sagte der Alte. „Kannst mich begleiten und einen handfesten Knecht nachbestellen, der gut anpackt, wenn es noth thut."

Der Sohn befolgte die Weisung des Vaters, indem er einen Knecht mit Bier und Lebensmitteln belud, der angewiesen ward, ihnen baldthunlichst zu folgen. Der Besitzer des Steffenhofes und sein Erbe schritten fürbaß und Jeder von ihnen war in seiner Weise so sehr von Dem erfüllt, was die nächste Stunde bringen könne, daß sie nicht auf die Zeichen achteten, welche eine nahe Aenderung des Wetters andeuteten.

Der Wind hatte ganz aufgehört. Die Luft war unbewegt und schwül, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Die Wolken, dicht und schwer, hingen tief herab und drohten jeden Augenblick, sich zu entladen.

Die dunklen Schatten spiegelten sich in dem Strom und gaben demselben ein düsteres Ansehn.

Herr Josias Behn hatte sich in der Nähe seiner Behausung umgesehen und die Veränderung an dem Firmamente bemerkt. Kopfschüttelnd betrachtete er die immer mehr sich verdichtenden Wolkenmassen. Vertraut mit dem schnellen Witterungswechsel in diesen Gegenden stiegen ihm leise Zweifel auf und die tiefe Einsamkeit rings umher erweckte in ihm Furcht und Grauen. Kein Segel auf der Elbe weit und breit zu sehen. Kein Vogel in der Luft; kein Tummler, der jäh aus dem Wasser schoß und nach wenigen Augenblicken zurückfiel. Alles still.

Da ward diese Stille durch die markige Stimme des Claus Steffens unterbrochen, vor deren rauhen Klang der Küster vom Krummendeich zusammenfuhr.

„Erschrecke Er nur nicht!“ fuhr der Alte fort. „Sieht ja aus, als ob Er ein böses Gewissen hat. He? Besieht Er sich hier die Gelegenheit? Will wohl ...“

Der alte Steffens machte eine nicht mißzudeutende Bewegung. Dem Küster schwoll der Kamm bei dieser ehrenrührigen Bemerkung und er rief:

„Glaubt Er, daß ich hierher gekommen bin, um mich zu bereichern? Womit denn? Lohnte sich der

Mühe, die Taschen mit Marschboden anzufüllen, den wir drüben weit besser haben."

„Der Marschboden wohl nicht," schob der Alte dazwischen; „aber was unter demselben liegt, ist es, was der Mühe lohnt."

Hinnerk Steffens legte sich vermittelnd dazwischen, indem er zu Josias Behn sagte:

„Das ist mein Vater, Herr Claus Steffens, und dieser Mann, Vater, ist Herr Josias Behn, der die Knechte des erschlagenen Grafen sucht. Des Grafen Rudolf, weiß Er, der auf der Böckelnburg saß ..."

Hier hielt Hinnerk nothgedrungen inne, da seine Kenntnisse der vaterländischen Geschichte plötzlich ein Ende nahmen. Herr Josias Behn aber, als ein Mann von Erziehung und Lebensart, nahm die Rede wieder auf und sagte:

„Allerdings ist es ein wissenschaftliches Interesse, das mich herführt, und ich will Ihm dankbar sein, wenn Er mir einige Fingerzeige geben kann, wie ich meinen Zweck erreiche. Dazu ist es aber nöthig, Ihm deutlich auseinander zu setzen, was ich meine und wie ich es meine. Deshalb bitte ich Ihn, daß Er geduldig anhört, was ich Ihm zu sagen habe."

„Hören kann ich wohl," sagte Claus Steffens,

„aber was ich nachher thun will, ist meine Sache und lasse ich mir nicht drein reden.“

Der Vollbauer unterbrach sich, indem die ersten schweren Regentropfen auf seine Hand fielen. Betroffen sah er um sich und, das nahende Unwetter in seiner ganzen Schwere erkennend, sagte er nicht ohne eine innere Erregung:

„Laßt uns unter Dach und Fach gehen. Wenn das da herauf kommt, wird es schlimm und es kann leicht geschehen, daß wir über Nacht hier bleiben müssen.“

„Daran habe ich schon gedacht, Vater!“ sagte Hinnerk Steffens, „und den Carsten Stelln mit Brod, Fleisch und Bier bepackt, damit wir keine Noth leiden.“

„Das hast Du gut gemacht, Sohn Hinnerk. Marsch denn in das Haus. Komme Er auch dreist mit herein. Wo ist Er denn her? He! Aus dem Freiburgischen? Dann ist er ja ein Ueberelbischer?“

„Ich bin hier ganz dasselbe, was Er sein würde, wenn Er sich bei uns einfände,“ sagte Herr Josias Behn, und Claus Steffens, dem es versagt war, den Sinn dieser Worte zu fassen, brummte vor sich hin:

„Kein Wort versteht man. Er spricht wohl seine Zigeunersprache. Will ein wachsames Auge auf den Kerl haben.“

Das Beisammensein der drei Männer gestaltete sich harmloser, als es Anfangs den Schein hatte. Josias Behn trachtete vor Allem darnach, den Alten für sich zu gewinnen, und wußte dies nicht besser zu erreichen, als durch die Erzählung wunderbarer Begebenheiten, die in frühern Zeiten in dem Lande der Ditmarscher stattfanden."

„Ueberhaupt," fuhr er fort, als er sah, daß der alte Steffens genauer hinhorchte, „überhaupt ist die Gegend hier reich an historischen Erinnerungen. Nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser kann man von ruhmvollen Tagen sprechen. Zeuge dessen ist der Name Simon von Utrecht."

„Was war das für ein Kerl?" fragte Claus Steffens, und Josias Behn entgegnete:

„Herr Simon von Utrecht war Bürgermeister in der alten Reichs- und Hansestadt Hamburg und zugleich Befehlshaber der Hamburger Kriegsflotte. Sein erster Offizier war der würdige Senator, Herr Niklas Schott. Die Hamburger Schiffer fuhren stromabwärts und ankerten hier bei Brunsbüttel, als ihnen die Nachricht zukam, daß der gefürchtete Seeräuber Claus Störtebeker zwischen Cuxhafen und Neuwerk auf den richtigen Augenblick lauere, um unversehends in die Elbe einzusegeln und Mord und Brand in die Dörfer

und Städte zu tragen. Da lichteten die Hamburger Herren ihre Anker und segelten stromab. Auf den Schiffen war auch vieles ditmarsische Volk, Herr Steffens, und darum ging Alles vierkant."

„Das will ich glauben!" rief der Bauer. „Wo die Ditmarscher zuschlagen ..."

„Soweit ist es noch nicht," fiel der Küster ihm in die Rede. „Ein Fischersmann hatte unterdessen den Seeräubern halb und halb den Garaus gemacht, indem er ihnen geschmolzenes Blei in die Angeln der Steuerruder goß und diese nicht von der Stelle konnten. Nun umzingelten die Hamburger die so gefangenen Füchse und hast Du nicht gesehen ... Piff! Paff! Bum! Bum! Bum! feuerten sie lustig darein, daß die Splitter umherflogen."

„Hurrah!" rief der Bauer. „An den Galgen mit den Spitzbuben! Man hört ordentlich das Schießen."

„Das ist kein Schießen, Vater! Das ist der Donner!" sagte Hinnerk, sich erhebend. „Ich hörte es schon ein Mal und wollte Ihn nicht stören."

Der Knecht Carsten Stelln stand an der Thür und sagte:

„Da donnert es wieder und um Mitternacht haben wir die Springfluth!"

Diese Worte fuhren wie ein Blitzstrahl vor den Männern nieder, die von ihren Sitzen aufsprangen.

„Wir wollen nach Hause gehen!" rief Claus Steffens, den der Donnerschlag aufschreckte. „Sohn Hinnerk, zünde die große Stallleuchte an und lasse den Carsten Stelln voran traben."

„Das ist nicht angängig, Herr," sagte dieser in seiner trockenen Weise. „Um Mitternacht ist freilich erst Hochwasser; allein jetzt ist in dem Priel, der zwischen diesem Hause und dem Deiche liegt, schon ein breiter Wasserstrom getreten, der mit jeder Minute anschwellt. Da wäre ein einziger Fehltritt sicherer Tod."

Die rauschende Fluth, die an der Stromkante bereits an den Fuß der Erhöhung — der sogenannten Wurth — rührte, worauf das Haus und die Ställe erbaut wurden, bestätigte die Behauptung des Knechtes.

„So müssen wir in diesem Wetter draußen bleiben?" stammelte Claus Steffens, der bei dem steigenden Unwetter allen Muth verloren hatte.

„Wird sich nicht anders machen lassen," sagte Carsten Stelln; „allein die Stallleuchte will ich draußen doch anzünden."

Josias Behn war bei diesem wilden Naturschauspiel ebenfalls nicht besonders heiter. Er hatte plötz-

lich alle Neigung zu historischen Untersuchungen verloren und ein banger Stoßseufzer trat über seine Lippen. All' sein Sehnen stand nicht mehr in die Ferne, sondern nach der gemüthlichen Küsterwohnung zu Krummendeich, ihm so nahe und in diesem Augenblicke doch unerreichbar.

Ein Blitzstrahl fuhr herab so leuchtend und blendend, daß Alle laut aufschrieen. Einen Augenblick lang schien Alles in Feuer zu stehen, dann war es finsterer, als zuvor. Dem Blitze folgte der Schlag schwer und gewaltig, dumpf nachhallend von einem Ende des Firmamentes zum andern. Der Sturm flog pfeifend über das Dach des Hauses hin. Das Fachwerk bebte in allen seinen Fugen. Die Sparren knackten und der Schindel löste sich von denselben. Der Regen strömte durch die Lücken des Daches auf die Zitternden herab.

„Weh' uns, was wird das werden?" seufzte Herr Josias Behn und trat zu Hinnerk, als wollte er sich an diesen klammern. „Ich sagte Dir meinen Schutz zu und muß nun diesen von Dir erwarten. Was fangen wir an?"

„Ruhig ausharren ist Alles, was wir thun können," sagte der junge Mann ernst. „Er muß das wohl am

besten wissen, da Er halb und halb geistlich studirt hat."

Josias Behn schwieg beschämt. Er verhielt sich äußerlich ruhig, wenn es auch von innen stürmte und tobte, suchte seinen vorigen Platz auf und ließ die gefaltenen Hände in den Schooß sinken.

Claus Steffens war, gänzlich erschöpft, auf einen Stuhl gesunken. Er zog mechanisch die Uhr aus der Tasche und, einen Blick darauf werfend, stöhnte er:

„Es ist Mitternacht!"

„Hochwasser!" rief Carsten Stelln zurück.

Blitz und Donner hatten aufgehört, aber der Regen rauschte in Strömen herab und der Sturm flog pfeifend durch die Luft.

Die vier Männer saßen, Jeder für sich, auf dem gewählten Platz. Keiner sah auf; Keiner sprach ein Wort. In dumpfer Gleichgültigkeit starrten sie vor sich hin. Die menschliche Kraft war ohnmächtig in diesem Kampf der Elemente.

Da schlug es gegen die Wand des Hauses. Es zischte und brodelte; es schäumte und brandete; dann zog es sich wieder zurück, um gleich darauf auf's Neue anzuprallen.

„Was ist das?" schrie Josias Behn.

Vater und Sohn antworteten nicht, allein Carsten Stelln sagte:

„Es ist Hochwasser und Springfluth. Der Sturm läßt es nicht zu, daß der Strom abläuft, darum bleibt das Wasser stall, bis die neue Fluthzeit eintritt. Gott schütze Deiche und Dämme in dieser Nacht.“

Claus Steffens stöhnte. Der Sohn trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter. Er wollte die Angst des Vaters beschwichtigen.

Bange Stunden vergingen. Der Regen rauschte auf die bereits Durchnäßten nieder. Nun gab auch die eine Außenwand dem Druck des Wassers nach und dies schoß in Strömen über den Boden hin. Die neue Fluth war eingetreten. Es war um die fünfte Morgenstunde.

Plötzlich fühlten Alle einen gewaltigen Stoß. Ihre Augen blickten trübe und sie vermochten nicht deutlich zu unterscheiden, was um sie her vorging. Die Wände und das Sparrenwerk über ihren Häuptern schienen zu schwanken und der Boden zitterte unter ihren Füßen.

„Ein Erdbeben!“ stieß Herr Josias Behn in der Todesangst aus. „Das ist unser Letztes.“

Die Schwankungen dauerten fort. Es war den Männern, als fühlten sie, daß der Boden, auf welchem sie standen, von einer unsichtbaren Macht ge-

hoben wurde. Sie hörten das Anprallen der Fluth, aber die Wasser, welche um ihre Füße rauschten, begannen sich zu vermindern. Durch alle Fugen und Spalten liefen sie ab.

Staunend ob dieses seltsamen Schauspiels stand Josias Behn mit wankenden Knieen und stützte sich auf den schweren eichenen Tisch.

„Was will das bedeuten? Was geht mit uns vor?"

„Wir treiben!" kreischte der Knecht Carsten Stelln laut auf und sein Gesicht wurde bleich wie der Schnee. „Allbarmherziger Gott! Wir treiben!"

Vor diesen entsetzensvollen Worten erstarrte das Blut in den Adern zu Eis. Keiner vermochte ein Wort hervorzubringen. Endlich ermannte sich der Knecht und sagte:

„Was mein Großvater mir in meiner Kindheit erzählte, das wiederholt sich jetzt nach einem Jahrhundert. Ditmarschen erlebt wieder ein Landtreiben. Die Fluth hat den Außendeich von der fasten Wall losgerissen und hebt ihn empor. Darum läuft das Wasser in den Strom zurück, der uns auf seinen Rücken nimmt und mit sich fortträgt."

„Fort in die See!" schrie Claus Steffens, „wo wir begraben werden."

„Es ist die zweite Fluthzeit heute und es geht stromauf!“ entgegnete der Knecht. „Gott im Himmel mag wissen, wo wir gegenwärtig sind.“

Er wurde durch ein neues heftiges Schwanken unterbrochen. Das Dach zitterte und bebte. Ein Theil desselben, der am meisten beschädigt war, drohte herabzustürzen.

„Hinaus, wer nicht erschlagen sein will!“ rief Carsten Stelln. „Besser, draußen von der Brandung fortgerissen in die Elbe hinein, als hier noch erst zum Krüppel zu werden, bevor sich der Tod unserer erbarmt.“

Der Knecht schwankte hinaus. Josias Behn folgte ihm. Hinnerk zog seinen Vater hinter sich her, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war.

Der Tag begann zu dämmern, allein der Nebel war so dicht, daß sie die Küste nicht entdecken konnten. Sie erkannten nur, daß der Boden, auf welchem sie standen, nichts war, als eine schwimmende Erdscholle, die von den erregten Wellen fortgeschoben wurde und jeden Augenblick auseinander brechen, oder untersinken konnte.

„Seht Ihr Nichts?“ fragte Claus Steffens, der von der frischen Brise, welche ihm der Regen in das Gesicht trieb, allmählich seine Besinnung wieder erhielt. Seht Ihr Nichts, Leute? Gar nichts, das uns zur

Rettung dienen kann? Verdammt, daß ich nicht auf die Warnung des Weizkönigs hörte, der mir sagte, der Außendeich ist falsch und nur Binnendeich sei das Himmelreich. War es nicht so, Sohn Hinnerk?"

„Ich weiß nicht, Vater, ob es so war," entgegnete dieser. „Es kommt auch gar nicht darauf an. Was haben wir hier und jetzt mit dem Weizkönig und seiner Liesbeth zu thun? Ich denke an etwas Anderes."

„An was denkst Du, Junge?"

„An den Freiburger Außendeich und wie es dort hergehen mag."

„Was schiert mich der Freiburger Außendeich?" schalt Claus Steffens. „Halte mich, Junge, damit ich nicht falle. Ich stecke bis an die Kniee im Morast."

„Mir geht es nicht besser, Vater. Wir dürfen uns nicht von der Stelle rühren, bis es vollends Tag geworden ist. Wie mag es der armen Annedore gehen?"

„Heute wird es nicht Tag," sagte der Knecht. „Hilf Gott, wie es schlingert! Da stürzen wieder ein paar Balken zusammen. Gott und Vater, das Herz zittert im Leibe vor Kälte und wir haben keinen Schluck, um uns zu wärmen.

„Der Korb mit dem Proviant ist drinnen!" sagte Hinnerk Steffens.

„Wer wagt sich da hinein?" entgegnete der Knecht. „Es ist sicherer Tod."

„Ich wage es," sagte Josias Behn, sich ermannend. „Sieht Er nicht, wie der Sohn den Vater fest umschlossen hält? Dem alten Manne sitzt der Tod schon auf den Lippen. Ich bin nicht viel besser daran, aber ehe ich einen Menschen in der Noth umkommen lasse, setze ich mein Letztes daran. Es soll nicht von mir gesagt werden: Thut nach seinen Worten, aber nicht nach seinen Werken. Gott sei mir barmherzig."

Er ging auf das Haus zu, dessen größter Theil beträchtlich schwankte. Als er nach einiger Zeit wieder aus demselben trat, den Korb in der einen und eine Flasche in der andern Hand, rief er dem Carsten Stelln zu, der ihm der Nächste war:

„Was zieht dort Schwarzes an uns vorüber? Ist es eine Wolke?"

„Nein, Herr! Das kann es nicht sein. Sieht aus, wie ein mächtiges Gebäude mit einem Thurm darauf. Jesus! Es ist ein Schiff!"

„Ein Schiff! Ein Schiff!" rief Josias Behn. „Wären wir am Bord."

Die Männer folgten dem schwarzen Schatten mit ihren Augen. Einen Moment lang war es, als hörten sie ein fernes Rufen; dann wieder glaubten sie einen Knall zu vernehmen, als werde ein Schuß abgefeuert. Ein leises Klingen, das von dem Läuten der Schiffsglocke herrührte, hallte in ihren Ohren wieder; dann war Alles verschollen.

Allmählich sank der Tag abwärts und mit der hereinbrechenden Dämmerung verdichtete sich der Nebel. Er ward zu einer festen Wand, welche den Männern immer näher rückte.

Dumpfe Gleichgültigkeit hatte sich Aller bemächtigt. Die Stärkung, welche ihnen Korb und Flasche gewährte, war nicht nachhaltig. Nur ein neuer Schrecken vermochte sie aus ihrer Erstarrung aufzuscheuchen.

Und er kam mit allen Schauern, die eine Menschenbrust in solchen Momenten mächtig ergreifen. Kürzer und krabber liefen die Wellen und stürzten übereinander. Ein weißer Gischt lagerte sich auf der Fluth und flog jäh in die Höhe, als werde er durch eine unbekannte Gewalt gehemmt. Und als die Männer mit bange klopfendem Herzen auf dies Schauspiel blickten, empfanden sie einen so gewaltigen Stoß, daß sie der Kraft desselben nicht zu widerstehen vermochten.

Laut auf schrieen sie in ihrer Todesangst. Der

Boden, welcher bisher unter ihren Füßen zitterte, war gegen etwas gerannt und saß fest. Aber nur wenige Minuten dauerte diese Ruhe, dann hatte die Fluth ihn wieder geflottet. Sie fühlten das Zurückweichen, bis sie auf's Neue von den anstürmenden Wellen ergriffen wurden und ein zweiter, noch gewaltigerer Stoß sie vom Wirbel bis zur Zehe erbeben machte.

Die anprallenden Wellen zerrten und rissen auf's Neue, aber dieses Mal vergebens. Die schwankende Erdscholle, welche eine Nacht und einen Tag das Spiel der Wellen war, saß fest. Nur ein leises Zittern war zu verspüren.

Angstvoll horchten Alle, ob sich zum dritten Male ihre Lage ändern werde, allein sie harrten umsonst. Sie standen auf einem festen Grunde. Der Himmel klärte sich nach und nach auf. Einzelne Sterne wurden sichtbar; ihr mildes Licht blickte die Schiffbrüchigen freundlich an und gab ihnen den verlornen Muth zurück.

„Ich will in's Haus," sagte Hinnerk Steffens. „Vielleicht gelingt es mir, Feuer zu machen und eine Stelle aufzufinden, wo ich Ihn ohne Gefahr unterbringen kann, Vater. Hier im Freien muß Er umkommen. An den Stall stößt die Geschirrkammer. Vielleicht finden wir dort eine Zuflucht. Kommt Alle mit."

Die Uebrigen folgten dieser Aufforderung. Es geschah mit dem letzten Aufwande der schwindenden Kräfte. Sie verschwanden in dem Schatten des Hauses das gefahrdrohend über ihren Häuptern hing.

Marten Rowehr, der Freiburger Außendeicher, dehnte sich in dem weiten hölzernen Armstuhl, in welchem er am Abend vorher, da das Wetter an Heftigkeit nachließ, gesunken war. Ein fester Schlaf hielt den Ermatteten sogleich umfangen, aus welchem er mit einem tiefen Athemzuge erwachte. Erst nach einiger Zeit kehrte ihm die volle Besinnung zurück. Er sprang auf und eilte nach der Thür. Der Groß-knecht kam ihm bereits entgegen.

„Wie steht es draußen?"

„Wir wissen es noch nicht, Herr. Die beiden Lindenbäume, die Er sonst so sorgsam pflegte, sind abgebrochen und liegen quer vor der Thür über einander. Das Volk räumt sie aus dem Wege. An der Wetterseite ist das Rohr vom Dache wie weggefegt; sonst ist an dem Hause kein Schaden geschehen."

„Gott Dank dafür! Mögen die Nachbarn nicht schlimmere Verluste zu beklagen haben. Die Magd soll Feuer machen und Euch die Morgenkost bereiten."

„Jungfer Annedore ist schon in der Küche, Herr. Das arme Kind ist noch bleicher, als sonst. Der Schrecken liegt ihr in den Gliedern."

„Sie ist jung und wird sich erholen."

„Herr, ich bin als Gänsejunge in's Haus gekommen und nun bin ich der Großknecht. Die Annedore habe ich taufen sehen und seitdem nicht aus den Augen verloren. Es liegt tiefer, meine ich."

„So behalte Deine Meinung für Dich," entgegnete rasch der Außendeicher. „Sobald es hell genug geworden ist, wollen wir eine Umschau halten. Die Leute sollen bereit sein, Hand anzulegen, wann und wo es nöthig thut."

Der Großknecht ging. Bald darauf trat Annedore mit der dampfenden Schüssel ein und sagte:

„Ehe Er hinausgeht, Vater, muß Er etwas zu sich nehmen. Das wird Ihm gut thun."

Marten Rowehr setzte sich und ergriff den Löffel:

„Du willst nicht mit essen?"

„Dank, Vater. Ich habe schon draußen . . ."

Sie wandte sich ab. Der Vater verfolgte sie mit den Augen und entgegnete:

„Annedore! Du sagst die Unwahrheit. Du hast nicht draußen gegessen."

„Nein, Vater! Ich that es nicht. Lügen kann

ich nicht. Mir ist zu Sinn, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. O, diese entsetzensvolle Nacht und der darauf folgende Tag! Wie schauerlich war es hier und wie viel schauerlicher mag es erst weiter unten gewesen sein. Dort, meine ich, wo jetzt mein guter Pathe ist. Wenn ihm nur kein Unheil zugestoßen ist."

„Ihm und dem Andern . . ." brummte Marten Nowehr vor sich hin in den Bart und sagte dann laut:

„Kind! Ich bitte Dich, so viel ich nur bitten kann, hänge nicht solchen Grillen nach, die nimmer zum Guten ausschlagen. Gott verzeihe mir die Sünde, ich wollte, der Belumer Außendeichs=Markt läge in dem Lande der Hottentotten. He! Hollah! Was giebt es, Knecht Elvers?"

„Herr!" sagte dieser athemlos. „Ich bin ein Stück Weges nach der Elbe zu gelaufen und habe dort . . ."

„Nun, was hast Du dort? Sind Dir die Worte im Munde festgewachsen?"

„Ein Wunder, Herr. Unser Außendeich ist über Nacht gewachsen."

„Knecht Elvers, wenn ich Dich nicht besser kennte, wollte ich sagen, Du seist am frühen Morgen betrunken."

„Gehe Er nur selbst, von unserm Heckthor an, immer gerade aus; dann wird Er auch sehen, was ich vorhin sah. Will mit Ihm gehen.“

Der Knecht war draußen und hielt sich bereit. Festen Schrittes trat Marten Rowehr in den Hof, wies die Leute an, wo sie Hand anlegen sollten und wandte sich der Elbe zu, deren dumpfes Brausen zu ihm herüber drang.

„Was ist das?“ fragte er, mit der Hand in die Ferne deutend.

„Ein Haus, Herr!“ sprach der Knecht, der ihm auf dem Fuße folgte. „Hielt es im ersten Morgengrauen für ein Schiff; allein bald wurde ich meinen Irrthum gewahr und lief heim, um Ihm das Wunder anzusagen.“

„Das Haus ist theilweise eingestürzt. Wenn Menschen darin sind, hat das Gebälk sie erschlagen!“ sagte Marten Rowehr rasch. „Wir haben hier ein angeschwemmtes Land, das die Wucht des Stromes irgendwo abgerissen und hierher getrieben hat. Vielleicht ist es uns vergönnt, Hülfe zu bringen. Schnell vorwärts.“

Die beiden Männer eilten, den Blick immer voraus, so sehr, daß sie auf den Weg nicht achteten. Eine Rinne, die sich gebildet hatte, und worin sich

das Wasser pfeilschnell fortbewegte, wurde von den geübten Marschgängern leicht übersprungen. Jetzt stießen sie mit dem Fuße gegen ein zertrümmertes Gebälk.

„Was haben wir hier?“ rief der Außendeicher, und der Knecht, der sich gebückt hatte, antwortete:

„Ein zusammengebrochenes Heckthor. Helfe Er es mir aufrichten, Herr. Vielleicht finden wir einen Namen oder ein Zeichen daran.“

„Gut bedacht, Knecht Elvers. Ho! Hip! Da steht es! Nun laßt uns sehen. Da scheint mir auf der Vorderseite etwas wie ein Schild entgegen zu leuchten. Nimm einen Grasbult, Elvers, und reibe den Schlamm ab. Gott im Himmel! Ist es denn möglich?“

„Was findet Er dort, Herr?“

„Claus Steffens. Brunsbüttel!“ las Marten Rowehr von dem Heckthor ab.

„Sollte man es glauben!“ sprach der Knecht vor sich hin. Es kam ihm nicht in den Sinn, daran zu denken, welche Gedanken bei diesem Namen in seinem Herrn lebendig wurden.

Marten Rowehr stand einen Augenblick unschlüssig. Er wußte nicht, was beginnen. Dann aber, von einem mächtigen Gedanken ergriffen, eilte er dem

Hause zu, das nach der Binnenseite zu völlig zusammen gestürzt war. Die nach dem Strom gekehrte Seite stand in den Wänden aufrecht und nur das Dach war von dem Sturm entführt worden. Weit ab lag es, an der Spitze des schwimmenden Landes.

Mit verhaltenem Athem betrat der Außendeicher, von seinem Begleiter gefolgt, den schwankenden Bau, der in allen seinen Fugen zitterte. Nirgends eine, Spur von Leben. Erst als sie sich überzeugt hatten daß hier Niemand ihrer Hülfe harrte, wandten sie sich dem besser erhaltenen Theile zu.

„Dort ist eine Thür, Herr!" sagte der Knecht. „Sie ist nur halb geschlossen und scheint in die Geschirrkammer zu führen. Will einen Blick hinein thun."

Er steckte den Kopf durch die Thür, zog ihn aber eben so schnell zurück und sagte mit verhaltenem Athem:

„Menschen!"

Sein Herz fing an bei diesem unerwarteten Schauspiel mächtig zu schlagen.

„Wo? Wo?" rief der Außendeicher und riß die Thür vollends auf.

Erstaunt blieb er bei dem Anblick stehen, der sich ihm darbot. Da saßen sie in halb liegender Stellung

die vier Schiffbrüchigen auf dem festen Lande in einer Reihe neben einander. Die Noth hatte sie gezwungen, diesen Gefahr drohenden Zufluchtsort zu suchen und als sie ihn gefunden hatten, waren sie, von Müdigkeit überwältigt, fest eingeschlafen. Der Sohn saß neben dem Vater und die ausgestreckte Hand deutete an, daß er ihn hatte stützen wollen, bevor der Schlaf ihn bewältigte. Carsten Stelln schien sich am längsten gehalten zu haben. Er hielt den Küster vom Krummendeich mit beiden Armen umschlungen, als wollte er ihn aus einer gefährlichen Lage reißen und hielt so fest, daß auch jetzt, im tiefen Schlafe, die Arme nicht schlaff herabsanken.

In dem Gemüth des Marten Rowehr ging eine merkwürdige Wandelung vor. Die Betrübniß wegen des furchtbaren Natur-Ereignisses, die stille Trauer um das Herzeleid seiner Tochter traten vor dieser Erscheinung in den Hintergrund. Mit einem Blicke übersah er das Ganze. Die Ursache wurde ihm klar; der Mund verzog sich zu einem schlauen Lächeln und vergnügt rieb er sich die Hände, als er mit lauter Stimme, die der Knecht durch die seinige verstärkte, ausrief:

„He! Hollah Ahoi! Alle Mann zu Deck!“

Jach fuhren die Schläfer vom Boden auf. Sie

wußten in diesem Augenblick wenig von sich selber und Claus Steffen, am meisten vom Traum und Schlaf befangen, die fremden Männer vor sich gewahrend, fuhr auf diese los und schrie:

„Was wollt Ihr in Brunsbüttel?“

Marten Rowehr lachte und rief in demselben Tone zurück:

„Was wollt Ihr in dem Freiburger Außendeich?“

Mit offenem Munde stand Claus Steffens da. Er wußte nicht, was zu antworten, zumal die jüngsten Ereignisse jetzt klar vor ihm standen. Marten Rowehr aber sagte:

„Verzeihe Er mir mein Lachen. Es war in Seiner Lage ungehörig und unbedacht. Wir finden nachher Zeit, Alles ausführlich zu besprechen; jetzt ist mein erstes Geschäft, für Euch Alle Sorge zu tragen. Hollah, Knecht Elvers! Eile uns voraus und sage der Annedore, daß wir Gäste bekommen, die hungrig und durstig sind und einer weichen Lagerstatt zum Ausruhn bedürfen.“

„Ich will laufen, als hätte ich zwei Springstöcke für einen!“ entgegnete dieser und machte sich auf den Weg.

Marten Rowehr näherte sich dem Küster, der noch vom Schlafe befangen war und sagte:

„Nun, Gevatter Josias Behn! Ist Er mit Seinen Entdeckungen am Ende? Mit welchem Schwunge wird Er eine Reise beschreiben, die mit einer Wasserfahrt auf dem Lande endet?“

Der Küster vom Krummendeich stotterte nur einige unverständliche Worte und sein Gevatter sprach:

„Die alten Zeiten werden wieder lebendig. Vordem fiel ein Rowehr in die Hände des Brunsbüttler Steffens; jetzt ist es umgekehrt und ich mache von meinem Strandrechte Gebrauch. Somit ergreife ich Besitz von meinem Eigenthume und nun vorwärts.“

Er bot dem Claus Steffens die Rechte, dem Hinnerk die Linke und ging mit ihnen seinem Hause zu. Herr Josias Behn und Carsten Stelln zogen hinter ihnen drein.

Am Abend waren Alle gestärkt und wohlauf. Hinnerk war äußerst beredt und Annedore fand ihre frühere Heiterkeit wieder. Auch Josias Behn rühmte sich seiner Entschlossenheit, womit er den Proviantkorb dem Verderben entriß und begann einen gelehrten Discurs mit dem Deichvoigt, der bald nach dem Ereignisse eingetroffen war, und werkthätige Hülfe leistete. Er stimmte dem Freunde in Allem bei und warf nur einen wehmüthigen Seitenblick auf Annedore und Hinnerk, der mehr als tausend Worte sagte. Nur

Claus Steffens war auffallend still. Er hatte sich noch immer nicht gesammelt und konnte sich in die neue Lage nicht hineinfinden.

Der Abendtisch war hergerichtet. Das hochschäumende Bier von Bederkesa gränzte freundnachbarlich mit dem Feuertrank von Oporto.

Marten Rowehr trat zu dem alten Herrn mit dem Glase in der Hand und sagte:

„Thue Er mir Bescheid, Herr Steffens, und dann höre Er mich an. Er weiß, daß einstmals ein Rowehr auf dem Grund und Boden Seines Ahnherrn Schiffbruch litt und welches Loos ihm geworden wäre, wenn nicht die Liebe ihn beschützt hätte. Er weiß, daß Er gesagt hat, bei Ihm wäre er so leichten Kaufes nicht davon gekommen. Nun, Herr Steffens, jetzt ist Er auf meinem Grund und Boden gestrandet und ich habe ihn zwischen meinen vier Wänden in der Gewalt. Was meint Er, daß ich mit Ihm thun werde?“

„Das Strandrecht ist aufgehoben und Er kann nichts gegen das Gesetz!“ rief Claus Steffens. „Aber es ist da Etwas in mir, das eine andere Sprache führt und zu mir sagt, der Herrgott hat sich dazwischen gelegt und Dir Deinen harten Eisenkopf gebrochen Ich habe mich vermessen, als ich Euch höhnte, indem

ich sagte, mit Haus und Hof müsse ich kommen, um für meinen Sohn auf Freiwerbung zu gehen, denn ich glaubte, dies könne nun und nimmer geschehen. Aber der Herrgott hat es doch wahr gemacht und ich stehe nun da, mit einer schwankenden Scholle an Seinen Außendeich geklebt, bis es der Fluth oder der Ebbe gefällt, mich weiter zu führen. Sein Urvater, Marten Rowehr, stand auf dem Steffenhofe als Höriger und eine Steffendirne gab ihm die Freiheit wieder. Nun stehe ich auf Seinem Grund und Boden, Marten Rowehr, und biete Ihm als Lösegeld meinen Sohn Hinnerk an. Nehme Er ihn für Seine Annedore als ihren hörigen Mann. Ich glaube, daß er die schmucke Dirne glücklich machen wird."

„Ja, bei Gott im Himmel, das gelobe ich hiermit in Seine Hand, Vater!" fiel Hinnerk Steffens lebhaft ein. „Herr Marten Rowehr, soll die Bitte meines Vaters in Erfüllung gehen?"

„Ihr habt Euch gefunden und fest an einander gehalten. Ich will nicht trennen, was Gott zusammen führte!" sagte Marten Rowehr und reichte dem künftigen Schwiegersohne die Hand.

„Dank! Dank!" rief Hinnerk Steffens und breitete die Arme aus, seine Braut zu umfangen; aber Herr Josias Behn trat dazwischen und sagte zu der Annedore:

„Als ich den Entschluß faßte, meine Reise anzutreten, gelobte ich, falls mir etwas in den Wurf käme, das einem so lieben Kinde angenehm sein könne, wolle ich es Dir mitbringen. Ich halte Wort, Annedore, und hier hast Du mein Geschenk. Du empfängst es aus treuer Hand."

Der Küster vom Krummendeich sah mit wohlgefälligem Lächeln auf die Liebenden, die sich innig umschlossen hielten und sagte dann zum Claus Steffen:

„Er wollte mich zum Schatzgräber haben. Ich will Ihm den Gefallen thun, ohne daß Er nöthig hat, einen Spaten anzusetzen. Nehme Er die Annedore als Kind in Seinem Herzen auf. Sie ist ein Schatz, kostbarer als Thaler und Edelsteine. Und nun laßt uns niedersetzen und ein Glas leeren auf das Strandrecht und sein glückliches Ende."

„Als ich den Entschluß faßte, meine Reise anzutreten, gelobte ich, falls mir etwas in den Wurf käme, was einem so lieben Kinde angenehm sein könnte, wenn ich es Dir mitbrächte. Ich halte Wort, Anne-Lore, und hier hast Du mein Geschenk. Du empfängst es aus treuer Hand.“

Der Müller vom Brunnenmacher sah mit wohlgefälligem Lächeln auf die Liebenden, die sich innig umschlungen hielten und sagte dann zum Claus Steffan:

„Er wollte mich zum Schwiegervater haben. Ich will Ihm den Gefallen thun, ohne daß Er nöthig hat, einen Sparren anzusetzen. Nehme Er die Anne-Lore als Braut in Seinem Herzen auf. Sie ist ein Schatz, kostbarer als Thaler und Edelsteine. Und nun laßt uns niedersitzen und ein Glas leeren auf das [illegible] und sein glückliches Ende.“

Die Deichschau.

Die Deichschau.

Hartes Leben in den Marschen der Niederelbe, sowohl diesseits des Stromes, als jenseits. Das Schaffen der Bewohner ist ein rastloses Ringen und Kämpfen mit den Elementen. Ihre stete Mahnerin ist der gewaltige Strom und die noch gewaltigere See; ihre nie endende Furcht der dichbewölkte Herbst- und Frühlingshimmel mit seinen Nordwestböen und Schneestürmen; ihre einzige Hoffnung, ihr Hort und Schutz ist der Deich.

Der Deich ist das A und das O, der Anfang und das Ende in der Marsch. Am Tage und in der Nacht wird er sorgsam gehütet und gepflegt. Der Deichgräf und die Deichgeschwornen sind die nie schlafenden Wächter, die eifernd über Alle herfahren, welche nicht ihre Pflicht thun, sobald die empörten Wogen an die Außenwände des Deiches pochen. Ueber Allen steht das Gesetz und dies Gesetz beginnt mit den Worten:

„Wer nicht will deichen,
Der muß weichen!"

Noch bis zu dieser Stunde ist das Gesetz hart und die Strafe folgt seiner Verletzung auf dem Fuße. Aber härter war es vordem und vor einem Gemälde aus jenen Tagen rollt der Vorhang in die Höhe.

Dort, wo der Deich von Brunsbüttel allmählich von dem Fahrwasser der Elbe zurücktritt und diese einen seeähnlichen Charakter annimmt, standen am frühen Morgen zwei Männer auf dem Kamm des Deiches am hannöverschen Ufer. Es war ein frischer Septembertag und ein durchsichtiger Nebel, der von der leichten Brise hin und her geschoben wurde, lagerte auf dem Spiegel des Stromes. Beide Männer hielten die Hand über die Augen und schauten unverwandt in die Ferne, bis der Jüngere abließ und kopfschüttelnd sagte:

„Wenn ich nicht gewiß und wahrhaftig wüßte, daß ich wach bin und auf meinen zwei Füßen stehe, wollte ich glauben, ich läge auf meinem Strohsack und träumte.“

„Vielleicht von wegen des Dinges da?“ fragte der Aeltere und deutete mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer.

„Da, wohin Du zeigst, liegt das Dänische und das gesundeste Auge sieht von hieraus nichts, als den

hohen Deich, der aus der Elbe ragt, die Spitze des Kirchthurms und die bunten Hausgiebel, die darüber hinwegragen. Und nun ...."

„Nun," fiel der Aeltere ein, „sind Deich, Kirche und Dachgiebel verschwunden und statt dessen ist eine wogende See entstanden, hinter welcher sich das schönste Land erhebt, was sich nur in Gedanken ein Mensch vorstellen kann."

„Du sagst es. Und im Wasser spiegelt es sich wieder."

„Warte nur! Es kommt noch besser. Da! Neues Feld, neue Häuser und eine Kirche, breit und hoch. Man sieht sie so deutlich, daß man glauben muß, die Glocken fangen an zu läuten und in allen Häusern springen die Thüren auf, damit Alt und Jung hinaustreten und in die Kirche gehen kann. Weit hinaus schaut man in das Land und es hat nimmer ein Ende."

„Woher kommt das?" fragte Jener, ohne das Auge von dem prächtigen Farbenspiele abzuwenden, und der Aeltere fuhr fort:

„Der Herr Pastor aus dem Groden, der neulich hier war, und den sie einen Gelehrten nennen, sagt, es sei dies oder das und käme da- und dorther; das

Ganze aber sei ein Spiel der Natur, oder so etwas dergleichen. Ich aber meine ...."

„Nun, was meinst Du?" fiel der Jüngere hastig ein, und sein Maat antwortete:

„Ich bin nur ein schlichter Kerl, der um Knechtslohn dient und von der Hand in den Mund lebt. Aber ich meine, wenn es der liebe Gott zuläßt, daß die hohen Deiche vor den Augen der Menschen verschwinden und die hinter denselben liegenden Höfe und Felder hoch in die Luft steigen, daß dies ebenso schlimm ist, als wenn die Sterne sich am Himmel zeigen, die als eine Strafruthe anzuschauen sind, was Krieg, Pestilenz und theuere Zeiten bedeutet."

„Du machst mich bange, Jan Giese."

„Ich will nichts gesagt haben, Borchard. Aber ich weiß, daß das Ding da — Nun ist es fort. Der Wind hat sich aufgemacht und es auseinander gejagt. Sage Dir, mein Junge, ich weiß, daß nach einem solchen Naturspiel, wie es der Pastor nennt, stets ein schweres Unglück in das Land gekommen ist, und wenn es nicht über Alle kam, traf es den Einzelnen desto härter. Gott schütze den Peter Bolt!"

„Wie kommst Du auf unsern Bauern?" fragte Borchard erschrocken.

Jan Giese antwortete unwirsch:

„Weiß ich es? Das kommt davon, wenn ein ehrbarer Großknecht sich mit solchem windigen Pferdejungen in einen Discurs einläßt. Wir sind hier, um nach dem Deich zu sehen und zu häufeln und zu stopfen, wie wir wissen und können. Peter Bolt ist ein braver Bauer, aber nicht aus dem Holze gehauen, woraus man die Marschleute macht. Sein Großvater kam aus der Geest hierher in's Land und die Deichstrecke, die zu seinem Gewesen gehört, ist zu groß, als daß er ... Warum glotzest Du mich so an? Der Bursche macht mich noch zum Schwätzer. — Wenn Peter Bolt kommt und sieht, daß hier Nichts gethan ist, fährt das Donnerwetter auf mich herab. Hierher mit einem großen Grasbulten! Die Maulwürfe haben rechtschaffen gewühlt."

Die beiden Leute gingen ihrer Arbeit nach und waren so eifrig damit beschäftigt, daß sie ihren Bauer nicht bemerkten, der an der Binnenseite des Deiches den Fußpfad entlang ging, ihnen einige Augenblicke zusah und dann langsam seinen Weg fortsetzte. Das Haupt war auf die Brust herabgesenkt und eine finstere Wolke beschattete seine Stirn.

„Es ist nicht möglich," sprach er vor sich hin. „Mit meinen Leuten schaffe ich es nicht und wenn ich Fremde kommen lasse, kostet es eine Summe, die ich

nicht aufbringen kann und wenn ich den letzten Weizen vom Boden tragen lasse. Der Deichgräf und seine Geschwornen sitzen in der Landesherberge beisammen und halten eine Berathung wegen der nächsten Deichschau. Nun, wir stehen Alle in Gottes Hand, aber wenn ich es erlebe, daß ich für das Land nicht mehr meine Schuldigkeit thun kann, wenn sie mir meinen Hof nehmen und ich mit meiner Tochter landflüchtig werden muß .... Das überlebe ich nicht. Dann lieber gleich in die Elbe hinein, damit es ein Ende wird mit Schrecken."

Er unterbrach seine Deichschau, für welche er ohnedies keine besondere Aufmerksamkeit hatte und kehrte nach seinem Hause zurück, wo seine Tochter Trina, die eine der schmuckſten Dirnen im ganzen Kirchspiel war und einen stets heitern und fröhlichen Sinn hatte, mitsammt den Mägden ein tüchtiges Tagewerk schaffte.

Da trat der Vater zu ihr auf die große Diele und bot ihr schweigend die Hand.

Sie sah in das bekümmerte Gesicht des alten Herrn, ließ sogleich Alles stehen und liegen, folgte ihm in die Dönse und sagte:

„Was ist Ihm, Vater?"

„Ich sah es sonst gern, wenn Du tüchtig im Hause und im Garten schafftest. Du glichest darin

Deiner seligen Mutter, die eine starke, resolute Frau war. Es steht einer jungen Dirne wohl an, wenn ihre Hände nicht müssig im Schooße liegen."

„Darum braucht Er doch nicht traurig auszusehen, Vater?"

„Ich trauere darüber, weil alle Mühe und Sorge vergebens ist und wir unser Eigenthum bald mit dem Rücken werden ansehen müssen."

„Was kommt Ihm in den Sinn, Vater? Er sieht ja so verstört aus, als sei Ihm das Deichgespenst am hellen Tage begegnet."

„Und der Deich ist es, der mich stürzen wird, Kind. Als mein Großvater in das Land kam und die Wittwe Bomann heirathete, gab es ein Aergerniß in der Gemeinde, weil ein Fremder sich in einen heimischen Hof setzte. Weil sie aber nichts thun konnten, es zu verhindern, suchten sie allerlei Schabernack hervor und bürdeten dem Bomannshofe bei der neuen Schätzung eine Deichlast auf, die er auf die Länge nicht tragen kann. Mein Vater ist darüber hingestorben, allein er sah den Anfang des Sinkens und prophezeite den Untergang. Jetzt ist es soweit."

„Verzage Er nicht, Vater. Es giebt noch allerlei Auswege. Wir müssen sie nur aufsuchen. Ich will Ihm treulich forschen und finden helfen. Ein ächtes

Marschenherz verzagt nicht, wenn auch schon der Kamm des Deiches im Schwanken begriffen ist. Gottes Hand ist stark, sagt Pastor Hollander. Sie hält die Wellen in Fesseln."

Peter Bolt lächelte wehmüthig und sagte, die Hand der Tochter in der seinigen haltend:

„Die Köpfe der Marschbauern sind von Eisen. Das Sprichwort trifft bei mir nicht zu. Ich stamme von einem Eingewanderten ab und es rollt noch fremdes Blut in diesen Adern. Wenn die Wege grundlos werden und die Moorleute schreiten auf ihren Stelzen quer über die Felder weg, um zur Kirche zu gehen, erschrecke ich vor diesen Riesengestalten, die mir in der Morgendämmerung entgegen treten. Und wenn im Herbst die dichten Nebel aus dem Boden aufsteigen, schüttelt mich das Marschfieber. Ich wohne wohl in der Marsch, Trina Bolt; aber ich bin nicht heimisch in ihr und darum stößt sie mich von sich. Der Deich, der Alle schützt und schirmt, ist mein Untergang."

„Dann helfe ich Ihm tragen und wehre den Feind ab, der Ihm an den Hals will!" sagte das Mädchen entschlossen. „Ich weiß, wo man die Hülfe suchen muß, und werde sie finden."

„Kennst Du das Wort, das an der Spitze der Deichordnung steht, Kind?

Wer nicht will deichen,
Der muß weichen!

Ich kann es nicht.“

„Er soll es können, Vater. Er soll! Ich mache Ihm das. Meine Mutter war eine Kreuzeggerin und die Kreuzeggers haben stets durchgesetzt, was sie durchsetzen wollten. Vertraue Er mir, Vater.“

„Ich ehre Deinen Willen, Kind.“

„Dem Willen soll die That folgen,“ sagte Trina Bolt zuversichtlich. „Ich brauche dem Marx Nagel nur ein Wort zu sagen, Vater. Er ist so gut und brav ...“

„Wer?“

Das Mädchen wurde bei dieser Frage blutroth und stockte. Der Vater wiederholte das Wort.

„Weshalb sage ich es denn nicht frei heraus? Er muß es ja doch ein Mal erfahren. Warum wird Er so bleich, Vater, und zittert am ganzen Leibe? Er erschreckt mich.“

„Weiter, Trina Bolt! Weiter! befahl der Alte mit gepreßter Stimme.

Und die Dirne fuhr mit etwas unsicherem Tone fort:

„Ich meine den Marx Nagel vom Nagelshofe, der alle Morgen hier vorbeireitet. Wenn ich Sonntags zur Kirche gehe, steht er an der Kirchenthür und sagt zu mir: „Guten Morgen, Jungfer Bolt!“ Und wenn ich nach Hause gehe, steht er wieder da und sieht mich an und grüßt so freundlich, als ein Mensch nur grüßen kann. Und als vor vier Wochen der Tanz in der Landesherberge war, wozu die Dragoner aus Neuhaus aufspielten, haben wir drei Mal hinter einander zusammen getanzt. Und jedes Mal warf er einen Kassendrittel auf den Musikantentisch, damit sie es recht gut machen sollten. Und als der letzte Tanz aus war, sagte er, daß er mir gut sei und mich heirathen wolle — und nun weiß Er Alles, Vater.“

„Du hast Dich mit dem Marx Nagel versprochen?“ fragte der Vater mit einem tiefen Athemzuge.

„Ja, Vater, offen und ehrlich. Er hat mich gefragt und ich habe Ja gesagt und lügen können wir Beide nicht. Der Marx Nagel wird Sein Schwiegersohn und von dem Sohne kann der Vater schon eine Hülfe annehmen. Wenn der Marx zu seinem Vater geht und ihm offen und ehrlich sagt, wie die Sachen stehen, thut dieser den Beutel weit auf und Er kann den Deich so fest und stark machen, daß die Elbe ihn

nicht unterkriegt, sie mag daran rütteln, so lange sie will."

Peter Bolt schwieg einige Augenblicke, dann nahm er die Hand der Tochter und sagte:

„Es ist gut, Kind. Ich danke Dir, daß Du offen gewesen bist und mir Alles gesagt hast. Hoffentlich finde ich einen Ausweg, um uns zu retten. Aber auf eine Hülfe von dem Nagelshofe her rechne nicht; das ist vergeblich. Und nun lasse mich allein. Es geht mir Vielerlei durch den Kopf, was ich in Ruhe überlegen muß. Wenn ich mit mir im Reinen bin, sprechen wir weiter. Geh', Trina Bolt, und sieh nach Deinen Mägden. Ich bedarf der Ruhe."

Die Tochter ging, nicht ohne sich nochmals nach dem Vater umzusehen. Sie konnte ihn nicht verstehen. Ein trüber Gedanke bemächtigte sich ihrer; aber nicht auf lange. Ihr fröhlicher, gesunder Sinn verscheuchte ihn, ehe er sich festnisten konnte. Es war wieder Sonnenschein überall."

Aber der alte Herr Peter Bolt blieb lange in der weiten Dönse allein. „Auf eine Hülfe vom Nagelshofe her rechne nicht!" sagte er und er hatte ein Recht dazu, es zu sagen. Es war ein dunkles

Blatt aus vergangenen Tagen, worauf es geschrieben stand.

Und dieses ist das Blatt:

Unweit von dem Kirchhofe, mitten im Dorfe, stand ein Baum, der seiner Seltenheit wegen in der ganzen Hadeler Marsch berühmt war, denn vom Freiburgischen an bis nach Altenbruch herunter war kein zweiter zu finden. Nach allen Seiten hin breitete er seine Zweige aus und im Frühjahr, wenn die Birnen- und Aepfelbäume Blüthen ansetzten, sah er aus, als sei er von oben bis unten mit hellen, weißen Lichtern besteckt: ein Weihnachtsbaum unter dem blauen Frühlingshimmel.

Und dieser Baum beschattete ein einfaches Haus, das gehörte dem Krüger Jakob Kreuzegger, der hier eine Schankwirthschaft hielt. Das Haus stand gut in Nahrung, absonderlich an Sonntagen. Alle Männer, junge und alte, beweibte oder unbeweibte, von ferne und von nahebei, die zur Kirche gingen, hielten erst ihre Einkehr bei dem Jakob Kreuzegger, um einen stärkenden Tropfen zu nehmen und ein gutes Wort mit den Befreundeten zu wechseln. Und wenn der Gottesdienst aus war, kehrten sie zum zweiten Male ein, um sich zum Abschiede die Hand zu schütteln und

sich auf künftigen Sonntag wieder zu bestellen. In der Zwischenzeit hatte der Knecht des Krügers vollauf zu thun, um alle Pferde und Cariolen, die seiner Obhut anvertraut waren, in Reihe und Glied zu halten.

Es war von Alters her so üblich, in diesem Kruge den Frühtrunk zu halten vor und nach dem Gottesdienst, und was der Marschbauer sich einmal angewöhnte, davon läßt er nicht, bevor nicht Deiche und Dämme brechen. Aber zu dieser Zeit kamen die jungen Männer auch an den Wochentagen, mehr als ihnen dienlich, nicht sowohl um des stärkenden Trunkes, als um der schönen Schenkin willen; denn des Krügers Tochter, die Elsbeth Kreuzegger, war das schönste Mädchen weit und breit. Sie hatte der Liebhaber gar viele und durfte nur die Hand ausstrecken, so hing an jedem Finger ein Freier.

Es waren nicht blos die Söhne der sogenannten kleinen Leute, die sich um die schöne Elsbeth bewarben. Auch die jungen Herrenleute machten sich viel mit ihr zu schaffen und ließen sich keine Mühe verdrießen, die Gunst der schönen Dirne zu erwerben; allein die Elsbeth war klug und hielt Alle in einer angemessenen Entfernung.

Nur ihrer Zwei waren in der Gemeinde, die

ließen nicht ab mit ihren Bewerbungen. Das waren die jungen Hofbesitzer Carsten Nagel und Peter Bolt. Der Erstere war der bei weitem Reichste und Angesehenste. Sein Hof war der größte, sein Boden der schwerste und sechs Pferde vor dem Pfluge waren nöthig, die Furchen tief und breit auseinander zu legen. Dabei war der junge Bauer fest und hart wie Eisen. Was er wollte, das that er, es mochte biegen, oder brechen. Der Peter Bolt war freundlich und stiller. Er ließ auch Andere gelten, und wenn ihm ein gutes Wort gesagt wurde, hörte er darauf und richtete sich darnach, wenn es irgend möglich war. Er war von dem Großvater her ein halber Fremder und galt den alten erbgesessenen Bauern mit ihren Wappenschildern und Schriftzeichen nicht für vollbürtig.

Diese Beiden warben eifrig um die Gunst der schönen Elsbeth. Sie bewachten sich mit eifersüchtigen Blicken und kaum war der Eine auf dem Wege zur Schenke, als auch der Andere von der entgegengesetzten Seite herkam.

Da trat eines Morgens der Carsten Nagel an den Peter Bolt heran und sagte:

„Wir spielen Beide ein Spiel, das nur Einer von uns gewinnen kann. Ich lasse nicht ab und wenn ich darüber zu Grunde gehen soll.“

„Ich auch nicht.“

„Du kannst es nicht so lange aushalten, als ich,“ fuhr Carsten Nagel fort. „Du bist, wie der Pastor in der Kinderlehre sagte, ein Stück Wachs. Wenn man mit dem Finger darauf drückt, bleibt eine Vertiefung zurück. Du kannst nachgeben, ich nicht; darum lasse mir die Vorhand.“

„Davon sprich nicht! Ich thue es in Ewigkeit nicht!“ entgegnete Peter Bolt.

Der Zurückgewiesene biß sich auf die Lippen und die Stirnader schwoll ihm an. Aber er bezwang den aufsteigenden Zorn und sagte, indem er seinen Nebenbuhler vertraulich unterfaßte und einige Schritte mit ihm ging:

„Ich weiß, wie es mit Dir steht, Peter Bolt. Du bist mit Deinem Kram nicht im Klaren. Kann sein, daß es nicht Deine Schuld ist; aber es ist doch einmal so und ich bin bereit, Dir eine helfende Hand zu leihen.“

„Helfe mir schon selbst.“

„Das kannst Du nicht. Schon vom Vater her steckt der Boltenhof darin und es lastet eine Hypothekenschuld darauf. Du wirst noch eine zweite Schuld machen müssen und Dein Weizen wandert zur Deckung der Zinsen in die Stadt zum Advocaten. Diese Last

will ich Dir abnehmen. Es soll Alles gut werden und der Boltenhof zu Ansehen kommen. Aber laß mir bei der Elsbeth die Vorhand."

„Du willst mir meine Liebe abkaufen," sagte Peter Bolt aufwallend. „Du willst mir Geld geben und ich soll dafür das Herz aus der Brust reißen und Dir unter Deine Füße werfen, damit Du es zertrittst! Du weißt nicht, was Du sprichst. Laß mich los und gehe Deine Straße. Ich kann Dir Deinen Willen nicht thun."

„Dann ...." rief Carsten Nagel und erhob drohend die Faust.

Die brennenden Augen fest auf den Gegner geheftet, stand er da, zum Angriff bereit. Ein Wink, eine Bewegung seines Nebenbuhlers und ein blutiger Kampf wäre entbrannt.

„Du oder ich!" stammelte der Wüthende.

„So meine ich es!" entgegnete Peter Bolt rasch. „Aber wir brauchen das nicht, wie betrunkene Knechte, mit Fäusten abzumachen. Gehen wir ehrlich und offen zu Werke und halten bei dem Vater um die Tochter an. Wem von uns das Jawort zufällt, dem soll sein Glück vergönnt sein und der Andere muß weichen. Soll das gelten?"

Peter Bolt glaubte zu wissen, daß er einen solchen Vorschlag ohne Gefahr thun könne. Seinem Nebenbuhler aber kam es nicht in den Sinn, daß ein Freier von dem Nagelshofe zurück gewiesen werden könne, wenn er bei einem Manne anklopfte, dessen Tochter er zu freien begehre. Mit beiden Händen würde ein Jeder zugreifen, und wenn die Dirne sich weigere, werde der Vater sie zwingen.

„Es gilt!“ sagte Carsten Nagel. „Wir brauchen uns die Hand nicht zu geben. Und jetzt gleich gehen wir zum Jakob Kreuzegger.“

„Verwundert kam der Krugwirth den jungen Männern entgegen, die ihn zu einer so ungewohnten Tageszeit besuchten. Er zog die Kappe und fragte, womit er dienen könne, indem er unwillkürlich eine Schwenkung nach dem Schenktisch machte.

Carsten Nagel vertrat ihm den Weg und sagte:

„Es ist nicht das. Wir haben ernstere Dinge vor. Er sieht hier ein paar junge Männer, die nach einer und derselben Dirne auf die Freite gehen, und Einer will dem Andern nicht weichen. Da haben wir ausgemacht, zu dem Vater der Dirne zu gehen und die Sache in seine Hand zu legen. Er ist der Vater, Jakob Kreuzegger, und die Elsbeth ist die Dirne, um

die wir freien. Sage Er nun gerade heraus, wen von uns Beiden Er zum Schwiegersohn haben will."

„Ihr lieben Herren," antwortete der Krüger nach einer Pause. „Es mag einen Mann meines Standes überraschen, wenn ihm von solcher Seite her zwei Anträge auf ein Mal gemacht werden. Weil aber die Sache zu ernst ist, als daß ich fürchten müßte, Ihr triebet einen Spaß mit mir, nehme ich sie auch ernstlich und will Euch meine Meinung ehrlich heraussagen."

„Das thue Er, Mann!" sagte Carsten Nagel. „Und so kurz, als Er nur immer kann. Ich muß mich mit Dem da auseinander setzen."

„So kurz, als ich es für gut halte!" entgegnete der Krüger, und von der unterwürfigen Stellung, die er seinen reichen Gästen gegenüber anzunehmen pflegte, war in diesem Augenblicke keine Spur zu bemerken. „Euer Antrag ist aller Ehren werth und danke ich dafür nach Gebühr. Aber ehe ich mich darüber entscheide, ist noch Jemand da, dem ich in dieser Angelegenheit das Wort gönnen muß."

„Und wer wäre das?" fragte Carsten Nagel verwundert.

„Meine Tochter, die Elsbeth!" sagte der Krüger gelassen. „Sie soll mit Einem von Euch leben. Ich nicht."

„Seit wann ist es Sitte in der Marsch, daß die Tochter gefragt wird, wenn der Vater sie verheirathen will?“ rief Carsten Nagel, während Peter Bolt sich still verhielt und geduldig mit dem Rücken gegen die Wand lehnte.

„Bei den Herrenleuten ist es Brauch, die Kinder nach dem Gutdünken der Aeltern zu verheirathen, weil das Geld zum Gelde wandern muß und alles Andere Nebensache ist. Bei uns kleinen Leuten ist diese Rücksicht nicht vorhanden. Weil wir unsern Töchtern nicht zweitausend Pistolen mitgeben können, müssen wir auf eine andere Weise für sie sorgen, damit ihr Leben ein glückliches werde. Nichts für ungut, Ihr Herren; ich hole die Elsbeth.“

Der Krüger entfernte sich. Carsten Nagel ging ungeduldig auf und ab und maß seinen Nebenbuhler mit herausfordernden Blicken. Dieser ließ sich dadurch nicht um seinen Gleichmuth bringen. Als aber der Vater mit seiner Tochter zurückkam, ging er diesem unwillkührlich einen Schritt entgegen und die Elsbeth wurde bei seinem Anblick über und über roth.

„Elsbeth!“ sagte der Krüger. „Hier sind zwei junge Männer, reiche Herrenleute, angesehen im ganzen Karspel. Beide sind Dir bekannt, denn sie gehen bei uns Jahr und Tag aus und ein. Beide haben

bei mir um Deine Hand angehalten und begehren Dich zum Weibe. Ich will nicht mein Wort geben, ehe ich nicht hörte, wie Du in dieser Sache denkst. Damit aber diese Männer nicht glauben, ich thäte Etwas hinter ihrem Rücken, frage ich Dich in ihrer Gegenwart, ob Du für Einen von Diesen Dich entscheiden magst."

Es verging einige Zeit, bevor Elsbeth Worte fand, die als Antwort zu des Vaters Frage paßten. Während dessen war es so still, daß man eine Fliege summen hörte. Endlich sagte sie mit leiser Stimme:

„Ich danke Euch für die Ehre, welche Ihr mir erwiesen habt, liebe Herren, aber ich bin jetzt nicht im Stande, Euch eine Antwort darauf zu geben. Verstattet mir, mich zu bedenken und am nächsten Sonntage mein Herz vor Gott auszuschütten. Wenn das geschehen ist, will ich auf Euern ehrlichen Antrag eben so ehrlich antworten."

Mit diesen Worten ging die Elsbeth hinaus. Ihre Wangen glühten und ihre Augen standen voll Thränen. Sie ging in ihre Kammer und ward den Tag über nicht unter den Leuten gesehen.

Der Vater blieb bei den Freiern zurück und sagte:

„Ich lasse meiner Tochter freie Hand und will

weder ab-, noch zureden; auch Euch ehrliche Antwort sagen. Von Euch Beiden aber fordere ich die Erfüllung eines Versprechens, das Ihr mir in dieser Stunde geben sollt. Ich muß darauf bestehen, da ich es nicht zu meinem Besten, vielmehr zu dem Eurigen fordere. Wollt Ihr es thun?"

„Was ist es?" fragte Carsten Nagel mißtrauisch. Peter Bolt aber sagte rasch:

„Ich verspreche es mit Hand und Mund."

„Ohne Vorbehalt!" sagte der Krüger. „Gebt mir Euere Hand. Beide!"

Sie thaten es; der Eine zögernd, der Andere rasch und unbedenklich.

„Ich halte Euere Hände und gilt mir dieser Handschlag an Eidesstatt. Ihr gelobt mit demselben, daß, wie meiner Elsbeth Wahl auch ausfallen möge, der Verschmähte dem Andern nicht auffässig sein soll; sondern daß er sein Schicksal gelassen ertrage und suche, wie er vergesse, was nicht zu ändern ist. Dies soll ihm zu Gute kommen zeitlich und ewig; das Gegentheil aber zu seinem eigenen Nachtheil ausschlagen. Es soll ihn treffen, was er Andern Böses zudachte."

Als der Jakob Kreuzegger diese Worte gesprochen hatte, ließ er die Hände der jungen Männer fahren. Diese entfernten sich, ohne einander anzusehen, oder

gar ein Wort zu gönnen, und als sie draußen waren, schlugen sie verschiedene Wege ein

Als am nächsten Sonntag Morgen die Kirchenglocken läuteten, war Elsbeth Kreuzegger Eine der Ersten, die im Geleite des Vaters das Gotteshaus betrat.

In der Abenddämmerung ging Jakob Kreuzegger, der Krüger, nach dem Nagelshofe und erklärte dem stolzen Vollbauer unerschrocken, daß seine Tochter für die ihr erwiesene Ehre danke, dieselbe aber nicht annehmen könne, da sie ihr Herz schon an einen Andern vergeben habe. Er möge ihr den Kummer verzeihen, den sie ihm dadurch bereite; sie könne aber nicht anders, so ihr Gott gnädig sein möge."

Wie ein erstarrender Gifttropfen fiel jedes einzelne dieser Worte in das siedende Blut des Vollbauern. Krampfhaft ballten sich die Finger in einander, bis das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Das Gesicht war bleich, wie der Kalk an der Wand, und die Augen traten aus ihren Höhlen.

„Und auf wen ist ihre Wahl gefallen?" stieß er endlich hervor.

Er wußte es nach dieser Absage schon, allein er wollte es von dem Vater selbst hören. Dieser sagte, daß seine Tochter sich für den jungen Peter Bolt

entschieden habe. Er möge sich wie ein Christ in Geduld fassen und das Glück seines armen Kindes nicht durch eine Feindschaft kränken, welche sie schwer betrüben müsse.

„Ich aber," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „erinnere Euch an den Eid, den Ihr in meine Hände an dem Tage niederlegtet, da Ihr um meine Tochter anhieltet. Gott hält die Hand fest, die einen Eid schwört, und wird den Bruch desselben rächen."

Nach diesen Worten verließ der Krüger den Hof des Vollbauern. Als er vor die Thür hinaustrat, vernahm er ein schneidendes Gelächter, das hinter ihm her klang und Mark und Bein erschütterte. Der Jakob Kreuzegger hat dies Lachen bis zu seinem Todestage nicht vergessen können.

Das ist das Blatt aus vergangenen Tagen, dessen Schrift allmählich zu erlöschen beginnt.

Die Trina hatte den Vater vorhin verlassen, unruhiger, als sie sich selbst gestehen wollte. Sie trat in die Milchkammer, wo die Mägde mit dem Abrahmen und dem Buttern beschäftigt waren, und griff so herzhaft zu, daß die alte Brümmer, die vom Großvater her auf dem Boltenhofe diente, verwundert die Hände zusammenschlug und ausrief:

„Wenn Du von einer Andern, als von mir, das Buttern gelernt hättest, Trina, wollte ich mich nicht wundern, daß Du es so verkehrt angreifst . . . .“

Aber schnell sich besinnend, daß es unschicklich sei, die Tochter des Hauses vor den Mägden zu tadeln, setzte sie schnell hinzu:

„Ich weiß aber, weshalb Du es thust.“

„Und warum?“ fragte Trina verlegen, indem sie von der Arbeit abließ.

„Weil Du die Annedore damit aufziehen wolltest, die alle Arbeit bei dem verkehrten Ende anfaßt,“ antwortete die alte Magd, welche die junge Herrin auf ihren Armen trug und von Kindesbeinen an hütete. „Aber das ist eine vergebliche Arbeit, denn aus der Annedore wird nie eine rechtschaffene Milchmagd werden. Komm' mit mir, Trina. Wir wollen einmal nach dem Leinen sehen, das auf der Bleiche ausgespannt liegt. Es ist, dünkt mich, weiß genug und wir können es dort wegnehmen.“

„Sie zog das junge Mädchen mit sich fort und als Beide draußen waren, sagte sie warnend:

„Kind! Kind! Was fällt Dir ein, unter die Dirnen zu treten, wenn Deine Backen glühen und die Augen funkeln, daß man kaum hinein schauen kann. Was hat es in der Dönse gegeben? Ist der Vater

endlich hinter die saubere Geschichte gekommen? Ich habe genug gewarnt und wasche meine Hände. Du hast nicht auf mich gehört und mir befohlen, daß ich schweigen soll. Ich habe es gethan, weil ich die Magd bin und Du bist die Herrin; allein recht war es nicht und die Schelte, die ich von dem Alten kriege, wenn er dahinter kommt, sind verdient und ich muß sie geduldig hinnehmen. Aber nun habe ich es satt. Der junge Bursche soll Dir nicht wieder zu nahe kommen und wenn er noch so schön bittet. Darum habe ich ihm auch heute früh gesagt, daß er sich nicht unterstehen solle, nach der Bleiche zu gehen, denn wir hätten dort alle Hände voll zu thun und Du wolltest nichts von ihm wissen."

Trina konnte bei diesen Worten einen Freudenruf nicht unterdrücken. Sie schlang ihren Arm um den Nacken der Magd und sagte leise:

„Dir danke ich das wieder. Ja, Du weißt es, wie ich mich nach einem Worte von ihm sehne. Und wenn Du erst wüßtest, welche Ursache ich gerade heute habe, mit ihm zu sprechen. Ach, Du alte, treue Seele, ist er denn auch ganz gewiß dort? Von diesem Gespräch mit ihm hängt so Vieles ab."

„Geh' nur langsam vorauf, Trina. Ich will die Gießkanne bringen, denn das Leinen muß erst noch

einmal tüchtig angefeuchtet werden, bevor es eingebracht werden kann."

Sie kehrte nach dem Hofe zurück und sagte im Weiterschreiten vor sich hin:

„Ich weiß, was ihr das Herz abstößt. Der Alte hat es nicht länger bei sich behalten können, was ihn quält. Das Glück ist von dem Hofe gewichen, seitdem die selige Frau die Augen schloß. Hier ist auch nichts mehr zu hoffen. Nun soll eine fremde Hand das thun, was die eigene nicht vermag. Und was für eine Hand! Der Thaler, den der Carsten Nagel an den Boltenhof wegwirft, brennt wie Feuer in der Hand dessen, der ihn anfaßt. Ich sehe kein friedliches Ende und der alte Mann wird den Spaten in die Hand nehmen und ihn vor dem Heckthor in die Erde stoßen müssen. Es wird ein Tag sein, den eine fromme Christin nicht ohne Heulen und Zähnklappen kommen sieht. Lange Jahre vergingen, seitdem es in den Hadeler Marschen Spatenland gab, und der gute Gott wolle es in Gnaden von uns abwehren."

Mit diesem Stoßseufzer trat die Altmagd in das Haus und kehrte in die Milchkammer zurück. Die Trina hatte das Bleichfeld erreicht und den Geliebten gefunden, dem sie ihr Herz ausschüttete und der sie mit guten Worten zu trösten suchte.

„Weine nur nicht mehr, Herzenskind. Ich will Alles thun, was ich Dir versprochen habe. Mein Vater ist ein strenger Mann und ich werde einen harten Stand haben; allein ich habe guten Muth und setze durch, was ich will. Bist Du nun ruhig?“

„Ich will es sein, Marx Nagel,“ sagte die Dirne, ihre Thränen trocknend. „Deine Worte haben mir neuen Muth gegeben. Rette Du meinen Vater vom Sturze und mein ganzes Leben will ich dazu verwenden, es Dir zu vergelten. Dank! Dank für Alles. Und wenn es Dir nicht gelingen will . . . .“

„Quäle Dich nicht mit solchen Gedanken!“ bat der junge Bauer.

„Ich will nur sagen,“ fuhr sie fort, „was geschieht, wenn es Dir nicht gelingt. Wenn Dein Vater Deine Bitte nicht erfüllt; wenn unser Hof verloren geht und wir einander nicht bekommen, will ich Dir doch stets treu bleiben und kein anderer Mann soll mein Jawort erhalten und mit mir an den Altar treten. Das gelobe ich Dir und auf mein Wort kannst Du bauen.“

Die Beiden trennten sich und Marx Nagel schritt dem väterlichen Hofe zu, entschlossen, sogleich Hand an's Werk zu legen und nicht abzulassen, bis er seinen Zweck erreicht hätte.

Dort auf dem Nagelshofe herrschte ein strenges Regiment. Der Herr desselben machte nur wenige Worte, aber jedes war ein eiserner Befehl. Er lachte nie, schaute stets finster darein und hatte unter allen Gemeindeherren nicht Einen, zu dem er in einem vertraulichen Verhältnisse stand. Diese Abgeschlossenheit schrieb sich von dem Tage her, da er einen Eid in die Hände des Krügers schwur, es der Elsbeth und ihrem Manne nie nachzutragen, daß sie Jenem den Vorzug vor ihm gab. Ein Jahr später hatte er sich mit der Tochter eines Vollbauern verheirathet, weil er in der großen Wirthschaft nicht ohne Frau sein konnte. Aber es war eine frostige, freudenlose Ehe, in der es nur einen Sonntag gab, und das war der, an welchem der Sohn geboren wurde, der bestimmt war, das Vater- und Muttererbe zu einem einzigen zu vereinigen und der reichste Mann in der ganzen Gemeinde zu werden.

Der Herr dieses Gehöftes trat aus dem Hause in der Begleitung eines Mannes, der mit einem breiten, freundlichen Gesicht in die Welt hinein lachte und dessen halb städtische, halb ländliche Kleidung einen eigenthümlichen Anblick gewährte. Es war dies Herr Matthias Heinsohn, der wohlbekannte Kornhändler zu

Wischhafen, weit auf und ab in den Marschen in gutem Leumund stehend bei Alt und Jung.

„Wir machen also heute kein Geschäft?“ fragte er, indem er den breitränderigen Strohhut auf den Kopf stülpte.

„Nein!“ antwortete der Bauer kurzab.

„Thut mir leid. Sein Weizen ist gut und ich könnte die vier oder fünf Last, die noch auf Seinem Boden liegen, gut brauchen. Lasse Er sich bereden.“

„Sein Gebot ist zu geringe.“

„Ich zahle den höchsten Preis. Kein ehrlicher Mann kann mehr geben, wenn er bestehen will.“

„Und ich will mehr haben. Ich will, weil ich muß. Es giebt bald Spatenland zu kaufen.“

„Spatenland?“ fragte Matthias Heinsohn und das breite Gesicht legte sich in ernste Falten. „Es munkelt hier herum von allerlei seltsamen Dingen, woran ich nicht glauben mag. Die Leute bringen Seinen Namen auch mit hinein, Carsten Nagel. Ist es denn wahr?“

„Mein Tag kommt!“ sagte der Bauer. „Ich habe lange darauf gewartet.“

„Die Deichschau wird gehalten, und wenn auch das alte Deichrecht nicht mehr gilt, wornach der Bauer, der seinen Deich vernachlässigt, lebendig in denselben

eingedeicht wird, ist das Gesetz immer noch strenge genug und kostet Haus und Hof und Heimath. Er ist aber ein Christ . . ."

„Getauft und eingesegnet!" unterbrach ihn Carsten Nagel spöttisch. „Denkt Er, daß ich ein heimlicher Jude bin, weil ich meinen Weizen nicht für einen Spottpreis hergeben will, sondern ihn behalte, bis ich mehr bekommen kann. Und ich bekomme mehr; darauf kann Er sich verlassen."

„Ja, Er bekommt mehr. Aber nicht von ordentlichen, rechtschaffenen Händlern, sondern von den falschen, betrügerischen," sagte Matthias Heinsohn bestimmt. „Höre Er, Carsten Nagel! Es fängt an, in Marschlanden unsicher zu werden. Nicht, daß dort Räuber und Diebe hauseten. Gegen diese giebt es Schloß und Riegel und allenfalls Fäuste und Dreschflegel. Ich meine die Diebe im Halbwagen, welche die Taschen voll Gold haben und bereit sind, es in die Hände Derjenigen zu legen, die sich darum bewerben. Sie kaufen die Erndten nicht blos auf dem Halm; sie kaufen für mehrere Jahre ein bestimmtes Quantum im Voraus und wenn . . . ."

„Spreche Er sich nicht außer Athem!" sagte Carsten Nagel, dem Eifernden das Wort abschneidend. „Er ist verdrießlich, daß Er hier im Orte die Herr-

schaft nicht mehr allein haben soll und daß Einer in dieselbe Spur lenkt, die Er für sich allein gepachtet hatte. Habe ich Ihm zehn Jahre lang meinen Weizen zu wohlfeil verkauft, ist das kein Grund, es auch noch im elften zu thun. Ein Geschäft ist hier für Ihn nicht zu machen und zu einem Discurs über Seine Concurrenten, oder wie Er sie sonst nennt, habe ich weder Zeit, noch Lust."

„Er weiset mir den Weg!" sagte Matthias Heinsohn auffahrend. „Nicht nöthig, Herr; weiß ihn von selbst zu finden. Mein gutes Wort hat Er verschmäht; ich bedauere die Zeit, die ich damit verlor, es zu sprechen. Mich sieht Er nicht wieder. Auf einen Hof, wo Johannes Hansen und Seinesgleichen verkehren, setze ich keinen Fuß mehr. „Nehme Er sich in Acht, Carsten Nagel. Er sieht zuviel in die Luft. Beuge Er fein den Kopf, damit Er die Schlinge gewahrt, welche man Ihm vor die Füße legt."

Herr Matthias Heinsohn ging, ohne sich nach dem ungastlichen Wirthe umzusehen, der in seiner herrischen Weise fortfuhr, auf dem Hofe zu regieren, und sich kaum stören ließ, als ein hagerer Mann in sorgfältiger Kleidung aus der Cariole stieg, die er am Heckthor halten ließ, und einen guten Tag bot.

„Wer ist da?“ fragte er barsch und, den Mann näher ansehend, sagte er:

„Er ist es, Johannes Hansen? Schon wieder von Freiburg zurück? Er hat sich nicht viel Zeit zum Ausruhen genommen.“

„Das darf man auch nicht, wenn man seine Kunden redlich bedienen will. Ich mache es mir zum festen Grundsatz . . . .“

„Wischi! Waschi! Ich will von Seinen Grundsätzen nichts wissen, sondern von den Geschäften, die Er für mich abmachte. Wie weit ist Er damit?“

„Alles ist in der Ordnung,“ sagte Johannes Hansen schnell. „Die verlangte Summe steht jeden Augenblick zu Diensten und ein Drittel derselben habe ich in vollwichtigen Pistolen mitgebracht. Der Advocat hat eine Schrift aufgesetzt . . .“

„Nur keine Hypotheken!“ rief der Bauer laut. „Keine Verpfändung von Grund und Boden. Ein Bauernhof muß frei sein, sonst hört er auf, ein Herrengut zu heißen. Was auf meinem Acker wächst, verkaufe ich, wenn es Einer haben will, auf zehn Jahre voraus, aber der Acker selbst bleibt mein ungetheiltes Eigenthum.“

„Nicht mehr als billig,“ sagte der Unterhändler.

„Beliebt es, den Inhalt der Schrift anzuhören und das Geld in Empfang zu nehmen?“

„Komme Er mit in das Haus. Wir wollen es kurz machen. Wenn ich dies eine Mal mit Ihm zufrieden bin, hat Er meine Kundschaft für immer.“

Beide gingen durch die breite Hofthür in das Haus. Schon nach einer halben Stunde erschien Johannes Hansen wieder, bestieg seine Cariole und fuhr mit einem vergnügten Gesichte davon.

Carsten Nagel gab ihm nicht das Geleite. Er zählte das empfangene Geld zum zweiten Male durch, musterte den baaren Vorrath, den er in der Truhe hatte, und verschloß diese sorgsam.

„Nun ist er mein! Ich halte ihn mit beiden Händen und will ihn nicht wieder loslassen, bis er den letzten Athemzug that. An Schimpf und Schande soll er sterben und vor Schaam vergehen, wenn Jung und Alt mit Fingern auf ihn zeigt. Endlich kommt der Tag, der mir vergelten soll, was ich ertragen mußte. Endlich wird die Rechnung geschlossen und die Schuld beigetrieben. Sieh Dich vor, Peter Bolt; ich werde nicht zu kurz kommen.“

Der Bauer ging mit großen Schritten auf und ab, schwelgend im Vorgefühl der Rache, die er zu nehmen im Begriff stand, als der Sohn eintrat und

durch seinen Gruß den Gedankengang des Bauern unterbrach.

„Was willst Du?“ fragte er, kurz abweisend.

„Ich habe etwas Wichtiges mit Ihm zu besprechen, Vater, und wollte Ihn bitten, mich anzuhören.“

„Was soll es geben?“

„Es steht der Gemeinde ein großes Unglück bevor, Vater. Und weil es mich jammert, daß ein redlicher Mann zu schanden werden soll, möchte ich ihm beispringen.“

„Das wird den Kerl auf die Beine bringen, Sohn Marx. Du hast starke Arme.“

„Spotte Er meiner nicht, Vater. Ich habe wenig mehr, als den guten Willen. Aber Er hat die Macht und darum wende ich mich an Ihn. Stehe Er mir bei, so ist es in einem Augenblick gethan.“

„Offen heraus mit der Sprache! Was soll es geben? Von wem ist die Rede?“

„Von dem Peter Bolt ...“

Carsten Nagel sah seinen Sohn mit einem Blicke an, als ob er ihn durchbohren wollte; allein über seine Lippen ging keine Silbe. Marx achtete in seinem Eifer nicht auf die Veränderung, die in dem Gesicht des Vaters vorging, und fuhr eifrig fort:

„Der Tag der Deichschau kommt heran. Die

Deichstrecke, die zu dem Boltenhofe gehört, ist so schadhaft, daß sie nicht in dem Zustande bleiben kann. Er selbst vermag nichts und sieht sich angstvoll nach einer helfenden Hand um."

Der Zorn flammte aus den Blicken des Bollbauern und drohte loszubrechen. Marx näherte sich dem Vater und fuhr fort:

„Vorhin war der Matthias Heinsohn hier und gewiß hat er diesem den Weizen verkauft, den wir noch auf dem Boden haben. Die Summe, die Er dafür erhielt, ist groß genug, um der Noth auf dem Boltenhofe ein Ende zu machen. Gebe Er mir das Geld. Ich will für die Wiederbezahlung einstehen. Ich will . . ."

Aber ein eisiges Gelächter, das durch Mark und Bein drang, machte den jungen Mann verstummen. Er blickte zu dem Vater auf und erschrak vor dem Aussehen desselben.

„Was ist Ihm, Vater?" fragte er nach einer Pause mit zagender Stimme. „Was verändert Ihn so entsetzlich?"

Ein mächtiger Kampf tobte in der Brust des Bauern. Was er Jahre lang ersehnte und erstrebte, sollte sich erfüllen. In einigen Tagen sollte der Schlag fallen, der einen Mann niederwarf, den er als seinen Tod-

feind haßte und gegen den er keine Hand erheben durfte, wegen des Eides, der ihn fesselte. Und nun kam in der entscheidenden Stunde der Sohn, um ihm die Waffe zu entwinden, mit welcher der tödtliche Schlag geschehen sollte. Er kam mit dem Verlangen, den Vater zum barmherzigen Samariter zu machen, der die Hand nach dem Manne ausstreckte, den er vor sich am Boden liegen sah. Es ging über seine Kräfte. Er konnte es nicht hinunter würgen und nur ein krampfhaftes Schluchzen gab Kunde von dem Kampfe, der in seiner Brust tobte.

Mit leisem Zittern hatte der Sohn den Vater betrachtet. Er bemerkte jede Veränderung, die mit demselben vorging. Aber erst, als es in dem Innern des Bauern hell zu werden schien, als eine flammende Röthe das bisher bleiche Gesicht überzog, als er mit leuchtenden Augen den Sohn suchte und mit eiserner Hand dessen Arm ergriff, zuckte Marx zusammen und die bleiche Furcht trat an seine Seite.

So gewaltig die Erschütterung gewesen war, die den Vollbauern außer sich brachte, eben so schnell ging sie vorüber und die eisige Kälte, die sein eigenster Charakter war, trat in aller ihrer Schroffheit hervor. Ihm war es klar geworden, was in dem Herzen des

Sohnes vorging, und woher der Eifer stammte, dem Versinkenden eine helfende Hand zu leihen. Er schüttelte den Arm des Sohnes, den er noch immer festhielt, und fragte:

„Was für einen Grund hast Du, einem Manne, der Dich nichts angeht, mit meinem Gelde beizuspringen? Keine Ausflüchte! Klar und kurz. Ich will die Wahrheit wissen."

„Vater! Die Leute sagen, Er und Peter Bolt hätten ihr Lebelang in Unfrieden gelebt und Er sähe es gern, wenn der Mann, den Er haßt, in das Elend gehen müsse. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Leute sagen; ich weiß nur, daß Er mit dem Manne nie verkehrt und ihm aus dem Wege geht. Aber ich kann nicht von meinem Vater glauben, daß er nicht nur seine Hülfe einem Menschen verweigert, dem leicht zu helfen ist, sondern daß er den Sturz desselben auch noch beschleunigen will. Und darum, Vater, trat ich an Ihn heran und bat Ihn um Seinen Beistand."

„Sohn Marx, Du lügst!" unterbrach ihn der Vater mit der gewohnten Strenge. „Nicht um meinen guten Leumund zu retten, bist Du zu mir gekommen, sondern weil auf dem Boltenhofe eine Dirne mit einem glatten Gesicht ist, in die Du Dich vergafft hast."

Marx schwieg bestürzt. Mit einem Griff zog der Vater ein Geheimniß an das Licht, welches Jener so sorgsam bewahrt glaubte. Er wagte es nicht, den Vater anzusehen, der die Stirn in immer dichtere Falten zog, und sagte:

„Antworte mir, ob es so ist.“

Ein kaum hörbares „Ja!“ trat über die Lippen des jungen Mannes.

„Du hast mich gefragt und ich will Dir aus freien Stücken eine Antwort geben,“ sprach der Bauer. „Deine Bitte schlage ich rundweg ab. Weshalb es geschieht, behalte ich für mich, denn ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig und somit ist diese Angelegenheit ein für alle Mal zu Ende. Dir aber befehle ich, daß Du Dir die Liebschaft mit der Tochter von dem Boltenhofe aus dem Sinne schlägst. Du sollst dort nicht auf die Freite gehen; ich will es nicht haben. Thust Du es dennoch und folgst Deinem eigenen Kopf, antworte ich mit Fluch und Enterbung. Nun kennst Du meinen Willen und kannst gehen.“

Der starke junge Mann wurde von diesen harten Worten des Vaters so niedergeschmettert, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte und mit zitternden Knieen die Dönse verließ.

Einer der letzten schönen Tage des Spätherbstes war angebrochen. Kein Sturm fegte die gelben und rothen Blätter von den Bäumen und die abströmende Elbe floß im raschen Fluge längs den Deichen hin. An den Abhängen und auf dem Kamm derselben grasete das Vieh, auf und abwärts kletternd, die letzten Halme begierig abrupfend. Einige übermüthige Buben, die zu Hütern des Viehs bestellt waren, rotteten sich zusammen. Sie bekümmerten sich wenig um die Thiere, trieben ihre Possen und lugten fleißig nach allen Seiten, ob nicht Einer des Weges käme, dem sie das Heck öffnen könnten.

Die Deiche der Marschen werden von den Hofbesitzern unterhalten. Dafür haben diese auch die Nutznießung und das Recht der Hutung ruht bei ihnen. Damit das Vieh nicht wild durcheinander laufe, ist über den ganzen Deich von außen nach innen ein Zaun von Flechtwerk aufgerichtet. Auf dem Kamm aber befindet sich ein Schlagbaum, oder ein Heckthor, damit Fußgänger und Reiter nicht behindert werden.

Nach solchen Fußgängern und Reitern spähen die Jungen und sobald sie einen gewahren, eilen sie dem nächsten Schlagbaum zu. Bereitwillig machen sie die Straße frei und halten die offene Hand hin. Wer aber den Wegezoll nicht erlegt, der mit dieser Geberde

stillschweigend gefordert wird, der erfährt bald, daß die Unmündigen in der Marsch mit einem gesegneten Mundwerk begabt sind, das nicht so leicht zu stopfen ist.

„Da kommt Einer! Da kommt Einer!“ rief es in dem Haufen und alle Augen richteten sich nach der Stelle, die der Rufende bezeichnete.

Ein junger Mann, in der kleidsamen Tracht eines Studenten, die Mütze seitwärts auf die dunklen Locken gedrückt, kam fröhlich singend daher. Die Buben lauschten dem Gesange. Sie stießen sich untereinander an und kicherten mitsammen, denn der Marschfriese singt nicht und wenn er seine Freude auf eine ungewöhnliche Weise kund geben will, thut er es mit einem lauten Juchhe! oder Hurrah!

Immer näher kam der heitere Sänger. Die Buben waren auf ihren Posten und als der Student den Schlagbaum fast erreicht hatte, wurde dieser weggeschoben und die offene Hand des Vordersten der Buben streckte sich ihm entgegen.

„Was soll das?“ fragte der junge Mann unwillig, weil er in seiner Träumerei gestört ward. „Betteln? Solche gesunde, kräftige Knaben? Schämt Ihr Euch nicht? Macht Platz! Ich gebe nichts.“

Verdutzt zogen sich die Knaben zurück. Es war

ihnen lange nicht begegnet, daß ihnen ein Vorübergehender den Wegezoll verweigert hatte. Aber noch nicht lange war der junge Mann an ihnen vorüber, als sich ein unwilliges Murren erhob und einzelne Scheltworte hinter ihm drein flogen. Sie waren das unbedeutende Vorspiel zu einer großen Staatsaction.

Der Student achtete nicht darauf. Er schritt rüstig weiter, unbekümmert darum, daß mehrere der Knaben ihm von ferne folgten. Rechts und links schauend, verschlang er das seltene Doppel-Schauspiel, das sich Jedem darbietet, der auf dem Kamm der breiten Elbdeiche einherschreitet. Dort nach Außen hin der Strom. Eine weite, seeähnliche Wasserfläche, bedeckt mit großen und kleinen Schiffen, die ihre Bahnen ziehn. Darüber weg der blaue Himmel und zwischen beiden die flatternden Möven, oder ein verstürmter Adler, der auf seinen Schwingen majestätisch dahin gleitet. Hier, nach Innen, eine reiche, mit allem Gottessegen geschmückte Landschaft, voll blühender Dörfer und stattlicher Gehöfte, woselbst ein kräftiger, derber Menschenschlag hauset, der das Leben zu genießen versteht und es mit schwerer Arbeit und heiterer Lust ausfüllt.

Plötzlich stand er still. Zwischen dem Deiche und dem nächsten Acker befand sich ein weiter Raum, der im Sonnenlicht funkelte, das glitzernd darüber hinflog.

„Das ist eine Brake!“ rief er aus. „Das heitere Nachspiel einer schauerlichen Tragödie. Es ist die erste in meinem Leben, die ich sehe. Die muß ich ganz in der Nähe beschauen.“

Er betrat einen Fußpfad, der schräge abwärts führte, und stand bald darauf an dem Rande eines Beckens, das mit klarem Wasser gefüllt war. Die Augen der Marsch nennt ein Dichter diese Braken, die nichts sind, als die sichtbaren Ueberreste eines Deichbruchs. Als die wilde Sturmfluth durch die selbst gelegte Breche sich die Bahn brach, grub sie sich dieses Bett und als der Deich durch Menschenkräfte wieder geschlossen ward, blieb diese Brake zurück, als ein Denkmal jenes Ereignisses.

Die Zeit hat sie zu kleinen Binnenseen umgeformt. An den Ufern wächst dichtes Rohr; rothe und weiße Wasserblumen tauchen aus der Tiefe und wiegen sich auf der klaren Welle. In dem Schilfe nistet das Wasserhuhn und muntere Fischlein tauchen auf und unter. Bunte Schmetterlinge schwirren mit den Käfern um die Wette und ruhen auf den Zweigen der Weide, die sich melancholisch dem Spiegel des See's zuneigt.

„Wie herrlich das ist!“ rief der junge Mann unwillkührlich aus. „Das ist ein Anblick, den ich sobald nicht vergesse. Wie freue ich mich, daß ich

meinen Entschluß ausführte und hierher kam, bevor ich nach Göttingen ging. Nun habe ich noch einmal das Meer gesehen und die prächtige Elbe und dieses Stillleben, inmitten der reichsten, üppigsten Fülle. Ich werde es nicht vergessen, aber ich will nicht von dieser Stätte scheiden, ohne ein sichtbares Andenken mitzunehmen."

Er trat an die nächste Weide, von welcher er einen Zweig abbrach und dazu sagte:

„Diese wenigen Blätter wirst Du mir gönnen, mich damit zu schmücken. Ich will sie treu bewahren und Deiner dabei gedenken, wenn ich weit von hier im Binnenlande weile."

Kaum aber hielt er den Zweig in der Hand und steckte ihn an die Mütze, als die Knaben, die ihm nachschlichen, ein gellendes Geschrei erhoben und ihn von allen Seiten einschlossen. Ueberrascht schaute er sie an und rief unwillig:

„Seid Ihr von Sinnen? Was tobt und lärmt Ihr? Geht mir aus dem Wege."

„Er hat den Baum beschädigt! Er hat den Baum beschädigt!" rief Einer.

„Er muß zum Deichgräf!" rief ein Anderer. „Der Deichgräf wird über ihn sprechen."

„In das Dorf hinein! In das Dorf!" schrieen die Uebrigen. „Hängt Euch an ihn, daß er nicht

wegläuft. Er soll es büßen, daß er die Bäume plündert, die den Deich beschirmen sollen."

Die Knaben hatten ihn so dicht eingeschlossen, daß er nicht im Stande war, sich ihrer zu erwehren. Halb unwillig, halb lachend gab er den Drängern nach und wandte sich dem Dorfe zu, woselbst er ohnehin eine kurze Rast halten wollte.

„Ich will voraufgehen," sagte einer der Knaben. „Allen Leuten will ich es sagen, die mir entgegen kommen und vor Allem dem Kirchspielsboten mit dem großen Stock und der Fangschnur um den Leib. Der soll den Kerl wohl halten, der uns armen Jungen keinen Pfennig gönnt und obenein die Bäume am Wege schimpfirt."

„Ja! Ja!" schrieen die Andern dem Forteilenden nach. „Hole den Kirchspielsboten. Bis dieser kommt, halten wir den Gefangenen fest und er soll uns nicht entkommen."

Der Student hatte noch einen vergeblichen Versuch gemacht, sich der Gewalt der Knaben zu entziehen, und schritt nun langsam weiter, dem Dorfe zu. Es kam eine plötzliche Angst über ihn, er wußte nicht woher? Eine schwere Last bedrückte seine Brust und sein Herz begann bang zu schlagen.

Einer der Knaben war merklich hinter den andern

zurückgeblieben. Es war Derjenige, der dem jungen Wanderer die Hand hinhielt und statt eines Pfennigs einen leichten Schlag auf dieselbe bekam. Ein rachsüchtiger Sinn wohnte in diesem Knaben und, höhnisch dem Fortschreitenden nachschauend, sagte er:

„Er wollte die Hand nicht aufthun; nun soll er sie ganz und gar hergeben. Aber für die paar Blätter, die er mitgenommen hat, thun sie ihm nichts. Es muß ein anderes Ansehen haben mit dem Baum, sonst hat es keinen Schick."

Mit diesen Worten eilte der Knabe zurück nach der Stelle, wo an der stillen Brake die Weide stand. Er riß von derselben alle Zweige ab, die er irgend erreichen konnte, und streute sie auf den Boden. Einen Theil der Borke, welche sich von dem Stamme zu trennen begann, löste er vollends ab und riß ein gesundes Stück mit fort; dann eilte er dem regellosen Haufen nach, den er wieder erreichte, bevor dieser die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte.

Unterdessen hatte der dem Zuge voraneilende Knabe den Kirchspielsboten, in dessen Händen die Polizeigewalt ruhte, aufgefunden und keuchend kam dieser herbei.

„Ist Er der Taugenichts, der Deiche und Dämme ruinirt?" herrschte er den jungen Mann an, der ihm mit erzwungener Ruhe antwortete:

„Ich habe weder Deiche, noch Dämme ruinirt und werde mich zu verantworten wissen, vor dem, dem es zukommt, ein Verhör mit mir anzustellen.“

„Das thut der Deichgräf!“ war die Antwort. „Er will nicht Deiche und Dämme ruinirt und nicht die Hand an die Bäume gelegt haben und trägt noch einen Wald auf dem Kopf? Heda, Jungens! Ist es wahr, daß dieser Kerl muthwillig die Bäume beschädigt hat?“

„Ja! Ja!“ brüllten diese. „Wir haben es selbst gesehen.“

„So komme Er mit auf den Schauplatz seiner Unthaten, damit ich sehe, wie groß das Unglück ist, welches Er anrichtete. Widerspreche Er der Obrigkeit nicht und denke Er nicht, mir zu entkommen.“

Die Knaben waren von dem Gefangenen zurückgetreten, dem der Kirchspielsbote hart zur Seite ging. Als sie den Platz an der Weide erreichten, deren Zweige weit umher zerstreut lagen, und der Student staunend das Unerwartete sah, rief der Kirchspielsbote, indem er seinen Gefangenen fest bei der Schulter faßte:

„Er ist dem Deichgesetz verfallen. Weiß Er, wie es lautet? Die Hand, welche den Baum schädigt,

welcher den Deich schützt, wird von dem Büttel abgehauen."

Der junge Mann stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Der Kirchspielsbote sah ihn an und sagte:

„Glaube wohl, daß es Ihm an Herz und Nieren greift. Warum hat Er es nicht vorher bedacht? Nun ist es zu spät. Heute Abend weiß Er, woran Er ist. Und nun Marsch in's Loch, wo ich ihn vorerst unterbringen will."

Der Kirchspielsbote eilte zu dem Deichgräfen, allein dieser war nicht zu sprechen. Er hielt eine Berathung mit den Deichgeschwornen, die ihm von der Gemeinde beigegeben worden, und ordnete die Deichschau für den nächsten Tag an. Zu einer solchen Zeit aber durfte man dem strengen Herrn, der zugleich einer der angesehensten Hofbesitzer war, nicht den Weg vertreten, sondern mußte geduldig warten, bis dieser selbst kundgab, daß er bereit sei, zu hören, zu richten und zu schlichten.

Mit dem Anbruch des neuen Morgens erschien der Deichgräf zu Pferde. Ihm zur Seite ritt ein Wasserbaukundiger, den die Regierung sandte. Die Deichgeschwornen folgten. Mit scharfen Blicken wurden alle Deichstrecken gemustert und genau nachgeforscht,

ob auch die deichpflichtigen Hofleute ihre Schuldigkeit thaten und während des Sommers alle vorhandenen Schäden ausbesserten, oder nicht. Mehrere Stunden dauerte dieser Ritt, dann aber begaben sie sich nach der Landesherberge und nahmen ihren Platz an der langen Tafel in der Gerichtsstube. Ein genaues Protocoll wurde aufgenommen und den Betheiligten, die eigends dazu berufen worden, laut vorgelesen.

Der Deichgräf las mit lauter Stimme und langsam, Satz für Satz. Diejenigen, welche gnädig davon gekommen waren, reckten und streckten sich, und sahen sich, beide Hände in den Taschen, nach allen Seiten um. Diejenigen, welche mit leichten Ordnungsstrafen wegkamen, machten ein verdrießliches Gesicht, indem sie die Brüche, zu welcher sie verurtheilt waren, auf den Tisch zählten. Sie hätten gern das Doppelte gezahlt, wenn sie nicht nöthig gehabt hätten, das spöttische Lächeln der Nachbarn ansehen und dazu schweigen zu müssen.

Nun aber rief der Deichgräf den Namen Peter Bolt. Als dieser vortrat, legte der Erstere sein Gesicht in ernste Falten und sprach:

„Peter Bolt, ich muß Ihn schelten vor der ganzen Gemeinde, daß Er Seine Pflicht gegen dieselbe schlecht erfüllte. Kein Deich ohne Land, kein Land ohne Deich,

sagt das Gesetz und Er hat es übertreten, indem Er nicht dafür sorgte, daß Seine Deichstrecke dem Ganzen Schutz und Sicherheit gewährt. Darum ist Er zu der höchsten Brüche verurtheilt und hat hier an Eidesstatt zu geloben, daß Er binnen heute und acht Tagen den Schaden vollständig heben will, bei der Strafe, die das Gesetz ausspricht und die unnachsichtlich für den Fall der Nichterfüllung vollstreckt werden soll. Achte Er darauf, Peter Bolt, und lasse Er sich von mir noch besonders warnen. Lege Er die Hand auf das Herz und gedenke Er des Spruchs:

„Wer nicht will deichen,
Der muß weichen.“

Der Deichgräf winkte ihm mit der Hand, abzutreten, und sagte dann:

„Wir haben nun unser Werk gethan, lieben Herren. Laßt es Euch gefallen, daß ich Euch den Dank der Gemeinde für Euere Mühe ausspreche, und folgt mir dann zum Gotteshause, wo wir uns im Gebet vereinigen und Gott bitten wollen, daß er uns fernerhin schirme und bewahre und Seine mächtige Hand über unsern Deich halte.“

Willig folgten Alle diesem Gebote. Als sie auf die Straße hinaus traten, erklang von dem Kirchthurm ein feierliches Geläut. Ein großer Theil der Ge-

meinde folgte den Herren der Deichschau zum Gottesdienste.

Als aber der Pastor am Altar den Segen gesprochen hatte und die Andächtigen mit einer väterlichen Ermahnung entließ, begab sich der Zug nach der Landesherberge zurück, wo ein stattliches Gastmahl hergerichtet war, dessen Kosten aus der eingegangenen Brüche bestritten wurden. Da ward mancher rechtschaffene Trunk gethan; manches Sprüchlein und mancher Reimvers hergesagt, der als ein alter Bekannter mit allgemeinem Juchhei begrüßt wurde, das sich verdreifachte, wenn gegen den Schluß des Mahles hin der Herr Deichgräf sich erhob und mit lauter Stimme sagte:

„Gottes Hand auf Damm und Deichen,
Siehlen, Bollwerk und dergleichen,
Dazu unser Land und Gut
Und ein ehrlich Marschenblut!“

Denn dieser Spruch galt für Alle und für den Einzelnen insbesondere, und Jeder hielt es für seine Schuldigkeit, ohne den Andern Etwas zu vergeben, sich selbst leben zu lassen und Glück zu wünschen, soviel er dessen bedürftig. Dann aber löste sich die Tafelrunde auf und Alle gingen heim, in so guter Ordnung, als nur irgend möglich.

Zwei Herzen gab es am andern Morgen in der

Gemeinde, die waren schwer bedrückt. Das eine schlug in der Brust des Peter Bolt, der öffentlich vor den Leuten gescholten ward wegen grober Fahrlässigkeit und nur mit Mühe die ihm widerfahrene Schmach vor seiner Tochter verbergen konnte. Seufzend erhob er sich von seinem Lager, auf welchem er sich ruhelos umhergeworfen, und zog mit seinen Leuten dem Deiche zu, um Hand an ein Werk zu legen, das zu vollenden er nimmer hoffen durfte.

Unterwegs gesellte sich einer der Deichgeschwornen zu ihm, der bisher gute Freundschaft mit ihm hielt, und sagte:

„Habe guten Muth und denke daran, daß die Hülfe am nächsten, wenn die Noth am größten ist, und daß manche Arbeit, die mit Thränen des Jammers beginnt, mit Freudenthränen beschlossen wird."

Mit solchen Trostsprüchen suchte er den Freund aufzurichten, bis sie an die bezeichnete Stelle kamen; dann aber hieß er Jedermann aufmerken und sagte mit entblößtem Haupte:

„Ihr geht an eine ernste Arbeit und solche wird nicht durch ein leichtfertiges Wesen gefördert. Alles Ernstes ermahne ich Euch und rufe Euch in das Gedächtniß zurück, daß ich, als ein dem Deiche zuge-

schworner Mann, berufen bin, darauf zu halten, daß bei der Deicharbeit, als wobei man sonderlich auf die gerechte und schwer strafende Hand Gottes zurück zu sehen hat, nicht geflucht, nicht lüderlich geschworen und keine gotteslästerlichen und ärgerlichen Reden geführt werden; und wenn es dennoch geschieht, sind schwere Strafen zu verhängen und die Uebelthäter zur Verantwortung zu ziehen. Ich habe es gesagt, Ihr achtet Euch darnach. Amen!"

„Amen!" wiederholten die Männer und gingen schweigend an ihr Werk.

Der Zweite, der in dem Kirchspiel eine schlimme Nacht verbrachte und den ersten Schimmer des neuen Tages mit einem Seufzer begrüßte, war der Student, der seine Mütze mit einem grünen Zweige schmückte und dafür in den Kerker geworfen und mit schwerer Strafe bedroht ward.

Dieser Kerker befand sich in dem Kellergeschoß der Landesherberge und der Wirth dieses Hauses hatte zugleich die Pflicht, die Gefangenen auf Gemeindekosten mit dem Nothdürftigsten zu versehen. Selbst stieg er indessen die steile Treppe nicht hinab, sondern dies Geschäft versah eine alte Frau, welche als Dienstmagd zum Hause gehörte und halb aus Gnaden beibehalten ward, denn sie konnte nur noch Weniges verrichten.

Es war ein altes, überaus schweigsames Mütterchen, das nur auf Augenblicke lebendig wurde, wenn man sie an ihren Sohn erinnerte, der vor vielen Jahren in die Fremde ging und wahrscheinlich irgendwo verunglückte, denn er hatte niemals Etwas von sich hören lassen.

Diese alte Frau stieg langsam die Treppe hinunter mit einem Stücke Brod und einem Kruge Wasser in den Händen. Als sie in das blasse Gesicht des jungen Mannes sah, der auf dem Strohhaufen saß und von dem durch das Gitter fallenden Sonnenstrahl beleuchtet ward, begann sie zu weinen und sagte so laut, daß Jener es hören konnte:

„Gott und Vater! Das ist gerade ein so junges Blut, als mein Hans war, da er in die Fremde ging, von welcher er noch immer nicht heim gekehrt ist.“

„Dann gebe Euch Gott, daß es ihm nicht geht, wie mir und er als ein unschuldig Blut im Kerker sitzt, eines Verbrechens angeklagt, das er nimmer beging,“ entgegnete der Student.

Da kam Leben in die alte Frau. Sie sprach vom Herzen herunter, was darauf lastete. Ihre Augen glänzten; ihr Gesicht erhielt Farbe und sie schien jung zu werden in der Erinnerung an ihren Sohn. Dann aber sprach sie zu sich selbst:

„Ich weiß nicht, ob der arme Bursche da etwas Sträfliches gethan hat, oder ob er unschuldig ist, wie er mir betheuert. Aber wenn ich ihm Barmherzigkeit erweise, kommt es vielleicht meinem Fleisch und Blut zu gute und Gott läßt mich die Freude erleben, daß ich ihn gesund und fröhlich wiedersehe. Gehabe Dich wohl, Du armes Bürschchen, und wenn ich Etwas thue, was vor den Menschen strafbar ist, geschieht es um dessetwillen, der mir an's Herz gewachsen ist und nicht daraus weichen wird, so lange noch ein Bluts-tropfen darin ist."

Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte er auf die alte Frau, die langsam die Treppe hinauf stieg und sich nicht weiter nach ihm umsah. Er erhob sich von seinem Sitze, folgte ihr Schritt um Schritt, Stufe um Stufe, bis er in der Mitte der Treppe mit verhaltenem Athem stehen blieb.

Jetzt verschwand sie durch den Rahmen der Thür. Er streckte unwillkührlich den Arm aus, als wollte er das Schließen derselben hindern. Aber es bedurfte keines hemmenden Armes, denn die Thür blieb offen und das helle Licht des Tages fiel durch dieselbe in den Kerker.

„Dank! Dank!" rief der junge Mann. „Gott

sei dem Mütterchen gnädig und barmherzig für die Hülfe, welche sie mir bringt."

Mit einem Satze war er oben und sprang mitten in den leuchtenden Tag hinein. Er that einen tiefen Athemzug und fuhr mit der Hand über die Augen; dann aber flog er die Straße entlang, die sich vor ihm ausdehnte und das Gebell des mit der Kette rasselnden Hofhundes scholl hinter ihm her.

Um diese Zeit war es, als der Kirchspielsbote sich der Landesherberge näherte. Er war bei dem Deichgräf gewesen, um über das Ereigniß des vergangenen Tages zu berichten, und hatte den Befehl empfangen, den Gefangenen zu holen und die Herren Geschwornen einzuladen, dem Verhöre beizuwohnen.

Dem letzteren Befehl hatte er genügt und kam nun mit seinem Gehülfen, um den Gefangenen aus dem Gewahrsam zu holen. Er hörte das laute Gebell des Hundes und fragte den ihn begleitenden Mann, ob er vielleicht wisse, welcher Teufel schon so frühe sein Wesen vor der Thür der Landesherberge treibe, daß der Hund schier aus der Haut fahren wolle?

Indessen trabten Beide um die Ecke und sahen nun den Wirth, der mit der alten Frau zankte, welche die Kellerthür aufgelassen habe. Da schoß dem Kirchspielsboten das Blut in das Gesicht; es ahnte ihm

nichts Gutes. Schnell sprang er die Treppe hinab, aber noch schneller war er wieder oben und rief:

„Der Spitzbube ist fort! Der Deichfrevler ist entsprungen! Aber er kann noch nicht weit sein! Hülfe! Herbei! Herbei! Ihm nach!“

Wie ein Pfeil flog dieser Mahnruf durch die Straßen des Dorfes. Der Wirth löste den Hund von der Kette und dieser sprang laut bellend voran.

„Dem folgt! Dem folgt!“ rief der Wirth. „Er hilft Euch die Spur finden.“

Der Haufen schwoll an. Junge Bursche und Knaben, die auf das Feld, oder nach dem Deiche wollten, schlossen sich den Uebrigen an und fort ging es, an den einzelnen Höfen vorüber und durch alle Seitengänge, Einer hierhin, der Andere dorthin, so daß an kein Entrinnen zu denken war, welche Richtung der Fliehende auch einschlug.

Das letzte Haus der eigentlichen Dorfstraße lag hinter ihnen und der Kirchspielsbote, der Allen voran war, schrie laut auf:

„Da ist er! Er läuft nach dem Deiche. Entweder muß er darüber hinweg in die Elbe hinein, oder er ist unser. Frisch, Leute! Ihr da, macht einen Bogen nach links, Ihr Andern einen Bogen nach rechts und ich laufe mit dem Hunde gerade aus, dann

kann er uns nicht entrinnen, er mag es anfangen, wie er will."

Mit dem Aufwande aller seiner Kräfte war der junge Mann bis in die Nähe des Deiches gekommen. Der Athem stockte. Er blieb stehen und sah mit laut schlagendem Herzen um sich her. Es schwamm ihm vor den Augen; Er vermochte nichts zu unterscheiden. Aber das „Halloh!" und das „Juchhei!" der verfolgenden Meute schlug an sein Ohr und mit dem Ausrufe: „So sei mir Gott gnädig und lasse mich zur Stelle sterben, aber nicht diesen Wüthrichen in die Hände fallen!" schwankte er keuchend noch einige Schritte vorwärts und sank dann zu Boden, von mitleidigen Armen aufgefangen.

Es waren die Arme Peter Bolt's, die ihn hielten. Der Bauer scharwerkte mit den Seinigen am Deiche und hatte den jungen Mann kommen sehen, dem die Verfolger nahe auf den Fersen waren. Er schaute den halb Leblosen mitleidig an und sagte:

„Das ist noch ein junges Blut mit einem frommen Gesicht. Der hat nichts Böses gethan und ich glaube, es ist kein Verbrechen, ihn durchzubringen. Kann ich mir auch selbst nicht helfen, bin ich vielleicht stark genug, einem Bedrängten beizustehen, und das soll geschehen. Hollah, junger Bursch! Schlage die Augen

auf! Stehe aufrecht, junger Mann, es geht an's Leben! Hanjochen, gieb ihm Deinen Spaten in die Hand! Schnell! Schnell! Um Christi willen, sonst ist es zu spät."

Der Knecht verstand seinen Herrn und vollzog dessen Gebot. Er hielt den Schwankenden mit der Linken aufrecht, reichte ihm mit der Rechten den Spaten und flüsterte ihm zu:

„Frisch damit in die Erde hinein und stecht aus und ein, so schnell Ihr könnt. Es gilt Euer Leben!"

Kaum war es geschehen, als der Kirchspielsbote herankam und athemlos keuchte:

„Halt da!"

„Wem gebietet Er Halt?" fragte Peter Bolt vortretend.

„Ihm und Seinen Knechten. Den jungen Taugenichts gebt mir heraus. Er ist mir entsprungen und ich will ihn wieder einbringen. Das Gericht, das über ihn sprechen soll, ist schon versammelt."

Er streckte die Hand nach dem Flüchtling aus, um ihn zu greifen; allein die Knechte drängten sich dazwischen und warteten auf einen Wink ihres Herrn.

„Wage Er es nicht!" rief Peter Bolt mit fester Stimme. „Ich verbiete es Ihm, Seine Hand nach

diesem Manne auszustrecken. Dieser Fleck Erde ist eine Freistatt und wehe Dem, der sie verletzt."

„Ich werde dem jungen Taugenichts zeigen, wo die Freistatt ist, die ihm gebührt, und Ketten und Banden sollen mir dafür haften, daß er nicht wieder entspringt."

„Zurück!" rief der Bauer und schwang seinen Spaten, bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. „Der Deich ist das Heiligthum der Marsch und schützt das Haupt Desjenigen, der daran arbeitet. Der Mörder und der Brandstifter sind unantastbar, so lange sie mit ihren Händen am Deiche schaffen. Seht zu, was Euer Schicksal ist, wenn Ihr das Gesetz verhöhnt."

Alle wichen zurück.

Der Kirchspielsbote knirschte mit den Zähnen ob seiner Ohnmacht und sagte dann:

„Es ist gut. Ich will mich fügen. Aber entgehen soll mir der Bursche nicht Meine Augen halte ich offen und wenn der Spaten ihm aus der Hand fällt, ist er mein."

Die Meisten entfernten sich hierhin und dorthin mit lautem Toben und wüstem Geschrei. Der Kirchspielsbote aber und Zwei der Seinigen gingen einer Gruppe von Weidenbäumen zu, welche am Wege

stand. Sie lagerten sich im Grase und ließen ihr Opfer nicht aus den Augen.

„Der junge Mensch kann nicht weiter, Herr!“ sagte nach einiger Zeit Jan Giese, der Großknecht, zu dem Bauer. „Legt er die Hände in den Schooß und wirft sich in das Gras, kommt der Kerl, der dort hinter den Weiden steckt, und kapert ihn uns weg. Will ihn über den Deich bringen, nach der Elbseite zu, dort kann er ungesehen nach Herzenslust ausschlafen.“

„Thue das, Jan Giese! Der Bursche sieht zu ehrlich aus, er kann nichts Böses gethan haben. Will nachher ein Wort mit ihm reden. Jetzt bedrücken mich andere Sorgen. Gieb ihm auch Speise und Trank und habe ein wachsames Auge auf den Kirchspielsboten. Er soll mir diesen Platz nicht schimpfiren, auf welchen ich jetzt noch Herr bin.“

„Ja, Herr. Und wenn es eine Gerechtigkeit giebt, muß Er es auch bleiben. Jetzt will ich Seinen Befehl ausrichten.“

Der junge Flüchtling wurde von den Arbeitern, die von unten auf bis zu dem Kamm des Deiches eine ununterbrochene Kette bildeten, in die Mitte genommen. Er wanderte von einer Hand zur andern und die stämmigen Burschen wußten sich so geschickt dabei zu

benehmen, daß die Häscher in ihrem Versteck nicht im Stande waren, zu sehen, was sich vor ihren sichtlichen Augen begab. Dann aber griffen sie wieder zur Hacke und Spaten und schafften so eifrig, daß sie fast vergaßen, sich zur Mittagskost hinzusetzen, die von den Mägden in großen Trachten herbei getragen wurde.

Die Sonne sank allmählich dem westlichen Horizont zu, als Peter Bolt sich nach der Außenseite des Deiches begab, um nach seinem Schützling zu sehen, der ihm völlig ausgeruht entgegen kam.

„Halte Dich ruhig, junger Mensch, und erzähle mir, wie Du in diese Lage gekommen bist. Ich kann nicht glauben, daß Du ein Deichfrevler seist, und habe Dir deswegen eine helfende Hand gereicht."

„Dank, Herr. Ihr habt keinem Unwürdigen geholfen," entgegnete Jener. „Euern Beistand werde ich nie vergessen."

„So erzähle mir mit aller Aufrichtigkeit, wie es zuging und weshalb Du hierher in die Marsch gekommen bist?" sagte der Bauer.

Der junge Mann befolgte dies Gebot und schloß:

„So mußte ich meine Lust büßen, die offne See und den großen Strom noch einmal vor meiner Abreise in das Binnenland zu sehen. Und wer weiß,

was noch geschieht, denn hier ist kein Entrinnen und jenseits des Schutzwalles lauern die Häscher."

Der Bauer hatte den jungen Mann während der Erzählung genau betrachtet und sagte dann vor sich hin:

„Hier ist kein Lug und Trug. Das ist Wahrheit. Ich will ihm glauben."

Darauf richtete er noch einen festen Blick auf den jungen Mann, den dieser unbefangen aushielt, und sagte dann:

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie Du heißest und von woher Du gebürtig bist. Wo ist Deine Heimath und wer sind Deine Aeltern?"

„Ich heiße Herrmann Heinsohn und mein Vater ist der Kornhändler Matthias Heinsohn aus Wischhafen. Ihr müßt meinen Vater kennen, Herr, denn er ist in allen Theilen der Marsch wohl bekannt und bei den Herrenleuten gerne gesehen."

„Dein Vater ist ein Ehrenmann," sagte der Bauer. „Ich habe manchen guten Handel mit ihm gemacht, und wenn dies in der letzten Zeit seltener geschehen ist, hat das eine Ursache, die ihm nicht zur Last fällt. Du bist jetzt gestärkt, mein Junge, und kannst wieder zum Spaten greifen. Du mußt es thun, damit Deine Späher Dich vor Augen haben. Geh' zu den Uebrigen

und sage, daß der Großknecht zu mir kommen soll. Sei getrost, mein Junge. Ich leihe Dir meine Hülfe um Deines rechtschaffenen Vaters willen. Kann ich mir auch selbst nicht helfen, vermag ich doch Andern beizustehen. Geh', mein Junge."

Herrmann Heinsohn ging zu den Knechten und Tagelöhnern und bald darauf erschien der Großknecht vor seinem Herrn mit den Worten:

„Weiß schon, was Er will. Der Bursche muß fort."

„Das muß er. Er ist eines braven Mannes Sohn und selbst ein redliches Blut. Aber, wie fangen wir das an? Nach binnenwärts bringen wir ihn nicht unbemerkt durch."

„Nein, Herr. Die Kerle halten die Augen weit offen. Dort ist die einzige Rettung."

Der Knecht deutete bei diesen Worten auf die Elbe. Der Bauer sah ihn groß an:

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine . . . . Aber es ist besser, ich sage es Ihm nicht. Er kann dann mit vollem Rechte sagen, wenn man Ihn frägt, Er wisse es nicht. Gehe Er zu den Leuten und nehme Er meinen Platz ein. Bald kommt die Fluth . . ."

Der Knecht deutete nochmals auf den Strom.

Der Bauer schüttelte ihm die Hand und ging. Jan Giese aber schritt den schmalen, abschüssigen Pfad entlang, der zwischen dem Fuße des Deiches und dem Strom von der Ebbe bloß gelegt ward, und näherte sich einer Stelle, die mit dichtem Röhricht bewachsen war.

Schnell war er in dasselbe eingedrungen. Eine Flucht wilder Enten flatterte mit lautem Geschnatter in den dämmernden Abend hinein. An dem entgegengesetzten Ende schob sich, umhüllt von der einbrechenden Dunkelheit, ein leichter Kahn aus dem Röhricht und schwamm längs dem Deiche der Stelle zu, wo der Bauer Peter Bolt mit seinen Leuten bei'm Schimmer der brennenden Fackeln das schwere Tagewerk fortsetzte.

„Es ist Alles bereit, Herr," flüsterte Jan Giese, der von seiner Wanderung wieder zurückgekehrt war, dem Bauer zu. „Gebe Er mir den Jungen mit. Es ist die höchste Zeit. Da kommt die Fluth."

Sie kam. Laut und immer lauter rauschte sie heran und strömte über die Banken, füllte die Priele und warf die Schaumwellen wie zum Spiel gegen den Deich auf.

Auf ihrem Rücken trug sie einen leichten Kahn, der von einem kräftigen Ruderer sicher gesteuert ward.

Diesem gegenüber saß ein junger Mann und schaute sinnend in die vorübergleitenden Wellen.

Die Nebel stiegen aus den Fluthen auf und bauten eine Wand zwischen dem Kahn und dem Deich, der von den Fackeln, die den emsigen Arbeitern noch immer leuchteten, in der dunklen Nacht aufglühte.

Am andern Tage war eine große Aufregung, sowohl im ganzen Dorfe, als auch auf dem Boltenhofe insbesondere. Die Leute waren erst um Mitternacht heimgekehrt und hatten sich, erschöpft von der schweren Arbeit, auf ihre Betten geworfen. Der Bauer saß still und in sich gekehrt in der Dönse auf der Ofenbank. Er achtete nicht auf die Schmeichelreden und Bitten seiner Tochter und befahl ihr mit einer ihm sonst nicht eigenen Barschheit, sich in ihre Kammer zu begeben.

Der Kirchspielsbote, der mit seinen Leuten einen Theil der Nacht hindurch vergebens auf seinen Fang gelauert hatte, verbrachte den Rest derselben in der Schenke und schwur Stein und Bein, er wolle den Bauer selbst an's Messer liefern, denn der und kein Anderer sei es gewesen, der dem Deichfrevler davon geholfen habe.

Als aber der volle Tag durch die Fenster fiel und Trina aus der Kammer trat, um nach dem Vater zu

sehen, war dieser nicht zu finden. Er hatte sein Gehöft verlassen, ohne Jemandem zu sagen, wohin er gehen wolle. Keiner hatte ihn gesehen. Die arme Dirne war bis zum Tode erschreckt und wußte nicht, was sie in dieser traurigen Lage beginnen sollte.

Da erschien der Großknecht Jan Giese in der Thür und sagte mitleidig:

„Trina Volt, Sie dauert mich; aber Sie muß nicht gleich verzweifeln. Der Vater wird gegangen sein, um anderswo die Hülfe zu suchen, die er in der eigenen Gemeinde nicht finden kann. Wir müssen die Leute behalten, die wir haben, und neue dazu werben, sonst vermögen wir die Arbeit, die auf uns liegt, nicht zu bewältigen. Dazu braucht man Geld und Sie weiß wohl, daß es bei dem Vater damit knapp bestellt ist. Lasse Sie den Kopf nicht sinken und koche Sie tüchtig zu, damit wir das Volk bei gutem Muthe erhalten, sonst wird es rebellisch und wirft mir den Spaten vor die Füße.“

Jan Giese ging hinaus.

Nach einiger Zeit hörte man auf der großen Diele einen wüsten Lärm. Viele Stimmen schrieen und tobten durcheinander, aber die mächtige Stimme des Großknechts tönte über Alle hinaus.

„Jesus, mein Gott! Was ist das?“ schrie Trina Bolt laut auf. „Was wird das werden?“

Da stürzte die alte Magd, die treue Brümmer, herein und rief händeringend:

„Es ist Alles aus. Der Herr hat seinen Hof verlassen und das Volk rebellirt. Sie wollen nicht nach dem Deiche hinaus, wenn der Hausmann nicht mitgeht und die Arbeit theilt. Hörst Du es, Kind? Wer will den tollen Haufen bändigen?“

„Ich!“ sagte das junge Mädchen und kühner Muth strahlte aus ihren Blicken. „Ich, da ich hier jetzt die Herrin bin und schaffen und sorgen muß an meines Vaters Statt. Tritt mir nicht in den Weg und strecke nicht die Hand nach mir aus. Du kannst mich nicht halten und von meiner Pflicht abwendig machen.“

„Besinne Dich, Kind!“ rief die Alte flehend. „Sie haben von dem Pferdejungen Branntwein aus der Schenke holen lassen und gießen ihn hinunter wie Wasser. Die Kerle hören Dich gar nicht an, Kind.“

„Sie sollen mich anhören! Rufe mir den Jan Giese. Er ist der Aelteste und Treuste. An seiner Hand gehe ich hinaus und will sie zwingen, ihre Pflicht zu thun.“

Aber die Magd zögerte furchtsam, diesen Befehl

zu erfüllen, und Trina Bolt schritt allein über die große Diele weg, durch das weite Einfahrtsthor auf den Hof hinaus.

Der wüste Lärmen wuchs. Die mit starkem Branntwein gefüllte Kanne ging von Hand zu Hand und Jeder schwur, indem er einen tüchtigen Zug that, nicht eher zu arbeiten, bis der Bauer sich an die Spitze stelle und ihnen den rückständigen Lohn in blankem Silber auf die blanke Fläche des Spatens zahle.

Als das junge Mädchen dicht an die tobenden Knechte herantrat, ward es einen Augenblick still und sie sprach laut und vernehmlich:

„Wer ist der beste und treueste Knecht auf dem Boltenhofe? Er trete vor, damit die junge Tochter seines Herrn Schutz und Schirm vor diesen wüsten Gesellen finde.“

„Ich bin hier! Ich, der Großknecht! Jan Giese!“ rief dieser und suchte sich Bahn zu machen.

Allein die Knechte und Tagelöhner hielten ihn zurück und der junge Borchard rief, indem er seinen Spaten drohend schwang:

„Daß Du Dich nicht unterstehst! Rühre Dich von der Stelle und Du hast dies Eisen auf Deinem Kopf!“

„Rebell!“ schrie unerschrocken der alte Mann.

„Du bist mehr, als ein Rebell, Du bist ein Judas, der seinen Herrn für dreißig Silberlinge verräth. Hast Du nicht mit dem Großknecht von dem Nagelshofe in der Schenke gesessen und Dich von ihm traktiren und Geld in die Tasche schieben lassen, damit Du hier Unkraut säen und das Elend über diesen Hof bringen sollst? Schande über Dich und Schimpf, Du treuloser Knecht!"

Der Gescholtene wurde blutroth und sprudelte giftige Worte vor sich hin.

Die Tochter des Hauses aber, die Alles gehört hatte, trat vor und sagte:

„Jan Giese, das ist nicht wahr. Du sprichst zum ersten Male eine Lüge! Das hat der Borchard nicht gethan. Weißt Du nicht, daß er als eine vater- und mutterlose Waise an demselben Tage, da ich geboren ward, zu uns auf den Hof kam? Hat meine Mutter ihn nicht gewartet und gepflegt und an seinem Bette gesessen, als er krank und elend war? Willst Du mir einreden, daß der Borchard so schurkisch und ehrlos sein kann, den Mann für Geld zu verrathen, dessen Frau Mutterstelle bei ihm vertrat, bis ihre Augen sich schlossen? Ein unvernünftiges Thier hat so viel Treue in sich, daß es die Hand leckt, die es füttert, wenn sie auch manchmal im Zorne nach ihm

schlug. Tritt hierher, Borchard, und sage ihnen, daß sie lügen, und daß Du uns nicht verrathen hast."

Aber der Borchard, auf dessen Gesicht Blässe und Röthe wechselte, hielt den Mund fest verschlossen und ein Dritter rief:

„Das kann er nicht! Seht Ihr nicht, daß er ein Schloß vor dem Munde hat, woran ein Lederbeutel mit fünf blanken Thalern hängt? Der alte Carsten Nagel ist viel zu klug, als daß er dreißig Silberlinge für Etwas ausgiebt, das er für fünf bekommen kann. Und nun zahlt uns unsern Lohn, auf dem wir warten, oder wir kehren das Unterste zu oberst und setzen Euch den rothen Hahn auf das Dach."

Mit lautem Geschrei fielen die Uebrigen ein, indem sie die Spaten zusammen schlugen und in geschlossener Reihe gegen das Haus vordrangen.

Trina Bolt wich erbleichend zurück und ihr Herz begann laut zu schlagen; dann aber nahm sie ihre letzten Kräfte zusammen und sagte laut:

„Nur über meinen Leib hin geht der Weg in dieses Haus!"

Sie sank in die Kniee und die gefalteten Hände erhebend, fuhr sie fort:

„Herr Gott, Vater im Himmel, Dich rufe ich

an in meiner höchsten Noth. Halte Deine Hand über mich und schirme mich vor den Verräthern und Gottlosen, damit ich nicht zu schanden werde. Hilf mir, Herr Gott und Vater, durch Jesum Christum Deinen eingebornen Sohn!“

Und sie kam die Hülfe in der Noth mit donnerndem Hufschlag, so schnell, wie ein gutes Pferd laufen kann, wenn ein kühner Reiter ihm die Sporen in die Weichen drückt. Marx Nagel saß hoch auf seinem Falben, auf welchem er jeden Morgen über die Feldmarken seines Hofes ritt, um nach dem Rechten zu sehen und ob Jeder seine Schuldigkeit thäte, wie es der Vater gebot. Da kam ihm unterweges die Nachricht von dem Tumult auf dem Boltenhofe und mit verhängtem Zügel sprengte er dahin.

Das Erscheinen des jungen, kräftigen Bauernsohnes inmitten der tobenden Menge brachte eine schleunige Veränderung hervor. Jan Giese und ein paar Andere, die es gut mit dem Herrn meinten, jauchzten dem willkommenen Helfer zu und der treue Großknecht lief zu der Tochter seines Herrn, die, von Schrecken bewältigt, zu sinken drohte. Der Rädelsführer Borchard schlich sich davon und nur einige muthvollere Gesellen boten Trotz. Rasche Reden flogen hin und her und erst als die Nachricht kam, daß der

Kirchspielsbote mit seinen Gehülfen im Anzuge sei, rief einer der Letzteren:

„Pah! Was stehen wir noch hier und begehren das Unsrige, was wir doch nun und nimmer bekommen werden? Laßt uns gehen und den Staub von unsern Füßen schütteln! Wir schenken dem Bettelhans das Geld, was er uns schuldet. Mag er es als einen Zehrpfennig brauchen, wenn er hinauswandern muß, mit dem weißen Stabe in der Hand. Kommt! Kommt! Wir ziehen ab mit lautem Juchhei!"

Die rohen Burschen stürmten fort, anscheinend gewaltig aufbegehrend und doch heimlich rückwärts schauend, ob nicht der junge, kräftige Bauer, der so stolz zu Roß saß, hinter ihnen drein sprengen und ihnen die Peitsche um die Ohren schlagen werde.

Marx Nagel stieg von seinem Pferde, trat zu der Altmagd, die sich um ihre junge Herrin bemühte, und sagte:

„Bringe Sie die Jungfer in das Haus und thue Sie, was noth ist, sie zu pflegen. Wenn Trina Bolt die Augen aufschlägt, sage sie ihr, daß sie sich nicht sorgen und fürchten soll. Der Marx Nagel sei da, um den Boltenhof zu schützen, so lange dies in eines

Menschen Macht stehe. Ohne ihren Willen soll kein Strohhalm vom Dache entwendet werden."

Mit diesem Troste ging die Altmagd zu der jungen Gebieterin und der junge Mann blieb überlegend auf dem vereinsamten Hofe zurück; nicht im Stande, den Ausweg zu finden, nach welchem er so eifrig suchte.

Nicht lange dauerte seine Einsamkeit. Von zweien Seiten kam es heran, um ihn derselben zu entreißen.

Auf dem Nagelshofe fragte der Vater nach dem Sohne und erfuhr, wohin dieser sich begab. In das Pastorenhaus gelangte die Kunde von dem Unheil, welches sich auf dem Boltenhofe ereignete, und der Pastor, der den freundlichen Mann gern hatte und auf dessen Tochter große Stücke hielt, begab sich dorthin, um Trost zu bringen und mit väterlichem Rathe zur Hand zu sein. Beide Männer näherten sich dem Boltenhofe; aber ein ergrimmter Bauer auf einem halbwilden Pferde erreicht sein Ziel eher, als ein bejahrter Geistlicher, der an seinem Wanderstabe den schmalen Fußsteig geht, der über die Aecker führt.

Marx Nagel sah seinen Vater kommen. Er hörte, wie dieser einem umherlungernden Burschen gebieterisch zurief, ihm das Pferd abzunehmen. Festen Fußes erwartete er das Zusammentreffen, wenn auch mit klopfendem Herzen.

„Was thust Du hier?“ herrschte der Vater ihn schon von Weitem an.

„Er weiß es wohl, Vater!“ entgegnete Marx ruhig. „Hier wohnt das Mädchen, welches ich liebe und der ich Treue gelobt habe für das Leben.“

„Dir ist verboten, hier auf die Freite zu gehen. Du mißachtest meinen Befehl, indem Du einen Fuß auf diesen Hof setzest.“

„Dem Herzen kann ich nicht gebieten, Vater. Es zieht mich mit aller Macht hierher und ich muß ihm gehorchen.“

„Dem Vater gehorcht der Sohn und keinem Andern in der Welt. Ich bin Dein Herr und Meister, vor dem Du den Nacken beugen sollst, so lange meine Augen offen stehen. Auf der Stelle gehe nach Hause und erwarte dort, was ich Dir zu sagen habe.“

„Ich kann nicht, Vater!“

„Du kannst nicht?“

„Und ich will auch nicht. Was für ein erbärmlicher Mensch wäre ich, wenn ich eine Dirne, die sich mir im Glücke feierlich verlobte, verlassen könnte, da sie in Noth gerathen ist? Sei Er nicht ungerecht gegen mich, weil ich handle, wie es mir mein Gewissen vorschreibt.“

Der Alte stand starr vor Staunen. Einen solchen

Widerspruch hatte er nicht vermuthet. Aber er sah in demselben ein Spiegelbild seines eignen Selbst und sagte darum in einem gelassenern Ton, als er sonst anschlug:

„Sohn Marx, Du hast eine Binde vor den Augen; ich will sie Dir abnehmen. Du bist mein Erbe und als solcher der reichste und angesehenste Mann in der Marsch weit und breit. Da ist keine Thür, welche sich Dir nicht öffnet, wenn Du anklopfst. Ich will nicht davon reden, daß der Mann, dessen Tochter Du nachläufst, mein Feind ist. Ich sage Dir nur, daß er ein herabgekommener Landläufer ist, vor dessen Haus und Hof der Spaten in der Erde steckt.“

„Das wird nicht geschehen!“ unterbrach ihn der Sohn lebhaft.

„Willst Du es etwa hindern?“ fragte Carsten Nagel in seiner kalten, spöttischen Weise. „Ich bin neugierig, wie tief Deine Hand in den Beutel greifen kann.“

„Er spottet meiner, Vater. Aber Sein Spott ist grausam und stößt mir das Herz ab.“

„Du machst Dir viel mit Deinem Herzen zu schaffen, Sohn Marx. Komm, komm! Das führt zu Nichts. Ich will mit einem Male in's Klare kommen. Dir bleibt unter Zweien die Wahl. Ent-

weder ich, oder die Dirne. Nimmst Du sie, dann sagst Du Dich von mir los und Du magst sehen, wie weit Du mit dem Pflichttheil reichst, den Dir das Gesetz nach meinem Tode zuspricht."

„Ich will tragen, was ich muß, Vater. Gott wird uns nicht verlassen."

„So verlasse ich Dich, Du ungerathener, undankbarer Sohn!" brausete Carsten Nagel auf. „Geh' auf die Pfarre, und bestelle das Aufgebot; cariole mit Deiner Bettelbraut von Hof zu Hof und siehe zu, wie die Herrenleute Dich empfangen. Tritt mit ihr an den Altar, wo ich Dich erwarten werde, und wenn Dein Mund sich öffnet ..."

Der Vater sah in diesem Augenblicke schrecklich aus. Es zuckte in den Mundwinkeln, aber das entsetzensvolle Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, wollte nicht über die Lippen. Ihn schüttelte Fieberfrost und er fuhr zusammen, als eine Stimme neben ihm sagte:

„Verstumme, unglückseliger Mann, der Du im Begriff bist, Dein eigen Fleisch und Blut zu verfluchen."

„Wer untersteht sich ..."

„Der Diener Gottes untersteht sich, dem unna-

türlichen Vater zu befehlen, daß er nicht länger frevle, sondern in sich gehe und bereue."

„Was habe ich mit Ihm zu schaffen? Er ist nicht mein Vormund!" stieß der Bauer heraus und sah dem Pastor in das Gesicht; schlug aber sogleich die Augen nieder, als der strafende Blick des geistlichen Herrn ihn traf. Dieser sagte kein Wort, sondern wandte sich zu dem Sohne, dem er freundlich zusprach:

„Gehe getrost heim und überlasse mir die Sorge für die verlassene Tochter eines unglücklichen Mannes. Reize nicht den Grimm des Vaters durch Deine Gegenwart und steigere nicht seinen Zorn, indem Du sprichst, ich will nicht. Geh' und vertraue auf Gott, der Dich nicht in der Noth verlassen wird."

Schweigend, wie ihm befohlen ward, entfernte sich der junge Mann, nicht, ohne sich nach dem Vater umzusehen, dessen Augen am Boden wurzelten.

„Mann mit dem Herzen von Stein, wohin verirrst Du Dich?" fragte der Geistliche im strafenden Ton. „Aber woher soll Dir der Geist der Liebe und der Versöhnung kommen, da Du die Stätte meidest, wo Er weilt? Seit dem Tage, da Du Deinen Sohn taufen ließest, habe ich Dich nicht in der Kirche gesehen. Sie kommen Alle, um das Brod des Lebens

von mir zu empfangen; nur Du hast mich nicht besucht."

„Er besucht mich ja auch nicht!" fuhr der Bauer heraus, aber das frevelhafte Wort starb ihm auf der Zunge.

„Du wirst sitzen, wo die Spötter sitzen. Unglücklicher Mann, wie bist Du bei all' Deinem Reichthum so arm."

Er ging dem Hause zu, wo die Altmagd in der Thür erschien, und winkte. Der Vollbauer aber schritt durch das Heckthor, gab dem Jungen, der sein Pferd hielt, einen Wink, es fortzubringen, und setzte schweigend seinen Weg zu Fuß fort.

Um Mittag des andern Tages kam Peter Bolt, müde von einer langen Wanderung, nach Hause. Seine Tochter flog ihm weinend entgegen. Sie fragte nicht, wohin er ging und woher er kam; sie drückte ihn nur fest an sich und stammelte:

„Gottlob, daß Du da bist!"

„Ich bin nur gekommen, um mit Dir in die weite Welt zu gehen und eine Stätte zu suchen, wo wir unser Haupt niederlegen," sagte der Vater und seine Stimme bebte bei dieser traurigen Verkündigung. „Ich muß ihnen mein Haus und meinen Hof lassen

und dafür die Handvoll Thaler nehmen, die er nach ihrer Schätzung werth ist."

„Ich bleibe Dir, Vater, und will nicht weichen und wanken. Ist der Schlag, der uns treffen soll, nicht abzuwenden, wollen wir ihm offen entgegen treten. Gleich jetzt lege ich Hand an das Werk, um Alles zu unserm Abzuge vorzubereiten."

Die Dirne sprach es und ging in das Haus, wo sie die Mägde zusammen rief.

Peter Bolt aber sagte:

„Und auch ich lege Hand an das Werk und verrichte die letzte Arbeit, welche mir zu thun übrig bleibt."

Er nahm einen Spaten, trat damit an das Heckthor und trieb ihn mit einem festen Stoß tief in den Grund hinein:

„Da stecke Du. Und möge die Hand, welche sich nach Dir ausstreckt . . ."

Er unterbrach sich: „Nein, ich will ihm nicht fluchen. Der Unselige, der mir während unseres ganzen Lebens seinen Haß nachtrug, wird den Augenblick, auf den er lange vergebens wartete, nicht ungenützt vorüber gehen lassen. So bricht er den Eid, den er einst Elsbeth's Vater schwur. Ich will nicht gleicher Sünde theilhaft werden."

Langsam verließ er den Hof und ging in das Dorf. Als er an dem Kreuzegger-Kruge vorüber ging und zu dem Baume aufsah, der seine kahlen breiten Aeste weit von sich streckte, sagte er mit wehmüthigem Lächeln:

„Wenn Du im nächsten Frühjahr Deine weißen Lichter aufsteckst, werde ich sie nicht mehr sehen.“

Noch einen Blick voll Trauer warf er auf die hellen Fenster des Kruges, aus denen sonst seines ganzen Lebens Glück und Wonne schaute, dann aber betrat er festen Schrittes den Hof des Deichgräfen, der ihm entgegen kam und, Alles errathend, sagte:

„Er kommt nicht als Freund zu mir?“

„Ich komme zum Deichgräf!“ antwortete der Bauer eintönig. „Gehe Er mit Seinen Geschwornen nach dem Boltenhofe; dort findet Er am Heckthor den Spaten, womit ich den Deich nicht festigen kann, tief in den Grund getrieben, der starken Hand harrend, die ihn herauszieht. Weiteres brauche ich wohl nicht zu sagen?“

„Nein, unglücklicher Mann, Du hast genug gesprochen,“ sagte der Deichgräf. „Gehe heim und trage Dein Loos mit Geduld. Ich will thun, was meines Amtes ist.“

Und Peter Bolt ging, die Augen zu Boden ge-

schlagen, weder rechts, noch links schauend. Und die ihm begegneten, erriethen, was vorgefallen war, und wichen ihm aus.

Wie eine Sturmbö, die, aus der See kommend, über die Marschen hinfährt, flog die Kunde von dem Mißgeschick des Peter Bolt von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf.

„Spatenland! Es giebt Spatenland!" rief es hier und: „Spatenland! Spatenland!" rief es dort.

Die Reichen zuckten die Achseln und waren im Innern froh, daß sie einen Mann los wurden, der eigentlich nie zu ihnen gehörte. Ein Halbfremder, der nicht festzuhalten wußte, was ihm das Glück zuwarf. Die Armen rieben sich die Hände und konnten ihre Freude nicht verbergen, daß Einer von Denen, welche so stolz auf sie herabsahen, wieder zu ihnen herunter mußte. Nur Wenige waren, die ein aufrichtiges Mitleid empfanden, und diesen Wenigen gebrach es an Kraft, dem Sinkenden eine helfende Hand zu bieten und ihn dem Untergange zu entreißen. Er war unrettbar verloren.

Der Deichgräf hatte einen Tag angesetzt, an welchem das Spatenland unter den Bedingungen vergeben werden sollte, welche das Gesetz vorschreibt. Es war ein kalter, unfreundlicher Tag und kein Sonnen-

blick vermochte sich durch die Wolken eine Bahn zu brechen.

Auf einem Hauklotz, der unfern von der großen Eingangsthür stand, saß, den Kopf in die Hand gestützt, Peter Bolt und wartete in dumpfer Gleichgültigkeit der kommenden Dinge. Neben ihm stand seine Tochter. Sie beugte sich zu ihm nieder und wollte ihn trösten, allein die Sprache versagte ihr und bittere Thränen rollten die Backen herab. Es sammelten sich nach und nach viele Leute auf dem Hofe, aber sie achteten nicht darauf, sondern waren mit ihrem Schmerz mitten unter den Vielen allein. Unfern von ihnen stak der Spaten in dem Boden. Scheu blickte Jedermann darauf hin, allein Keiner wagte, sich ihm zu nähern. Er war, wie mit einem Bann umgeben.

Da nahten der Deichgräf und die Deichgeschwornen sich dem Boltenhofe. Der Erstere trat hinter den Spaten und die Geschwornen standen um ihn her. Die herbeigeströmten Leute bildeten einen weiten Halbkreis und eine lautlose Stille herrschte auf dem Hofe, als der Deichgräf anhub:

„Kund und zu wissen, daß der Vollbauer Peter Bolt von dem Deichgräfen-Gericht verurtheilt worden ist, seinen schadhaft gewordenen Deich binnen einer gewissen Frist wieder herzustellen. Diesem gerechten

Befehl ist derselbe nicht nachgekommen und er hat seinen Spaten öffentlich vor Aller Augen in den Boden seines Gehöftes gesteckt, zum sichtbaren Zeichen, daß er sein Recht daran verloren giebt. So ist nun dieser Hof ein Gut, das Keinem verboten und Jedem erlaubt ist, und nur, wenn Niemand sich meldet, der ihn haben will, fällt er der Gemeinde als Eigenthum und gemeine Last zu. Wenn aber Einer ist, der von dem Rechte Gebrauch machen will, das ihm zusteht, der lege seine Hand an diesen Spaten und ziehe ihn aus der Erde."

„Das will ich thun!" sagte Carsten Nagel, indem er aus dem Kreise trat.

Ein lautes Gemurmel lief durch die Reihen. Der Deichgräf hielt ihn zurück und sprach:

„Er hat erst die Bedingungen zu vernehmen und zu geloben, daß Er sie erfüllen will. Ist Er bereit, zu hören?"

„Ich höre."

„Zuerst ist es Seine Pflicht und Schuldigkeit, Seine Hand an den beschädigten Deich zu legen und ihn so schnell, als es nur geschehen kann, spätestens in vierzehn Tagen, wieder herzustellen."

„Das gelobe ich!"

„Dann soll Er dem Manne, der gezwungen ist, sein Eigenthum aufzugeben, dasselbe nach seinem vollen Werthe und nach der bestehenden Schatzung ausbezahlen, baar und blank, keinen Heller zu viel und keinen zu wenig. Ist er dazu bereit und vermögend?"

„Ich bin bereit und vermögend, es zu thun."

„Dann möge geschehen, was ich nicht abzuwehren vermag. Nehme Er Sein Recht."

Der Deichgräf sprach es. Bei seinen Worten brach Peter Bolt in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Die Tochter riß sich von ihm los und warf sich vor dem Carsten Nagel in die Kniee:

„Thue Er es nicht! Er tödtet meinen Vater!"

„Was will die Dirne?" fragte Carsten Nagel kalt.

Die laute Mißbilligung, die sich kundgab, hieß ihn schweigen.

„Erbarmen! Erbarmen!" rief Trina und rang die Hände. „Lasse Er meinen Vater bei Ehren. Jage Er ihn nicht, wie einen Heimathlosen, in die weite Welt."

„Deichgräf! Schaffe Er mir Platz, oder ich thue es selbst!" sagte der Bauer hart. „Er hat mir mein Recht zugesprochen und muß mich bei demselben schützen."

„Steh' auf, mein Kind!" bat der Deichgräf das junge Mädchen und wollte die Trina Bolt entfernen. Sie aber wehrte ihn von sich ab und sagte entschlossen:

„Er soll mich zertreten, bevor er meinen Vater tödtet. Ich weiche nicht."

Die Aufmerksamkeit einiger entfernter stehenden Personen wurde von dieser Scene einer andern zugewendet. Ein leichtes Fuhrwerk, von zwei starken Pferden gezogen, rollte heran und in demselben stand ein Mann hoch aufrecht. Dieser schrie unaufhörlich „Halt! Halt!" und schwenkte ein weißes Tuch um den Kopf. Die eigenthümliche Hast, welche sich in diesem Rufen aussprach, machte einen solchen Eindruck auf die Anwesenden, daß sie, ohne zu wissen, was es bedeute, mitriefen, immer stärker und stärker, so daß auch der Deichgräf sammt den Geschwornen aufmerksam wurden und fragten, was es gäbe?

Der Wagen hatte unterdessen sein Ziel erreicht. Der Mann mit dem weißen Tuche ging durch die Menge, die ihm bereitwillig auswich und hinter ihm her drängte. Es war Matthias Heinsohn, der Kornhändler aus Wischhafen, der sich den Schweiß von der Stirn trocknete und tief aufathmend sagte:

„Gottlob, noch ist es Zeit!"

Carsten Nagel sah ihn höhnisch an und sprach:

„Wenn Er meint, es sei noch Zeit, das Spatenrecht zu gewinnen, so irrt Er, denn der Deichgräf hat es mir zugesprochen.“

„Aber Er hat es noch nicht in Händen und wird es auch nicht bekommen!“ entgegnete Matthias Heinsohn kurzab. „Ich weiß, was im Lande Rechtens ist, und habe, Gott sei Dank! die Macht, es aufrecht zu halten. Keine fremde Hand soll sich an diesem Spaten vergreifen, so lange noch eine befreundete es zu thun im Stande ist, und diese habe ich gefunden.“

Er trat zu der Tochter des Hofbesitzers und sagte mit herzlichem Tone:

„Jungfer Katharina Bolt, lege Sie Ihre Hand an diesen Spaten und reiße Sie ihn mit aller Kraft heraus.“

Ein lauter Ruf der Ueberraschung gab sich kund. Carsten Nagel erbleichte.

Trina Bolt zögerte. Matthias Heinsohn bemerkte es und sprach mit erhöhter Stimme:

„Katharina Bolt, thue Deine Schuldigkeit und erhalte Deinem Vater seine Heimath!“

Da riß die Dirne den Spaten mit einem Ruck aus der Erde und flog jauchzend zum dem Vater, der

sie mit beiden Händen umklammerte. Der Matthias Heinsohn aber sprach zum Deichgräf:

„Für Alles komme ich auf und ehe vierzehn Tage vergehen, ist die Deichstrecke des Peter Bolt die festeste und sicherste im ganzen Lande."

Beide wechselten noch einige Worte und schienen Einer von dem Andern sehr befriedigt zu sein. Peter Bolt ging dem Helfer in der Noth entgegen und fragte:

„Sage Er mir, womit ich es verdiene, daß Er an mir solche Barmherzigkeit übt?"

„Ich verschenke nichts," entgegnete der Kornhändler. „Ich zahle nur einen Theil meiner Schuld zurück, die Er von mir zu fordern hat."

„Spotte Er meiner nicht, Matthias Heinsohn," sagte der Bauer gedrückt.

Der Kornhändler ergriff seine Hand und erwiederte lebhaft:

„Er hat mir meinen größten Reichthum, meinen Sohn, erhalten; dafür gebe ich Ihm eine Tochter, die Ihn bei Ehren und Ansehn erhält."

Da trat der Deichgräf näher und sagte:

„Um Euern Sohn härmt Euch nicht. Hier ist schon kund, daß derselbe völlig unschuldig ist, da ihm ein Frevel aufgebürdet ward, den er nicht beging.

Der böse Bube, der diese That vollführte, ist gebührend dafür gezüchtigt."

„Dank, Herr, für diese Nachricht," entgegnete Matthias Heinsohn. „Ich mache es dadurch wett, daß ich Ihm einen schönen Gruß von meinem Sohn bestelle, der wohlbehalten in Göttingen bei der Georgia Augusta angekommen ist."

Da gab es ein Freuen und Jubeln überall. Der Peter Bolt ging von Einem zum Andern und es war ein Händedrücken und ein Lachen und Scherzen, und Keiner war, der dem Geretteten sein Glück nicht gönnte und gern das Seinige dazu beitragen wollte, es zu festigen und zu mehren. Es war aber Niemand da, der sie bei'm Worte nahm, um zu sehen, ob die neue Freundschaft auch Probe hielt.

Nur der Carsten Nagel tobte wie ein ungebändigter Stier, da er sein ganzes Rachewerk in Nichts zerfallen sah. Sein Zorn traf Alle, am meisten aber den Matthias Heinsohn, der ihn seitwärts zog und mit gedämpfter Stimme sagte:

„Marschbauer, gehe Er in sich und werde Er fein demüthig, sonst kann Ihn treffen, was ich eben von Andern abgewendet habe. Kennt Er den schmucken Kaufmann Johannes Hansen?"

Der Marschbauer erbleichte, da er den Namen

des Mannes hörte, mit dem er kürzlich sein erstes Geschäft machte und ihm ein Document ausstellte, wodurch nach und nach der Nagelshof in die Hände jenes schlauen Unterhändlers hätte fallen müssen.

„Was ist es mit dem Manne?“ fragte er stotternd.

Schon am Tage nachher hatte ihm der unbesonnene Handel leid gethan und er hätte ihn gern wieder rückgängig gemacht, aber der Johannes Hansen war nicht aufzufinden und auf seine Briefe erhielt der Bauer keine Antwort.

„Was ist es mit ihm?“ fragte er abermals, und Matthias Heinsohn antwortete:

„Mir wollte Er Seinen Weizen nicht verkaufen, weil ich Ihm zu wenig bot, und Er gab, um nur Seine Rache zu befriedigen, unbedacht Seine Unterschrift ab, die Ihn für immer unfähig macht, frei mit dem Seinigen zu schalten. Zu Seinem Glücke hat es der liebe Herrgott anders beschlossen und ich will Ihn wieder zu einem freien Manne machen, wenn Er thut, was ich von Ihm fordere.“

„Ich zahle Ihm, was Er verlangt!“ sagte Carsten Nagel, allein Jener entgegnete:

„Geld will ich nicht, sondern das Versprechen, daß Er Alles thut, was ich in der nächsten Stunde

von Ihm fordere. Was in Trübsal begann, muß in Freuden enden. Soll das gelten?"

„Es soll gelten," sagte der Bauer und reichte ihm die Hand.

Matthias Heinsohn nahm den verhängnißvollen Spaten, den Trina Bolt vorher fallen ließ, vom Boden auf und rief mit lauter Stimme:

„Hört mich, mit Vergunst, Ihr, Herr Deichgräf und Euere Geschwornen, sammt allen Andern, die hier versammelt sind. Legt Eurer Lust einen Zaum an, denn wir sind nicht zu Ende, sondern die Hälfte unseres Geschäftes ist noch übrig."

Von allen Seiten stürmten sie mit Fragen auf ihn ein, aber er gab keine Antwort, sondern sagte, indem er einem der Knechte befahl, das Heckthor weit zu öffnen:

„Ich gehe mit dem Carsten Nagel voran und Ihr Alle sollt uns auf dem Fuße folgen; das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Die Wanderung wurde angetreten, nicht ohne vielfache Ausrufe der Verwunderung und des Staunens, die im Steigen begriffen waren, als sie den Nagelshof erreichten. Marx Nagel sah den Zug daher kommen, an dessen Spitze sein Vater einherschritt; er sah in der Mitte desselben den Peter Bolt und seine Geliebte, Hand

in Hand, mit fröhlichen Gesichtern und wußte nicht, was dies Alles zu bedeuten habe. Schnell das Heckthor weit öffnend, machte er Miene, den Matthias Heinsohn anzureden, allein dieser winkte ihm zu schweigen und stellte sich in die Mitte des Vorhofes.

„Was bedeutet das Alles?“ fragte Carsten Nagel, der finster auf alle die ungebetenen Gäste blickte, die sich vor seinem Hause aufpflanzten.

„Ehre und Glück, fröhliche Herzen und ein gutes Gewissen. Und den Johannes Hansen habe ich in der Tasche!“ entgegnete Jener. „Aber ich gebe ihn nur heraus, wenn Er blindlings nach meinen Worten thut.“

Er reichte dem Bauer den Spaten, den er während der ganzen Zeit hinter sich her schleppte, und sagte:

„Carsten Nagel, nehme Er aus meiner Hand den Spaten und stoße Er ihn vor Aller Menschen Augen dicht vor sich in den Boden.“

Er sah den Bauer dabei so fest und durchdringend an, daß dieser schier verwirrt wurde und that, was man von ihm forderte, er wußte selbst nicht zu sagen, wie es geschah. Kaum aber war es geschehen, zum bleichen Schrecken aller Umstehenden, als der Matthias Heinsohn den Spaten herausriß und dem Bauer zurief:

„Jetzt bin ich Herr hier und mache, was ich will, während Er nur das Zusehn hat.“

Der Marx Nagel, welchem bei diesem Auftritte angst und bange wurde, wollte dem Kornhändler den Spaten entreißen, allein dieser hinderte ihn daran, indem er sagte:

„Mit nichten, mein Junge. Um Deinetwillen ist es geschehen und nun laß uns ein Stückchen Weges zusammen wandern.“

Sie traten zu der Trina Bolt, welche geschämig die Augen niederschlug, und Matthias Heinsohn sagte:

„Als gegenwärtiger Herr vom Nagelshofe erscheine ich vor Ihr mit dem Sohne und Erben dieses Hofes und wenn Sie nichts dagegen hat, möchte ich mein Wort bei Ihr anbringen.“

Die Dirne konnte keinen Laut hervorbringen, aber er las in ihrem Gesichte, daß sie nichts einzuwenden habe, und fuhr daher fort:

„Jungfer Katharina Bolt, in Gegenwart Ihres Vaters und dieser ganzen Versammlung frage ich Sie, ob Sie den hier gegenwärtigen Marx Nagel zu Ihrem Herrn und Ehegemahl annehmen und sich mit ihm in dieser gesegneten Stunde verloben will? Sie ist die freie Besitzerin des Boltenhofes nach dem

Spatenrecht und kann ohne Scheu Ihre Herzensmeinung sagen."

Aber ehe der Matthias Heinsohn mit seiner Rede zu Ende kam, lagen sich die jungen Leute schon in den Armen.

Mit lachendem Gesicht wandte er sich zu dem Bauern und sagte:

„Da hat Er Seinen Spaten wieder. Ich will von dem Nagelshofe Nichts, als den Weizen, der wirklich darauf gewachsen ist, und den zahle ich mit blanken Pistolen. Gold für Gold. Und hier schickt Ihm mein Advocat das Document, welches wir dem Johannes Hansen abgejagt haben, ehe er nach Amerika versegelt ist. Jetzt gehe Er in sich und sehe Er sich den Mann näher an, der Ihm die Hand entgegen streckt und um Frieden bittet. Komme Er näher, Peter Bolt! Ich glaube, der Carsten Nagel thut es. Den Spaten hat er schon weggeworfen und die Hand ist frei."

Zögernd streckte der Carsten Nagel die Hand aus, die Peter Bolt lebhaft ergriff. Die beiden Männer zitterten, als sie sich berührten und Auge in Auge einander gegenüber standen. Der Matthias Heinsohn aber rief plötzlich:

„Da kommt der Herr Pastor. Nun können wir

gleich das Aufgebot bestellen. Frisch, junge Braut, sehe Sie sich in der neuen Wirthschaft um und sorge Sie für Schüssel und Glas. Hier haben Viele Hunger und Durst und ich am meisten. Das ist mein letzter Befehl als Herr vom Nagelshofe. Was sagt der Herr und Meister?"

Dieser sagte nichts. Er stand noch immer, wie von einem Traume befangen. Als aber die Stimme des Matthias Heinsohn so voll und fröhlich erklang, that er einen tiefen Athemzug und sagte zu dem Peter Bolt:

„Wir wollen unsere Rechnung drinnen abmachen. Mir ist nicht wohl unter all' dem Volk. Ich nehme Deine Tochter als Sohnesfrau an und sie soll es gut haben auf dem Nagelshofe. Der Spaten aber, den die Dirne so resolut aus dem Boden riß und der meine Hand zittern machte, als sie ihn berührte, gilt mir als Aussteuer."

Die beiden Männer gingen schweigend in das Haus und während der Pastor das junge Paar begrüßte, bereiteten Knechte und Mägde Alles zu einem fröhlichen Juchhei.

Inhalt.

11-01



Smidt, Heinrich,

Binnen der rothen Tonne Novellenbuch der Niederelbe

Bd.: 3. Band

Berlin 1865